
110 | 2020

Fontane Blätter

Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs und
der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Peer Trilcke
und Roland Berbig

Ich bin kolossal empirisch und ganz unphilosophisch;
ich kann nicht mal recht folgen und Hegelsche Sätze
machen mich nervös.

Theodor Fontane,
Brief an Unbekannt vom 29. Oktober 1890

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

8 Das Theodor-Fontane-Archiv 1945 – und 75 Jahre danach.

Unbekannte Dokumente zur Bestandsgeschichte
Klaus-Peter Möller und Peer Trilcke für das Theodor-Fontane-Archiv

24 Ernst Georg Bardey und Carl Blechen.
Zwei faszinierende Objekte zurück im Theodor-Fontane-Archiv

Klaus-Peter Möller

39 Fontanes Fronde gegen Manteuffel und seine Mannen.
Als Literat im Gewirr der preußischen Pressepolitik der Reaktionszeit

Rudolf Muhs

71 »Eine offene Beleidigung«: A Newly Discovered Review of Quitt by C. H. Wedel, Instructor at Ruth Hornbostel's Mennonite School in Halstead

Mark Jantzen

Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte90 *Abednego, der Pfandleiher*. Fontanes Übersetzung einer *fashionable novel* als frühe Annäherung an die »jüdische Frage«

Thomas Brechenmacher

112 Nomen est omen. *Oceane von Parceval* (1882)

Oliver Sill

131 Die Fontanes und »ihre« Französische Kirche

Bernd W. Seiler

Nachruf

162 Abschied von Günter de Bruyn

Roland Berbig

Rezensionen

- 170 Dieter Richter: Fontane in Italien. Mit zwei Städtebildern aus Fontanes Nachlass.
Berlin: Wagenbach 2019
Michael Ewert
- 173 Christoph Wegmann: Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes. Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv. Mit einem Vorwort von Peer Trilcke. Berlin-Brandenburg: Quintus 2019
Hugo Aust
- 179 Claudia Stockinger: An den Ursprüngen populärer Serialität. Das Familienblatt ›Die Gartenlaube‹. Göttingen: Wallstein 2018
Matthias Grüne
- 184 Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe u. Hendrik Stein. 6 Bände. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2005–2019.
Wolfgang Rasch

Informationen

- 190 Autorenverzeichnis
- 192 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
- 195 Veröffentlichungen der Theodor Fontane Gesellschaft
- 198 *Fontane Blätter* im Abonnement
- 198 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*
- Impressum

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
für dieses Heft der *Fontane Blätter* haben sich unsere Beiträgerinnen und Beiträger in die Archive begeben und dort allerlei Erstaunliches erkunden können: von bisher unbekanntem Listen, die von den frühen Beständen des Theodor-Fontane-Archivs berichten, über Dokumente aus dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin, die von Fontanes Zeit im Literarischen Kabinett zeugen, bis hin zum Kirchenbuch der Berliner Französischen Gemeinde. Unser Wissen über Fontane, sein Werk und beider Überlieferung ist – davon erzählen diese und weitere Erkundungen – noch immer in Bewegung. Wir ermuntern besonders die jüngere Generation, die vielleicht vermutet, dass Fontane ausgeforscht ist, sich hier ermutigen zu lassen. Es gibt noch viel zu entdecken und einiges sogar aufzudecken oder doch aufzuklären.

Neue Erkenntnisse über die Bestandsgeschichte des Fontane-Archivs und damit über die verwickelten Provenienzen des Fontane-Nachlasses präsentiert der erste Beitrag unseres Heftes. Zwei besondere Neuzugänge des Fontane-Archivs, bei denen es sich um alte, seit 1945 verschollene Bekannte handelt, stellt Ihnen daran anschließend Klaus-Peter Möller vor. Rudolf Muhs nimmt in seinem Beitrag, gestützt auf zahlreiche Akten, noch einmal Fontanes Einbindung in die preußische Pressepolitik der Ära Mantuffel vor und kommt zu erstaunlichen Neubewertungen. Dieser Pfad ist noch lange nicht an sein Ziel gelangt, eine große Studie, die dieses Kapitel in Fontanes Schreibleben dokumentiert, steht nach wie vor aus. In den Pressearchiven war Mark Jantzen für seinen Beitrag unterwegs, der Einblicke in die amerikanische Rezeption des Quitt-Romans präsentiert.

Wenig bekannt, fast möchte man vermuten weitgehend unbekannt ist sicher auch Fontanes Übersetzung des Romans *The Moneylender* der britischen Autorin Catherine Grace Frances Gore. Thomas Brechenmacher hat diese Übersetzung einer genaueren Untersuchung unterzogen und diskutiert sie insbesondere im Hinblick auf Fontanes Stellung zum Judentum. Einmal mehr erweist sich, dass dieses Problemfeld die schärfsten Konturen

erhält, wird es konkret und historisch analysiert. Die biographische Beziehung von Fontane und seiner Familie zur christlichen Kirche, genauer: zur Berliner Französischen Gemeinde erforscht Bernd W. Seiler in seinem Beitrag. Obwohl es einige grundlegende und kleinere Studien zu diesem Gegenstand gibt, führt Seiler vor, dass auch da das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Und Oliver Sill berichtet von seinen Recherchen zu einem Nachlassfragment Fontanes, der *Oceane von Parceval*, bei denen er nicht nur auf den *Parzival* von Wolfram von Eschenbach gestoßen ist, sondern die ihn auch auf die Spur der Hochseilartistin Oceane Renz gebracht haben. Alle, die im Fontane-Jahr Augen- und Ohrenzeuge der Oper *Oceane* (Musik Detlev Glanert, Text: Hans-Ulrich Treichel) in der Deutschen Oper Berlin waren, finden in diesem Beitrag Weiterführendes.

Das zurückliegende Fontane-Jahr hat zahlreiche exzellente Arbeiten zu Fontane hervorgebracht, von denen wir bei Weitem nicht alle mit Rezensionen bedenken können. Zwei weitere Studien besprechen wir in diesem Heft. Mit Dieter Richters Bändchen über *Fontane in Italien* reisen wir, geführt vom Rezensenten Michael Ewert, bis nach Neapel; und mit Christoph Wegmanns Opus Magnum *Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes* durchstreifen wir, an der Hand des Rezensenten Hugo Aust, die überbordenden Bildwelten des 19. Jahrhunderts. Die beiden anderen Rezensionen nehmen das Umfeld Fontanes in den Blick: Matthias Grüne bespricht Claudia Stockingers wegweisende Studie *An den Ursprüngen populärer Serialität. Das Familienblatt ›Die Gartenlaube‹*; und unser Fontane-Bibliograph Wolfgang Rasch würdigt die nun in sechs Bänden vorliegende kritische Gesamtausgabe der Werke und Schriften Georg Herweghs, immerhin ein Dichter, dem Fontane auf besondere Weise verpflichtet war: seine frühe Lyrik stand unter dessen Stern, ein Gedicht hat er ihm gewidmet und er war zeitweilig in einem Herwegh-Klub.

Während der letzten Arbeiten am vorliegenden Heft erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode Günter de Bruyns. Er war nicht nur ein bedeutender Schriftsteller, sondern auch Autor und verlässlicher Leser unserer Zeitschrift. Die *Fontane Blätter* trauern um diesen großen Fontane-Freund, von dem sich Roland Berbig in diesem Heft für uns alle verabschiedet.

Bleiben Sie gesund. Und bleiben Sie uns treu.

Ihre Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Das Theodor-Fontane-Archiv 1945 – und 75 Jahre danach. Unbekannte Dokumente zur Bestandsgeschichte

Klaus Peter-Möller und Peer Trilcke für das Theodor-Fontane-Archiv

Das Jubiläumsjahr 2019 hat dem Theodor-Fontane-Archiv unvermutet die Rückgabe von zwei wertvollen Archivalien geschenkt, die zu den seit dem Kriegsende verschollenen Beständen des Archivs gehörten. Für das Archiv war das auch ein Anlass, die Dokumente zur Überlieferungsgeschichte erneut zu sichten und die Präsentation der vermissten Bestände und der Geschichte der Rückgaben seit 1945 weiterzuentwickeln. Im Internet-Portal des Archivs wurden die wichtigsten Texte und Materialien auf den beiden Seiten *Vermisste Bestände* und *Rückgaben seit 1945* zusammengestellt.¹ Dort ist nun auch die Dokumentation online verfügbar, mit der der ehemalige Leiter des Archivs Manfred Horlitz vor zwanzig Jahren die vermissten Bestände des Fontane-Archivs beschrieben hat.² Sie war die Grundlage für die in der *Lost Art*-Datenbank (lostart.de) des Deutschen Zentrums für Kulturgutverluste nachgewiesenen Verluste des Fontane-Archivs und für die aktualisierte Dokumentation der vermissten Bestände im Internet-Portal des Fontane-Archivs. Dort finden sich außerdem der »abschließende Bericht« *Die Ereignisse im »Roten Luch« 1945 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs*³ aus dem Jahr 1971 sowie die Aufsätze der Archivleiter Hermann Fricke (1964) und Joachim Schobeß (1965) zur Geschichte des Fontane-Archivs,⁴ schließlich der Aufsatz über die Geschichte des Nachlasses Fontanes von Christel Laufer.⁵

Bei der Sichtung und Aufarbeitung der Quellen zur Geschichte des Fontane-Archivs und zu seinem Wiederaufbau seit 1945 sind unbekanntes Dokumente aufgetaucht, die der Forschung hier vorgestellt werden sollen. Das sind vor allem die Transportliste, mit der die Auslagerung des Archivs im April 1944 dokumentiert ist, und der Bericht, den die erste Archivarin Jutta Neuendorff, geb. Fürstenau, 1955 verfasst hat, nachdem erste Handschriften des Fontane-Archivs im Autographenhandel aufgetaucht waren. Außerdem soll hier ein erster Überblick über die Rückführung vermisster Archivalien in den Bestand des Archivs zusammengestellt werden. Über jeden Rückkehrer ließe sich eine Geschichte erzählen, die in der Grauzone

um 1945 ihren Ausgangspunkt hat. Allerdings fehlen noch viele wichtige Puzzlesteine, die durch eine systematische Aufarbeitung der Geschichte des Bestandes und der Bemühungen um die Rückgabe von vermissten Objekten des Archivs zusammengetragen werden müssen. Diese Geschichte ist Teil einer allgemeinen Überlieferungsgeschichte des auf viele Einrichtungen und Privatpersonen verstreuten Nachlasses Theodor Fontanes, die nur durch gemeinsame Anstrengungen der öffentlichen Einrichtungen in ihrer Komplexität erforscht werden kann.

Kriegsjahre und Auslagerung am 26. April 1944

Das Fontane-Archiv gehört zu den besonders von Kriegsverlusten betroffenen Sammlungen. Der größte Teil des Bestandes an Original-Handschriften ist während des Zweiten Weltkrieges bzw. in der unmittelbaren Nachkriegszeit abhanden gekommen. Nur wenig ist in den Jahrzehnten seit dem Kriegsende wieder aufgetaucht, einiges davon wird heute wieder im Theodor-Fontane-Archiv verwahrt. Von vielem fehlt nach wie vor jede Spur.

Vorsorglich waren die wertvollen Originale 1944 in das Provinzialgut Rotes Luch⁶ bei Müncheberg ausgelagert worden. Als sie geborgen wurden, war der wertvolle Handschriften-Bestand erheblich dezimiert. Bei der Bestandsaufnahme in den 1950er-Jahren zeigte sich, dass zum Beispiel von den 950 Familienbriefen, die Hermann Fricke 1937 in seinem Verzeichnis aufgeführt hatte, nur noch 12 Stück vorhanden waren. Auch die Verluste in den anderen Bestandsgruppen waren vergleichbar dramatisch. Umfangreiche Manuskriptkonvolute fehlten vollständig oder hatten sich nur in Teilen erhalten. Von den 14 Wirtschaftsbüchern, die Emilie Fontane während des gesamten Ehelebens geführt hat, waren nur noch acht vorhanden. Das sog. Tunnelalbum fehlte, die beiden Fotoalben und andere Erinnerungsstücke waren spurlos verschwunden. Die Erschließungsmittel, die Friedrich Fontane erarbeitet hatte, wurden ebenfalls vermisst. Die Verluste gerade in den wertvollsten Bestandsgruppen des Archivs waren verheerend.

Die Bezeichnung Theodor-Fontane-Archiv wurde bereits für den Nachlass Fontanes verwendet, als er sich noch im Besitz der Erben befand. Als Institution öffentlicher Hand wurde das Archiv durch die Übernahme des Restnachlasses begründet, der nach der Auktion vom 9. Oktober 1933 bei Meyer & Ernst⁷ immer noch einen beachtlichen Umfang hatte. Der Kaufvertrag wurde am 20. Januar 1936⁸ zwischen der Provinzialverwaltung und Friedrich Fontane geschlossen, nachdem die Bedingungen bereits am 18. Dezember 1935 in einem Vorvertrag⁹ fixiert worden waren, der im Namen der Erben von Friedrich Fontane, für den Oberpräsidenten des Landes von Hermann Fricke gezeichnet ist. Der 18. Dezember 1835 gilt als Gründungsdatum des Theodor-Fontane-Archivs. Die Übergabe des wesentlichen Teils

des Nachlasses erfolgte am 23. Dezember 1935. Der Ankauf des Theodor-Fontane-Archivs stand im Rahmen eines Konzepts zur Gründung eines Märkischen Schrifttumsarchivs innerhalb der Kulturabteilung der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, das durch weitere Erwerbungen ausgebaut wurde. Zu nennen sind hier vor allem die Nachlässe und Sammlungen von Willibald Alexis, Friedrich de la Motte Fouqué und Martin Anton Niendorf, die sich heute in der Staatsbibliothek zu Berlin befinden. Das Theodor-Fontane-Archiv war zunächst eine Bestandsgruppe des Schrifttumsarchivs, aufgrund seines Umfangs und seiner Bedeutung emanzipierte es sich rasch auch institutionell.

Zum ersten Leiter des Archivs wurde Hermann Fricke berufen. Als Archivarin wurde Jutta Fürstenau angestellt, die später den Germanisten Otto Neuendorff heiratete. Sie hat, gestützt auf die Vorarbeiten von Friedrich Fontane, das erste umfassende Verzeichnis der Archivalien des Theodor-Fontane-Archivs erarbeitet und damit die Grundlage für das heutige Wissen um den Vorkriegsbestand gelegt.¹⁰ In ihrem handschriftlichen, in den Personal-Unterlagen überlieferten, Lebenslauf¹¹ berichtet sie über ihren Werdegang. Sie war die Tochter des 1928 verstorbenen Juristen Hermann Fürstenau (1868–1928), der 1925 zum Senatspräsidenten des Oberverwaltungsgerichts Berlin berufen worden war. Geboren am 21. Februar 1913 in Berlin-Charlottenburg, bestand sie 1932 die Reifeprüfung an der Reformrealgymnasial-Studienanstalt der Fürstin Bismarck-Schule zu Charlottenburg und immatrikulierte sich noch im selben Jahr an der Berliner Universität, um Deutsch, Geschichte und Englisch zu studieren. Als Lehrer nennt sie in ihrem Lebenslauf u. a. Willy Hoppe (Landesgeschichte), Adolf Spamer (Volkskunde), Julius Petersen und Arthur Hübner (Literaturwissenschaft). Im Frühjahr 1937 wurde sie, zunächst als Teilzeitkraft, für das Fontane-Archiv angestellt. »Die ursprünglich in Aussicht genommene Fr. Dr. Jolles dürfte hierzu auf die Dauer nicht in Frage kommen, da ein Grossehrernteil nicht arisch ist«, heißt es in einem Gutachten vom 25. März 1937,¹² das uns auch daran erinnert, dass das Fontane-Archiv eine Gründung der NS-Zeit ist – auch hier stehen vertiefende institutionsgeschichtliche Forschungen noch aus.

Eine der wichtigsten Aufgaben, denen sich Jutta Fürstenau in ihren Jahren am Fontane-Archiv widmete, war die Ordnung und Verzeichnung der Fontane-Handschriften. Nebenher arbeitete sie an ihrer Promotion bei Julius Petersen.¹³ Während Archivleiter Hermann Fricke 1942 zur Hauptfürsorgestelle für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene abkommandiert wurde, blieb Jutta Fürstenau bis zum Kriegsende in ihrer Position und übernahm immer mehr Aufgaben im Schrifttumsarchiv und in der Landesbücherei. Schließlich fungierte sie auch als Stellvertreterin für die Leiter des Archivs und der Landesbücherei und zeichnete im Auftrag alle Erwerbungsakte der Landesbücherei.

Untergebracht war das Archiv zunächst im Landeshaus in Berlin, Matthäikirchstraße 3. Erst 1939 wurde es zusammen mit der Landesbücherei und anderen Kulturinstitutionen nach Potsdam in ein Gebäude der ehemaligen Brandenburgischen Landesanstalt an der Alten Zauche (heute Heinrich-Mann-Allee) verlegt. Dort hatte das Archiv die Adresse Alte Zauche 67. Wegen der zunehmenden Luftangriffe wurden die wertvollen Sammlungen des Schrifttumsarchivs 1943 in den Kellerräumen dieses Gebäudes untergebracht. Am 7. Mai 1943 wurde der Transport von 3 bis 4 Panzerschränken in den Kellergang erbeten, die dort der »luftschutzmäßigen Aufbewahrung von wertvollem Schriftgut der Brandenburgischen Landesbücherei«¹⁴ dienen sollten. Diese Panzerschränke enthielten u. a. das Fontane-Archiv.

Über zunehmende Schwierigkeiten liest man in den Berichten über den Dienstbetrieb in den Monaten des »totalen Krieges«. Wolldecken werden ausgegeben und wieder eingezogen. Die Dienststunden werden wegen der ständigen Fliegeralarme reduziert. Von Beerdigungen ist die Rede, von Lebensmittelkarten, Festlegungen zur Papiereinsparung, von räumlichen Einschränkungen, von Notwohnungen für ausgebombte Mitarbeiter und deren Familien. 1944 steht nur noch ein Büro-Raum für die Landesbücherei zur Verfügung, in dem drei Mitarbeiter untergebracht waren, darunter Jutta Fürstenau, die für das Schrifttumsarchiv zuständig war. Schließlich erfolgte am 7. März 1945 die Anweisung, dass alle beheizbaren Räume, die mit Kulturgut belegt waren, für die Flüchtlinge aus dem Osten geräumt werden sollten. Da waren die wertvollen Materialien längst ausgelagert.

Auch für die wertvollen Sammlungen der Kulturabteilung des Landes Brandenburg wurde ab 1944 ein sicherer Auslagerungsort gesucht. Der Leiter des Archivs Hermann Fricke empfahl zwar, die Archivalien in den Kellerräumen in der Alten Zauche zu belassen. Schließlich wurde die Auslagerung aber angewiesen. Am 26. April 1944 wurden die wertvollsten Materialien des Schrifttumsarchivs und der Landesbücherei, aber auch Fotografien der Kunstdenkmäler des Landes und andere Kulturgüter auf das Provinzialgut Rotes Luch bei Müncheberg östlich von Berlin transportiert. Eine mehrseitige Liste hat sich in den Unterlagen¹⁵ erhalten, die diesen verhängnisvollen Transport beschreibt. Auf drei maschinenschriftlichen Seiten sind die Sammlungen der Brandenburgischen Landesbücherei und des Schrifttumsarchivs aufgelistet, die 1944 verlagert wurden. Die Bücher der Landesbibliothek und des Fontane-Archivs waren in 9 Kisten verpackt, die Handschriften wurden offenbar in den beiden Stahlschränken verlagert, in denen sie untergebracht waren. Die beiden Seiten, auf denen die Sammlungen des Schrifttumsarchivs und der Landesbücherei verzeichnet sind, werden hier erstmals publiziert. Es handelt sich um das letzte übersichtsartige Inventar, das vom Fontane-Archiv vor den Kriegsverlusten existiert. Sogar die Kranzschleifen vom Grab Fontanes, die später in den Berichten von Luise Röbel eine Rolle spielten, finden sich in diesem Verzeichnis wieder.

FB

8 *8*

Verzeichnis.

Brandenburgische Landesbücherei und Schrifttumsarchiv.
Verzeichnis der Gegenstände, Handschriften und Bücher, die
zur Sicherung gegen Luftangriffe nach ausserhalb verbracht wurden.

- (Transport aus 26. II. 44)*
- ✓ Kiste 1 : Erinnerungsstücke und Bilder aus dem Fontane-Archiv.
Ein Kasten mit Erinnerungsstücken Y 1-3, 6-8, 12-13, 18
Y 15, 16, 17, 19, 20, 14, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 36, 37, 38, 39, 40, 41,
Y 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51. 30, 31, 35.
Fotografien Y9, 10, 11
(Ein wissenschaftliches Verzeichnis aus dem hervorgeht,
um welche Gegenstände es sich bei den angeführten Signatu-
ren handelt, wird vom Schrifttumsarchiv aufbewahrt.)
Doktordiplom T 2.
1 Mappe : Verschiedenes, Herkunft oder Bezug ungeklärt o.
Sign.
Karnevalsdiplom. o. Sign.
 - ✓ Kiste 2 : Alte brandenburgische Karten aus der Brandenburgischen
Landesbücherei, insgesamt 64 Stück. *(s. beil. Verzeichnis)*
(s. Fontane)
 - ✓ Kiste 3 : Theodor Fontanes Handbibliothek. W 1-190 (jeder Buchbin-
derband hat eine eigene Signatur. Fortlaufende Nummerierung.)
Musikaliensammlung: Vertonungen Fontanescher Gedichte.
(Verzeichnis beiliegend.)
 - ✓ Kiste 4 : Erwerbungen aus dem Nachlass von Exzellenz Koser. (Verzeichnis-
beiliegend.)
 - Kiste 5 : Erwerbungen aus dem Nachlass von Exzellenz Koser (→ Fort-
setzung. (Verzeichnis beiliegend.)
Cimelie aus der Brandenburgischen Landesbücherei. E 10463:
Rumphs Amoenissime Raritäten-Cammer.
 - Kiste 6 : Cimelien der Brandenburgischen Landesbücherei (Verzeichnis
beiliegend.)
 - Kiste 7 : Rechtshistorische Bücher aus Brandenburgischen Landesbücherei
(Verzeichnis beiliegend.)
 - ✓ Kiste 8 : Rechtshistorische Bücher aus der Brandenburgischen Landes-
bücherei. Fortsetzung. (Verzeichnis beiliegend.)
 - ✓ Kiste 9 : Rechtshistorische Bücher aus der Brandenburgischen Landes-
bücherei. Fortsetzung. (Verzeichnis beiliegend.)
- Abtransport und Aufbewahrung in 2 S t a h l s c h r ä n k e n.
Handschriften Theodor Fontanes, insgesamt 67 Kästen.
Gedichte, VA 1-64, VB 1-25, VC I, 1-31, C II, 1-48, D 1-6,
E 1-6.
Romane und Novellen, VF 1-20.
Wanderungsschrifttum, VG 1-11, VH 1-10, VI 1-15, VK 1-20.
Aufsätze und Kritiken, L 1-49, M 1-10, N 1-11.
Erinnerungs- und Kriegsbücher, P 1-9, O 1-4.
Briefe von und an Fontane, R 1-7, S 1 a-z, S 2 -14, St 1-3.

Lebenszeugnisse T. 1, 3, 4-6, 7-11, 12, 13, 14, 15-17, 18, 19, 20, 21-24.

Erinnerungsstücke: Kranzschleifen vom Grabe Fontanes, Y 4.
Telegramme zu Fontanes 70. Geburtstag.
Y 32 (im Paket.)

Dichtungen aus dem Freundeskreis, vU 1-8.

✓ 3 Kästen: Karteien zum Fontanes-Archiv (angefertigt von Friedrich Fontanes) X 1 ff.

Ein wissenschaftliches Verzeichnis aus dem hervorgeht worum es sich im einzelnen handelt bei den Signaturen, wird vom Schrifttumsarchiv aufbewahrt.

✓ 1 Paket Erstdrucke aus dem Schrifttumsarchiv (s-beil.Verzeichnis).

Nachlass xxxxx Martin Anton Niendorf. Insgesamt 3 Kästen, 5 Pakete.

Das dichterische Werk, A 1-35.

Aufsätze B 1-37.

Notizbücher vU 1-13

Briefe, Autobiographisches vC 14-19.

Studienblätter u.a. vD 1-18

Zeitungs Ausschnitte, Abschriften u.a. vE 1-8

✓ Niendorfs Biographie von Pfarrer Niendorf (ausführliche Fassung)

✓ 1 Paket Druckschriften und Bücher.

(Ein wissenschaftliches Verzeichnis aus dem hervorgeht worum es sich im einzelnen handelt bei den Signaturen, wird vom Schrifttumsarchiv aufbewahrt.)

Handschriften verschiedener märkischer Dichter. Nach Alphabet geordnet. 3 Kästen, 1 Kasten mit Fouqués - Handschriften, 1 Kasten mit Handschriften Scherenbergs u.a., 1 Paket mit Handexemplar Willibald Alexis' " Cabanis " und Meyden " Renata " mit eigenhändigem Gedicht Fouqués auf dem Vorblatt insgesamt 4 Bände.

Orbarium = 1 Band

✓ 1 Bilderrolle: Lithographie R. Dehmel darstellend (Verzeichnis im einzelnen befindet sich im Kasten mit den Handschriften märkischer Dichter A ff. Ein Doppel wird im Schrifttumsarchiv aufbewahrt.) (Verzeichnis beiliegend)

1 Kasten: Faksimiles (Fontane und Kleist Handschriften), Einblattdrucke (Verzeichnis beiliegend.)

Alexis Nachlass:

2 Pakete (versiegelt, da Inhalt noch nicht verzeichnet.) +

1 Manuskriptkasten mit Briefen an W. Alexis (Verzeichnis beiliegend.)

Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg:

Aus den Lagerbeständen der Brandenburgischen Landesbücherei je 5 Stück der nachfolgenden Bände in insgesamt 15 Paketen

2,1: Westhavelland

2,3: Dom und Stadt Brandenburg

3,2: Templin

7,3: Landsberg } in einen Paket

3,5: Angermünde

3,4: Niederbarnim

4,1: Teltow gebunden

3,1: Prenzlau

Das Fontane-Archiv, das nur ein Teil der aufgelisteten Verlagerungsbestände war, wird in diesem Inventar wie folgt aufgelistet:

Abtransport und Aufbewahrung in 2 S t a h l s c h r ä n k e n .

Handschriften Theodor Fontanes, insgesamt 67 Kästen.

Gedichte, A 1–64, B 1–25, C I, 1–31, C II, 1–48, D 1–6, E 1–6.

Romane und Novellen, F 1–20.

Wanderungsschrifttum, G 1–11, H 1–10, I 1–15, K 1–20.

Aufsätze und Kritiken, L 1–49, M 1–10, N 1–11.

Erinnerungs- und Kriegsbücher, P 1–9, O 1–4.

Briefe von und an Fontane, R 1–7, S 1 a–z, S 2–14, St 1–3.

Lebenszeugnisse T 1, 3, 4–6, 7–11, 12, 13, 14, 15–17, 18, 19, 20, 21–24.

Erinnerungsstücke: Kranzschleifen vom Grabe Fontanes, Y 4.

Telegramme zu Fontanes 70. Geburtstag. Y 32
(im Paket.)

Dichtungen aus dem Freundeskreis, U 1–8.

3 Kästen: Karteien zum Fontane-Archiv (angefertigt von Friedrich Fontane) X 1 ff.

Ein wissenschaftliches Verzeichnis aus dem hervorgeht worum es sich im einzelnen handelt bei den Signaturen, wird vom Schrifttumsarchiv aufbewahrt.

1 Paket Erstdrucke aus dem Schrifttumsarchiv. (s. beil. Verzeichnis).

Es wurde also das gesamte Archiv ausgelagert, auch die Bestandsergänzungen seit 1936,¹⁶ ausgenommen waren lediglich die Abschriftenkonvolute, die als weniger wertvoll galten.¹⁷ Die Signaturen beziehen sich auf das Bestandsverzeichnis, das Jutta Fürstenau erarbeitet hat. Die Handbibliothek Fontanes und die Erinnerungsstücke wurden zusammen mit der Landesbücherei in Kisten verpackt, dort findet man:

Kiste 1 Erinnerungsstücke und Bilder aus dem Fontane-Archiv.

Ein Kasten mit Erinnerungsstücken Y 1–3, 6–8, 12–13, 18
Y 15, 16, 17, 19, 20, 14, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 36, 37, 38, 39, 40, 41,
Y 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51. 30, 31, 35.

Fotografien Y 9, 10, 11

(Ein wissenschaftliches Verzeichnis aus dem hervorgeht, um welche Gegenstände es sich bei den angeführten Signaturen handelt, wird vom Schrifttumsarchiv aufbewahrt.)

Doktordiplom T 2.

1 Mappe: Verschiedenes, Herkunft oder Bezug ungeklärt o. Sign.
Karnevalsdiplom o. Sign.

Kiste 3 Theodor Fontanes Handbibliothek. W 1–190 (jeder Buchbinderband hat eine eigene Signatur. Fortlaufende Nummerierung.)

Musikaliensammlung: Vertonungen Fontanescher Gedichte.

(Verzeichnis beiliegend.)

Die Kisten 2 sowie 4 bis 9 enthielten die wertvollsten Bände der Landesbücherei. Auch die anderen Bestände des Märkischen Schrifttumsarchivs wurden mit demselben Transport ausgelagert, darunter die Nachlässe von Martin Anton Niendorf (8 Kästen) und Willibald Alexis (2 Pakete) sowie die Sammlungen zu Fouqué, Scherenberg und zu den märkischen Dichtern (3 Kästen).

Unter der Überschrift dieser Auslagerungsliste findet sich der handschriftliche Bearbeitungsvermerk: »(Transport am 26. IV. 44 Sz.)« Es fällt auf, dass besonders im Bereich der Auslagerungsobjekte aus dem Schrifttumsarchiv jede einzelne Position auf dieser Liste abgehakt ist.

Nach dem Krieg: Auffindung und Bergung des ausgelagerten Archivs

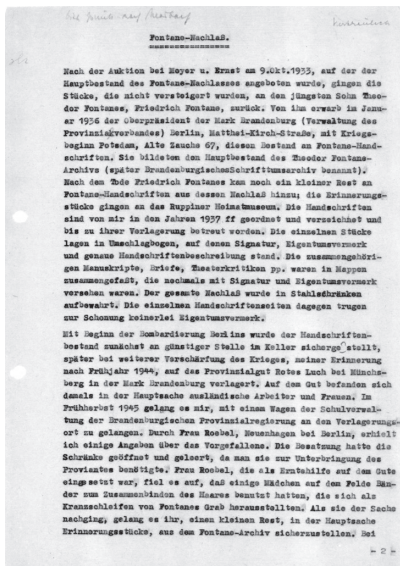
Am Auslagerungsort, im Provinzialgut Rotes Luch, sind die Handschriften bis zum Kriegsende geblieben, allerdings wurde das Depot 1945 geöffnet und devastiert. Luise Röbel, eine Arbeiterin, die in Neuenhagen wohnte und auf dem Gut tätig war, hat die wertvollen Archivalien sichergestellt. Eine Kranzschleife mit der Aufschrift »unserem Theodor Fontane« sei ihr aufgefallen, die eine der Frauen sich um den Kopf gebunden hatte, heißt es in ihrem Bericht. Luise Röbel wies demnach den sowjetischen Kommandanten darauf hin, dass es sich bei den Handschriften, die sie gefunden hatte, um unersetzliche kulturelle Werte handelte, die nicht zerstört werden durften. Der Bericht, den Luise Röbel später über die Ereignisse im Roten Luch gab, gehört zu den beeindruckendsten Dokumenten zur Geschichte des Fontane-Archivs.¹⁸ Man kann sich schlicht nicht vorstellen, in welchem Chaos der bis dahin so sorgfältig bewahrte Nachlass Fontanes 1945 geraten ist. Zweimal ist Luise Röbel im Sommer 1945 nach Potsdam gelaufen, um einen Verantwortlichen zu finden, der sich um diesen Archivbestand kümmern könnte. Beim zweiten Mal konnte sie nur mit einer speziellen Bescheinigung in russischer Sprache die Glienicker Brücke passieren, Potsdam war wegen der in Cecilienhof stattfindenden Konferenz der drei Siegermächte abgeriegelt. Schließlich schrieb sie am 17. November 1945 an das Amt für Denkmalpflege in Potsdam. Im Mai 1946 wurde daraufhin Jutta Fürstenau zum Auslagerungsort geschickt, um die Materialien abzuholen, konnte sie aber zunächst nicht finden.

Nach dem Ende des Weltkrieges war Jutta Fürstenau noch eine Zeitlang für die Kulturabteilung der Brandenburgischen Provinzialverwaltung tätig. Sie war beteiligt an der Bergung von Bibliotheken, herrenlosen Kulturgütern und Auslagerungsbeständen in den verschiedenen Kreisen des Landes Brandenburg¹⁹ und berichtete u.a. über die wertvollen Bibliotheken von Neuhardenberg und Gusow. Dreimal fuhr sie 1946 nach Neuhardenberg, um die Bibliothek sicherzustellen. Nach dem dritten Transport lagerte dort

immer noch das Familien-Archiv derer von Hardenberg in 9 Kisten, eine weitere LKW-Ladung von 40 bis 50 Zentnern.²⁰ Aus den Trümmern des Schlosses wurden schließlich noch etwa 1000 wertvolle Bücher geborgen.

Auch eine Bescheinigung, ausgestellt am 16. Mai 1946 von der Provinzialverwaltung der Mark Brandenburg, Abt. Volksbildung, fand sich in den Akten: »Fr. Dr. Jutta Fürstenau ist beauftragt, auf dem ehemaligen Provinzialgute Rotes Luch für die Sicherstellung von Akten und anderem Kulturgut der ehemaligen Provinzialverwaltung (Verwaltung des Provinzialverbandes), die seinerzeit dorthin evakuiert wurden, Sorge zu tragen. Es wird gebeten, sie, soweit möglich, dabei zu unterstützen.«²¹ Auf der Rückseite derselbe Text in russischer Sprache.

Wie sich später zeigen sollte, waren nicht sämtliche verschollenen Bestände des Theodor-Fontane-Archivs vernichtet. In den Nachkriegsjahren tauchten viele kleinere Konvolute und Einzelstücke wieder auf und gelangten über den Autographenhandel in private oder öffentliche Sammlungen. Ein bisher unbekannter Bericht, den Jutta Neuendorff 1955 schrieb, steht bereits im Zusammenhang mit der irritierenden Beobachtung, dass Archivalien aus dem Bestand des Fontane-Archivs auf dem Autographenmarkt in der Bundesrepublik und in Westberlin gehandelt wurden. Der Bericht wird an dieser Stelle erstmals veröffentlicht. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Literaturarchivs Marbach und der Tochter von Jutta Neuendorff, Frau Prof. Dr. Dagmar Neuendorff.



Jutta Neuendorff: Bericht über den Fontane-Nachlaß, S. 1. Marbach/DLA Bestandsakte Theodor Fontane

Fontane-Nachlaß.

Nach der Auktion bei Meyer u. Ernst am 9. Okt. 1933, auf der der Hauptbestand des Fontane-Nachlasses angeboten wurde, gingen die Stücke, die nicht versteigert wurden, an den jüngsten Sohn Theodor Fontanes, Friedrich Fontane, zurück. Von ihm erwarb im Januar 1936 der Oberpräsident der Mark Brandenburg (Verwaltung des Provinzialverbandes) Berlin, Matthäi-Kirch-Straße, mit Kriegsbeginn Potsdam, Alte Zauche 67, diesen Bestand an Fontane-Handschriften. Sie bildeten den Hauptbestand des Theodor Fontane-Archivs (später Brandenburgisches Schrifttumsarchiv benannt). Nach dem Tode Friedrich Fontanes kam noch ein kleiner Rest an Fontane-Handschriften aus dessen Nachlaß hinzu; die Erinnerungsstücke gingen an das Ruppiner Heimatmuseum. Die Handschriften sind von mir in den Jahren 1937 ff geordnet und verzeichnet und bis zu ihrer Verlagerung betreut worden. Die einzelnen Stücke lagen in Umschlagbogen, auf denen Signatur, Eigentumsvermerk und genaue Handschriftenbeschreibung stand. Die zusammengehörigen Manuskripte, Briefe, Theaterkritiken pp. waren in Mappen zusammengefaßt, die nochmals mit Signatur und Eigentumsvermerk versehen waren. Der gesamte Nachlaß wurde in Stahlschränken aufbewahrt. Die einzelnen Handschriften dagegen trugen zur Schonung keinerlei Eigentumsvermerk.

Mit Beginn der Bombardierung Berlins wurde der Handschriftenbestand zunächst an günstiger Stelle im Keller sichergestellt, später bei weiterer Verschärfung des Krieges, meiner Erinnerung nach Frühjahr 1944, auf das Provinzialgut Rotes Luch bei Münchsberg in der Mark Brandenburg verlagert. Auf dem Gut befanden sich damals in der Hauptsache ausländische Arbeiter und Frauen. Im Frühherbst 1945 gelang es mir, mit einem Wagen der Schulverwaltung der Brandenburgischen Provinzialregierung an den Verlagerungsort zu gelangen. Durch Frau Roebel, Neuenhagen bei Berlin, erhielt ich einige Angaben über das Vorgefallene. Die Besatzung hatte die Schränke geöffnet und geleert, da man sie zur Unterbringung des Proviantes benötigte. Frau Roebel, die als Erntehilfe auf dem Gute eingesetzt war, fiel es auf, daß einige Mädchen auf dem Felde Bänder zum Zusammenbinden des Haares benutzt hatten, die sich als Kranzschleifen von Fontanes Grab herausstellten. Als sie der Sache nachging, gelang es ihr, einen kleinen Rest, in der Hauptsache Erinnerungsstücke, aus dem Fontane-Archiv sicherzustellen. Bei meinem Eintreffen auf dem Gut, zusammen mit Frau Roebel, waren auch diese zunächst nicht auffindbar. Systematische Nachsuche in den Ortschaften der Umgebung und eingehende Verhandlungen mit den betreffenden Bürgermeistern förderten sie in einem Keller in Buckow wieder zutage. Frau Roebel bezeugte mir, daß das Aufgefundene der gesamte von ihr seinerzeit sichergestellte Bestand sei. Er wurde wieder nach

Potsdam verbracht. Es war aber nur ein unbedeutender, kleiner Rest des ursprünglichen Bestandes.

Wie mir berichtet wurde, hat in späteren Jahren der verstorbene Antiquar E c k e / Berlin, der im allgemeinen sehr gut unterrichtet war, einmal im Gespräch über die Fontane-Angelegenheit geäußert, es wäre da ein Koffer entfernt worden. In einem Koffer sind die Fontane-Handschriften nie aufbewahrt worden, doch könnten sie nach Entfernung aus den Schränken darin eingesammelt worden sein.

November 1952 tauchten zum erstenmal bei Rosen in Berlin Fontane-Handschriften aus ds. Besitz auf. Es handelte sich um Blätter aus der Likedeeler-Handschrift, die im Besitz der Brandenburgischen Provinzialverwaltung gewesen waren und zu dem verlagerten Bestand gehört hatten. Der Text dieser Blätter war von Hermann Fricke, dem Leiter des Fontane-Archivs, in seinem Buch ›Likedeeler. Fontanes letzter Romanentwurf (= Veröffentlichung aus dem Theodor Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzialverwaltung, Rathenow 1938) veröffentlicht worden. In diesem Bande sind alle wichtigen Teile der damals im Archiv liegenden Handschrift publiziert. Beim Hinweis auf den Sachverhalt verwies man bei der Firma Rosen auf einen früher durch Fontane-Verkäufe ausgewiesenen Antiquar als denjenigen, der die Handschrift angeboten habe. Dieser erklärte, er habe die Blätter noch von einer früheren Auktion zurückbehalten, war mir aus Kenntnis des Sachverhaltes unwahrscheinlich schien. Herr Dr. Fricke bestätigte mir später, daß er in seiner Publikation kein anderes Material als das im Vorwort genannte benutzt habe.

Weitere Angebote von Stücken aus dem Fontane-Archiv folgten. Zu meiner Kenntnis gelangten folgende Fälle:

April 1953 bot Rosen/Berlin ›Die Plünderung Klessens 1806‹. 16 Seiten (Fontane-Archiv Signatur J 11e, kein Eigentumsvermerk auf den Blättern) an.

November 1954 wurde ein großer Posten Fontane-Briefe aus England an seine Frau bei Stargardt/Marburg angeboten, die offenbar sämtlich aus dem Besitz der Provinzialverwaltung stammten (Signatur R 2, nicht auf den einzelnen Briefen), wie das von mir seinerzeit angelegte eingehende Verzeichnis der Briefe, die dort vorhanden waren, bezeugt.

Januar 1955 tauchte bei Stargardt/Marburg ein Brief Fontanes an Frau Emilie vom 3.7.1862 auf. Herr Mecklenburg wurde im persönlichen Gespräch von der Sachlage unterrichtet. Er hat seitdem häufig um Auskünfte wegen angebotener Fontane-Handschriften gebeten und ist abredgemäß darum bemüht, daß derartige Autographen in öffentliche Hand kommen und somit der Wissenschaft zugänglich bleiben.

1955 tauchten bei Karl u. Faber in München Entwürfe auf, die vielleicht aus dem Konvolut ›Allerlei Glück‹ stammen (Fontane-Archiv Signatur F 1, auf den einzelnen Blättern nicht vermerkt). Auf Rückfrage wurde als gegenwärtiger Besitzer ein Herr Kluge, Berlin, genannt, der angab, Enkel Fontanes zu sein. Die Erkundigungen in dieser Angelegenheit sind noch nicht abgeschlossen.

Im letzten ›Autographensammler‹ von Stargardt wird ein Brief Fontanes an seine Frau angeboten, der ebenfalls im Verzeichnis der Fontane-Briefe, die sich in der Provinzialverwaltung befanden, enthalten ist.

Dez. 1955

[gez.:] Dr. J. Neuendorff
Berlin-Steglitz
Südenstr. 60²²

Bausteine zu einer Geschichte der Rückführungen seit 1945

Seit dem Bekanntwerden der ersten Angebote auf dem Autographenmarkt sind die Verantwortlichen im Fontane-Archiv darum bemüht, Handschriften und Objekte, die aus dem Besitz des Archivs entfremdet wurden, zurückzuführen. Trotz aller Bemühungen war die Bilanz, die Manfred Horlitz noch 1999 ziehen musste, ernüchternd. Ein ganzes Buch von fast 250 Seiten war nötig, die vermissten Handschriften des Fontane-Archivs aufzulisten. Nach dieser Aufstellung fehlten derzeit immer noch über 900 Originalbriefe, 3000 Seiten handschriftliche Entwürfe zu Prosa-Arbeiten, 260 Gedichtmanuskripte, 250 Druckschriften, darunter 40 Werke aus Fontanes Handbibliothek, 60 Kunstgegenstände und vieles andere. Dabei waren – auf unterschiedlichsten, teils bis heute undurchsichtigen Wegen – bereits zahlreiche Archivalien in den Bestand zurückgekehrt. Eine erste Übersicht über die Rückgaben nach 1945 findet sich auf dem Internet-Portal des Archivs.²³

Mit diesen Rückgaben verbinden sich oft bemerkenswerte Geschichten, die vom Engagement und der Großzügigkeit einzelner Personen zeugen wie von den Schwierigkeiten der Kooperation ost- und westdeutscher Gedächtniseinrichtungen unter den Bedingungen der deutschen Teilung, aber auch von der Dynamik und Umtriebigkeit des Autographenmarktes. Die meisten dieser Geschichten sind bis heute ungeschrieben. Im Folgenden sind einige davon aufgelistet.

Dem damaligen Archiv-Leiter Joachim Schobeß gelang es in den Jahren von 1960 bis 1972, von einem Westberliner Sammler umfangreiche Briefkonvolute und einige Manuskripte zurückzukaufen, darunter 83 Briefe Fontanes an seine Frau (heute Signaturen B 48–129) und 185 Gegenbriefe (Signaturen B 157–341). In den alten Akten-Faszikeln des Fontane-Archivs findet sich noch die Korrespondenz, die bei der Gelegenheit gewechselt wurde und

an der man sehen kann, dass der Archivleiter Schobeß keine Mühen und Hürden scheute, diese Erwerbungen durchzusetzen, trotz aller Umständlichkeiten, die bei einem Einkauf in Westberlin unvermeidbar waren.

1975 erhielt das Fontane-Archiv Post aus Dänemark. Im Rigsarkivet waren drei Briefe Fontanes gefunden worden, die aus dem Altbestand des Fontane-Archivs stammten. Sie waren nach 1945 in London erworben worden. Der Aufsatz von Christel Laufer im Heft 20 der *Fontane Blätter* hatte die Nachforschungen im Dänischen Reichsarchiv veranlasst. Der Reichsarchivar Dr. Johan Hvidtfeldt gab diese Briefe umstandslos an das Fontane-Archiv zurück (heute Signaturen B 442–444). Nur in einer kleinen Notiz in den *Fontane Blättern*²⁴ wurde die Öffentlichkeit informiert. Es existiert aber noch eine kleine Mappe mit Korrespondenz über diese Schenkung.

Eine Reihe großzügiger Rückgaben aus öffentlichen Bibliotheken und Archiven der Bundesrepublik und Westberlins erhielt das Fontane-Archiv in den Jahren 1989–1990. Aus der Berliner Staatsbibliothek, dem Landesarchiv Berlin und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach gelangten jeweils einige Briefe zurück in das Potsdamer Archiv. Aus dem Archiv der Akademie der Wissenschaften Berlin kam ein kleiner Teil des Manuskripts *Die Likedeeler* zurück – 4 von ehemals 230 Blättern – und die Handschrift der Novelle *Rr. Die Amerika*. Gedenkbibliothek übereignete dem Fontane-Archiv ihren gesamten Bestand an Fontane-Handschriften, die sämtlich aus dem Archiv stammten:

Allerlei Glück (81 S., ursprünglich 331 S.)	Signatur N 11
Wiedergefunden (18 S., ursprünglich 22 S., 19 Zettel)	Signatur N 12
Eleonore (14 Bl., ursprünglich 149 S)	Signatur N 13
Liebe (Ländchen Friesack) (9 Bl., ursprüngl. 25 S.)	Signatur Kf 21
Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland (18 Bl., ursprüngl. 32 S.)	Signatur P 29
Aufzeichnungen zur mittelalterlichen Literatur und zur indogermanischen Sprache (6 Bl.)	Signatur P 30
Louis Schneider (4 Bl., ehemals 1 S.) ²⁵	Signatur N 14

Auch aus privater Hand erfolgten zahlreiche kleinere und größere Rückgaben an das Fontane-Archiv, darunter zwei Konvolute von Briefen Fontanes an seine Ehefrau, einmal 20 Briefe (B 573 bis B 592), einmal 10 Briefe (B 652–661).

Weite Wege hatten einige der rückkehrenden Handschriften in den Jahren zurückgelegt. So schenkte Henry H. H. Remak, ein dem Archiv zeitlebens besonders eng verbundener Forscher, dem Fontane-Archiv im Jahr 1993 eine Reihe von Handschriften aus dem ehemaligen Bestand des Archivs, die er in den 1950er Jahren erworben hatte und seitdem in den USA bewahrte. Dorthin war Remak, an dessen Wirken für Fontane nicht zuletzt die Festschrift *Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht* erinnert, 1936

vor den Nazis geflohen. Zu seiner großzügigen Rückgabe gehörten neben der *Bret Harte*-Handschrift (Signatur P 31) die Konvolute *Bologna* (Signatur N 15) und *Pisa* (Signatur N 16), die offenbar früher einmal Bestandteil des umfangreichen Konvoluts *Italienische Reise*²⁶ gewesen waren.

Zu einem besonderen Glanzpunkt in der Geschichte des Fontane-Archivs wurde die Rückgabe der Fontane-Handschriften, die durch die Wirren des 20. Jahrhunderts in das Stadtarchiv Wuppertal gelangt waren, das Manuskript *Oceane von Parceval*, 42 Folio-Blätter, fast vollständig (Signatur N 20) und eine Reihe von Briefen.²⁷ Johannes Rau, der in diesem Fall vermittelt hatte, ließ sich auch durch die Terroranschläge vom 11. September nicht nehmen, am 20. September 2001 nach Potsdam zu kommen. In seiner Ansprache erinnerte der Bundespräsident an den berühmten Satz aus dem Prediger Salomo: »Alles hat seine Zeit.«

75 Jahre sind seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen. Noch immer tauchen Handschriften wieder auf, die einst zu den Beständen des Fontane-Archivs gehörten, verloren gingen und die nun zurückkehren in unser Haus. Ein Bericht über zwei Rückkehrer, die uns im Fontane-Jahr 2019 erreichten, ist in diesem Heft der *Fontane Blätter* nachzulesen.²⁸ Das Fontane-Archiv ist dankbar für jede Unterstützung bei seinen Bemühungen, vermisste Archivalien in den Bestand zurückzuführen, um sie der Forschung und allen Interessenten zur Verfügung stellen zu können. Wir freuen uns über jedes einzelne Blatt. Die Rekonstruktion von Fontanes Nachlass und die Erforschung der verworrenen Wege seiner Überlieferung begreifen wir weiterhin als wichtige Aufgabe.

Anmerkungen

- 1 Siehe <https://www.fontanearchiv.de/bestaende-sammlungen/handschriften/vermisste-bestaende>.
- 2 Manfred Horlitz (Hrsg.): *Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs*. Potsdam 1999. Online unter: <https://www.fontanearchiv.de/horlitz-vermisste-bestaende-1999>
- 3 [Joachim Schobeß]: *Die Ereignisse im »Roten Luch« 1945 bis 1946 und der Wiederaufbau des Theodor-Fontane-Archivs. Ein abschließender Bericht*. In: *Fontane Blätter* 12 (1971), S. 276–282. vgl. den Nachlass Luise Röbel in der Berliner Staatsbibliothek.
- 4 Hermann Fricke: *Das Theodor-Fontane-Archiv. Einst und jetzt*. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 15 (1964), S. 165–181; Joachim Schobeß: *Der Nachlass Theodor Fontanes 1898–1965. Dreißig Jahre Theodor-Fontane-Archiv in öffentlicher Hand*. In: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 12 (1965), S. 729–745.
- 5 Christel Laufer: *Der handschriftliche Nachlaß Theodor Fontanes*. In: *Fontane Blätter* 20 (1974), S. 264–287.
- 6 Das Provinzialgut Rotes Luch südwestlich von Waldsiedersdorf in der Nähe von Buckow und Müncheberg war ein großes landwirtschaftliches Gut mit verschiedenen Werkstätten. Es wurde unterschiedlich genutzt – als Landeserziehungsheim für schwer erziehbare Jugendliche, als Kriegsgefangenenlager, als Arbeitserziehungslager für Obdachlose und Umsiedler, als Heil- und Pflegeheim. Kurzzeitig war auch ein Forschungslabor dort, in dem mit Kautschuk aus Butterblumen experimentiert wurde. Nach 1945

war dort ein Jugendwerkhof untergebracht, schließlich ein Nachrichtenregiment der NVA, vgl. die Aktenüberlieferung im BLHA sowie Ottfried Schröck: *Das Rote Luch einmal anders*. Waldsiedersdorf 2018. URL: http://www.waldsiedersdorf-online.de/Das_Rote_Luch_einmal_anders.pdf (Aufruf: 25.9.2020).

7 Hellmut Meyer & Ernst, Kat. 35, Versteigerung am 9. Oktober 1933.

8 Der Vertrag selbst ist verschollen, er wurde der Akte bereits vor 1945 zur gesonderten Verwahrung entnommen, die Datierung lässt sich verschiedenen Akten-Notizen entnehmen, vgl. BLHA Rep. 55 XI, 869, Bl. 168.

9 BLHA Rep. 55 XI, 869, Bl. 16 f.

10 BLHA Rep. 55 XI, 870 Bestandsaufnahme erste Übersicht. BLHA Rep. 55 XI, 871. Registraturexemplar. Ein vollständiges Exemplar, in dem auch sämtliche Nachträge, Ergänzungen und Neuerwerbungen nachgetragen wurden, lag bei den Manuskripten und ist offenbar auch verlorengegangen.

11 BLHA Rep. 55 XI, 9 Allgemeine Personalangelegenheiten 1936–1939, Bl. 70b.

12 BLHA Rep. 55, XI, 9, Bl. 70–70a.

13 Jutta Fürstenau: *Fontane und die märkische Heimat*. Berlin: Ebering 1941 (Germanische Studien, hrsg. von Dr. Walther Hofstaetter, Heft 232).

14 BLHA Rep. 55, XI 33 Dienstbetrieb 1942–1945, Bl. 96.

15 BLHA Rep. 55 XI, 401 Kunstschutz: Unterbringungsmöglichkeiten von Kunst- und Kulturgut in vor Feindeinwirkung geschützten Bergungsstätten in der Provinz Brandenburg, Bl. 7–12.

- 16 *Das Theodor Fontane-Archiv der Brandenburgischen Provinzial-Verwaltung.* In: Hermann Fricke: *Emilie Fontane.* Rathenow 1937, S. 116–135. Mit diesem Verzeichnis wollte Hermann Fricke einen ersten Überblick geben über die Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. – Horlitz (Hrsg.), wie Anm. 2, S. 172–182.
- 17 Vgl. Klaus-Peter Möller: *Blaustift, Schere, Klebepinsel. Die Abschriften-konvolute im Theodor-Fontane-Archiv historisch-kritisch betrachtet.* In: Hanna Delf von Wolzogen, Andreas Köstler (Hrsg.): *Fontanes Briefe im Kontext.* Würzburg 2019, S. 91–123.
- 18 Die Ereignisse im »Roten Luch« 1945 bis 1946. Wie Anm. 3.
- 19 BLHA Rep. 205A, 802 und 803.
- 20 BLHA Rep. 205A, 802, Bl. 508, BLHA Rep. 205A, 856, Bl. 332 ff., 340, 345.
- 21 BLHA Rep. 205A, 856, Bl. 77.
- 22 Jutta Neuendorff: *Fontane-Nachlaß. Berlin 1955.* Typoskript, 3 Bl. mit hs. Unterschrift. Standort: DLA Marbach, Bestandsakte Theodor Fontane. Mit Bleistift von anderer Hand hinzugefügt oben links: »Bitte zurück nach Marbach«, oben rechts: »Vertraulich«, am linken Rand (in Stenographie): »Hoffmann«.
- 23 <https://www.fontanearchiv.de/bestaende-sammlungen/handschriften/vermisste-bestaende/rueckgaben-seit-1945>.
- 24 Fontane Blätter 22 (1975), S. 480.
- 25 BLHA Rep. 55, XI, 870, Bl. 74. Gezählt wurde damals offenbar nur die beschriebene Textseite.
- 26 Altbestandssignatur P 6, vgl. Horlitz (Hrsg.), wie Anm. 2, S. 96. Diese Manuskripte wurden erstmals ediert in: Dieter Richter: *Fontane in Italien. Mit zwei Städtebildern aus Fontanes Nachlass.* Berlin: Wagenbach 2019. Vgl. die Rezension in diesem Heft S. 170–173.
- 27 *Oceane kehrt zurück.* Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001.
- 28 In diesem Heft S. 24–38.

Ernst Georg Bardey und Carl Blechen. Zwei faszinierende Objekte zurück im Theodor-Fontane-Archiv

Klaus-Peter Möller

Mit seiner Dokumentation der vermissten Bestände des Theodor-Fontane-Archivs hat Manfred Horlitz eines der grundlegenden Arbeitsmittel zur Erforschung der Provenienz von Fontane-Handschriften publiziert.¹ Am Arbeitsplatz des Archivars im Fontane-Archiv steht ein Exemplar der Druckausgabe dieses 250seitigen Bandes, in dem die seit seiner Publikation im Jahr 1999 in das Archiv zurückgeführten Handschriften durchgestrichen sind. Jede Streichung bedeutet ein besonders glückliches Ereignis für das Archiv und seine Benutzer, die Interessenten an Fontane und seinem Werk. Die jüngsten Streichungen erfolgten im Jubiläumsjahr 2019. Sie sollen hier vorgestellt werden.

J LÄNDCHEN FRIESACK¹

Vorbemerkung

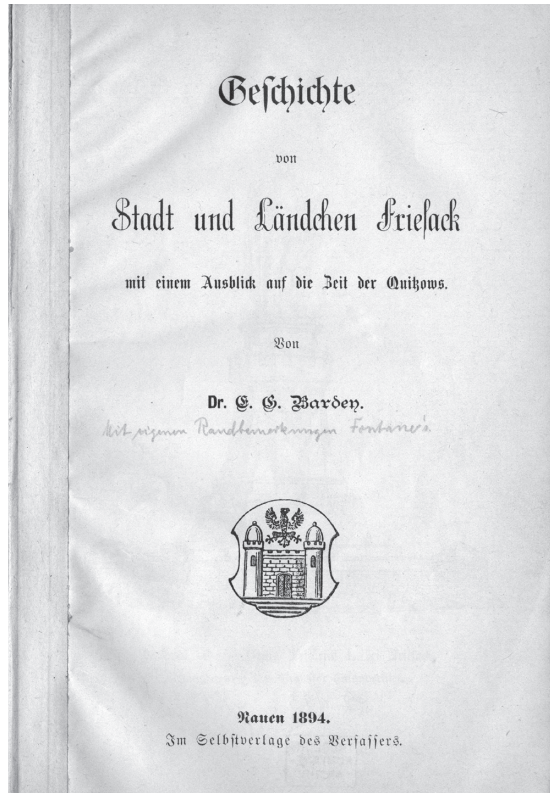
Theodor Fontane hatte seinen Entwürfen zu einzelnen Themen des Manuskripts verschiedene Gliederungspläne vorangestellt. Nachweis: BV Fürstenau, Akte XI/871, Bl. 70–78. Nach hs. Verm. von Fürstenau waren diese Pläne in 14 Zeitungsumschlägen mit hs. Aufschriften Th. Fontanes überliefert (Bl. 70). Zu dem Konvolut gehörten ferner folgende Druckschriften:

1. *Geschichte des Geschlechts von Bredow. Hrsg. im Auftrage der Geschlechtsgenossenschaft. Teil II, enthaltend die Cremmense Linie.* Halle 1890. 185 S. 4° mit Marginalien Th. Fontanes.

2. E. G. Bardey: *Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack.* Nauen 1894. 112 S., 8°

Die gesamten Stoff- und Gliederungspläne Theodor Fontanes, einschl. der genannten zwei Druckschriften dieses Konvoluts, gehören zu den vermißten Beständen des Theodor-Fontane-Archivs. Da das BV Fricke die Stoff- und Gliederungspläne nicht im einzelnen verzeichnet (S. 123f.), wird nachfolgend das masch. Verzeichnis von Fürstenau, das den Formulierungen Fontanes folgt, wiedergegeben.

2019
Q 113



Ernst Georg Bardey:
*Geschichte von Stadt und
 Ländchen Friesack*
 (Titelseite). Potsdam TFA
 Q 113

Ernst Georg Bardeys *Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack* – ein kleiner Blick in Fontanes letztes Arbeitsprojekt

Am 3. Dezember 2019 teilte das Fontane-Archiv in einer Pressemeldung die Rückgabe eines seit dem Zweiten Weltkrieg vermissten Sammlungsgegenstandes mit, den wir dank der freundlichen Aufmerksamkeit eines Berliner Antiquars zurückerhalten haben. Es handelt sich um das Exemplar der von Ernst Georg Bardey verfassten *Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack*,² das durch zahlreiche eigenhändige Anstreichungen und Marginalien als unmittelbare Lektüre- und Informationsquelle Fontanes ausgewiesen ist.

Der Band gehörte ursprünglich zu dem Manuskriptkonvolut *Ländchen Friesack*, dem zwei Druckschriften beilagen, die Fontane als Quellen für dieses Arbeitsprojekt benutzt hat. Wieder aufgetaucht ist das Buch von

Bardey jetzt in den Lagerbeständen des Berliner Antiquariats Carl Wegner, dessen Inhaber Mathias Proksch es an das Fontane-Archiv zurückgegeben hat. Auf welchem Weg es in das Antiquariat gelangt ist, ließ sich nicht ermitteln.

Äußerlich verrät der Band nichts Spektakuläres. Es handelt sich um einen schlichten privaten Halbleinenband, dessen Buchdeckel mit marmoriertem Papier bezogen sind. Der Buchrücken ist ein wenig angeschmutzt, die Deckel haben sich etwas nach außen gebogen, sonst ist der Band intakt. Der vordere Umschlag der Broschüre wurde mit eingebunden. Auf der Titelseite steht unter dem Namen des Verfassers mit Bleistift die Notiz: »Mit eigenen Randbemerkungen Fontane's.« Diese mit einer sehr kleinen Handschrift eingetragene Bemerkung scheint von einem Vorbesitzer zu stammen, im hinteren Buchdeckel findet sich von derselben Hand die Angabe »(1819–1898) Neuruppin – Berlin«. Offensichtlich ist das Exemplar durch mehrere Hände gegangen. Ein Antiquar hat im hinteren Buchdeckel die Feststellung wiederholt: »mit eigh. Randebemerk. [sic] Fontanes!« Die verschiedenen Preisvorstellungen, die die Händler entwickelten, sind ausradiert, teilweise aber noch gut zu erkennen. Sie sagen nichts über den Wert des Bandes für die Forschung.

Ernst Georg Bardey, geb. 1855 in Liepe bei Dömitz, war ab 1882 Lehrer am Realgymnasium in Nauen. 1884 promovierte er in Rostock mit einer Arbeit zur römischen Verfassungsgeschichte.³ Er veröffentlichte ein *Politisches Taschenbüchlein*,⁴ in dem die Grundbegriffe des Gesellschaftswissens erklärt sind, und einen *Leitfaden für den staatsbürgerlichen Unterricht auf höheren Schulen*.⁵ Außer der hier beschriebenen Broschüre über Friesack verfasste er eine *Geschichte von Nauen und Osthavelland*,⁶ die 1892 in Rathenow erschien. Sein Buch über Friesack erschien im Selbstverlag in Nauen.

Sein Interesse für Regionalhistorie war es, das Fontane zu Bardeys Schrift greifen ließ. Zwar hatte er sich in seinen *Wanderungen* und in dem Band *Fünf Schlösser* bereits ausführlich mit Friesack und den Quitzows befasst. Vieles von dem, was Bardey in seiner Darstellung zusammengetragen hatte, war ihm vertraut. Aber für sein Buch über die Bredows, seine »geträumte Lieblingsarbeit«,⁷ die Fontane über Jahrzehnte verfolgt und immer wieder aufgeschoben hatte, lieferte Bardey wertvolles Material. Auf zwei dicke Bände veranschlagte Fontane sein Bredow-Projekt, wie er Georg Friedlaender in seinem Brief vom 14. September 1889 mitteilte. Immer wieder holte er die Mappen hervor. Im September 1898, nachdem die Arbeit am *Stechlin*-Roman abgeschlossen war, wandte sich Fontane dem Bredow-Stoff noch einmal zu. Am 12. September 1898 bat er Albert Poppe, den Vorsitzenden des Berliner Touristenklubs, um Rat und Hilfe: »Mit beinah 79 zu meinen alten Göttern zurückkehrend, liege ich nun mit einem Buch im Anschlag, das den Titel führen soll: »Das Ländchen Friesack und die Bredows.«⁸ Für dieses Buchprojekt suchte Fontane nach Literatur und Personen, die Aus-

kunft zu geben vermochten: »Gibt es in der Stadt Friesack oder auf einem der in der Nähe gelegenen Dörfer einen Geistlichen oder Lehrer oder wildgewordenen Forst- oder Steuer-Assistenten, der sich mit solchen Dingen beschäftigt und einem Anekdoten und Schnurren, Legenden und Lügen erzählen kann. Letztere ganz besonders willkommen, weil sie meist das interessanteste sind.«⁹ Und bei Ferdinand Meyer fragte Fontane an, ob es wohl Bücher gebe »nicht lederne, sondern leidlich lebendige«,¹⁰ die darüber berichten.

Vielleicht haben Poppe oder Meyer Fontane auf Bardey hingewiesen? Dessen 1894 erschienenes Buch über das Ländchen Friesack hat Fontane jedenfalls mit genau diesem Interesse an anekdotischem Material über die Bredows studiert, mit dem Blaustift in der Hand, alles markierend, was er bemerkenswert fand. Den gesamten ersten Teil der Schrift Bardeys, die Ausführungen über die Stadt Friesack, übergang Fontane bei seiner Lektüre. Im zweiten Teil dagegen, in dem die übrigen Ortschaften der Herrschaft Friesack beschrieben sind, finden sich zahlreiche Anstreichungen und Randbemerkungen.

Im Kapitel *Briesen* markierte Fontane den Anfang – »Von hier an«¹¹ – und das Ende – »Bis hier«¹² – des bewegenden Berichts von Adalbert von Bredow über den Todesritt bei Mars-la-Tour.

Im Abschnitt über *Görne* kennzeichnete er die kurze Passage über die Erhebung Friedrich Ludwig Wilhelms von Bredow in den preußischen Grafenstand¹³ und den Bericht des Pastors Finger von 1832 aus der Turmknopf-urkunde.¹⁴

Im Kapitel über *Klessen* markierte Fontane die Inschrift der Eisentafel an der Kirche: »Jahrhunderte auf Stein, Ewig auf Gott.« Am Rand notierte er: »Hübsch.«¹⁵ Dass auf der Gedenktafel für die Befreiungskriege unter den 24 verzeichneten Namen nicht weniger als 6 Grafen v. Bredow waren, fand Fontane ebenfalls bemerkenswert.

Im Kapitel über *Kriele* markierte er das Zitat aus dem Kirchenbuch über den verheerenden Brand des Gutes vom 19. August 1781, der durch einen Blitzschlag ausgelöst worden war. Nur einem Sturzregen sei es zu verdanken, dass das Dorf gerettet wurde.¹⁶

Im Kapitel über *Liepe* markierte Fontane die Beschreibungen der Erinnerungsstücke im Kirchenschiff, Wappentafeln, Grabinschriften sowie eine Notiz aus dem Kirchenrechnungsbuch aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges darüber, dass der Prediger an der Unleserlichkeit der Eintragungen unschuldig sei, denn die »Kriegstroubeln« haben es mit sich gebracht, dass der Kirchenkasten mitsamt dem Kirchenbuch »in die Mistpfütze« versenkt worden sei, um sie vor Plünderung zu bewahren. Das Buch und alle darin befindlichen Zettel wurden zwar später auf dem Ofen wieder getrocknet, aber die Dokumente sahen hinterher entsprechend aus.¹⁷

Im Kapitel *Senzke* schrieb Fontane ein Fragezeichen an den Rand der Mitteilung aus dem Kirchenbuch darüber, dass Kaspar Friedrich v. Bredow

Fleischzehnten, Rauchhühner, den schmalen Zehnten, 70 Kommunikanten, den Vierzeitenpfennig, einen Groschen von einer Leiche, einen Schilling von einer Braut.“ Von einer Schule im Dorf war damals noch keine Rede. Zur Kirche gehörte aber schon ein Küster. Dieser hatte damals „32 Scheffel Roggen, Brot, Wurst, Geld, Braut, Sechswöchlerin und Leiche wie in Senzke.“ Hinsichtlich der Kirche lesen wir 1541: „Die Kirche hat einen halben Wispel Korn Einkommen vom heiligen Mann, den schmalen Zehnten, den Dienst und den Vierzeitenpfennig. Da Mathias Sydow alt und unvermögend ist, dem Gotteshaufe vorzustehen, so soll ein anderer an seine Stelle verordnet werden.“

Im Jahre 1587 siedelte Georg v. Bredow von der Burg zu Friesack aufs Land über und baute sich in Wagenitz ein Schloß. Er lebte bis in die Zeit des 30jährigen Krieges hinein und fand während desselben ein trauriges Ende. Nach der mündlichen Überlieferung, die mir der Lehrer Tschow übermittelt hat, wurde der Ort im Jahre 1634 durch eine kleine Abteilung der Schweden überfallen. Sie wurden für Marodeure gehalten und daher auf den Befehl des Herrn Georg v. Bredow auf dem sogen. Galgenberge hinter der Dorfschmiede aufgehängt. Tags darauf aber sah man ein größeres Corps kommen, das Rache nehmen wollte. Alle Menschen versteckten sich, der Herr v. Bredow selbst floh in das alte lange Haus, das jetzt noch steht und als Inspektorenwohnung dient, und ließ sich von einem treuen Diener ins Korn einschaulen. Der letztere wurde sofort entdeckt. Als er seinen Herrn nicht verraten wollte, sollen sie ihn gefoltert und ihm die Fußsohlen abgetrennt haben. Der Herr wurde dann auch aufgefunden und nebst seiner ganzen Familie ermordet. Nur ein Sohn im Alter von 11 Jahren, Hans Christoph, entging diesem Schicksal, weil er gerade auf der Schule in Brandenburg*) war.

Dieser überlebende Sproß der Familie hat sich später nebst Gemahlin und Kindern auf einem ca. 6 Quadratmeter großen Gemälde darstellen lassen, das noch erhalten ist und in der (um 1740 neugebauten) Kirche hängt. Das Gemälde trägt die Jahreszahl 1667 und weist rechts den Vater mit vier Söhnen, links die Mutter mit sechs Töchtern, alle stehend, auf. Eine Inschrift besagt: „Der hochedelgeborene Herr Hans Christoph v. Bredow, Kommissarius (d. i. etwa Landrat) des havelländischen Kreises, auf Wagenitz, Friesack, Liepe, Kriele, Briesen und Dichte Erbherr, ist geboren den 5. November anno 1623 und hat sich den 29. Juni anno 1645 mit der hochedelgeborenen Jungfrau Barbara Dorothea v. Görne verheiratet, mit welcher er in wähernder

*) Nach Pastor Keflers Pfarrakten in Senzke „in Wittenberg“. Auch giebt dieser das Jahr 1636 an.

Ehe zehn Kinder gezeugt hat.“ Ferner ist darauf zu lesen: „Die hochedelgeborene viel ehr- und tugendfame Fr. Fr. Barbara und Dorothea v. Görne aus dem Hause Planwe, Herrn Hans Christophs Geliebste, ist geboren den 6. January anno 1662 und hat in wäherender Ehe gezeugt zehn Kinder, als vier Söhne und sechs Töchter.“ Die Nachkommen dieses Hans Christoph sitzen noch heute auf Wagenitz, Friesack, Kleffen, Görne, Dicke, Briefen, Landin, Kriele und Liepe im Ländchen Friesack, und außerdem auf Stechow, Lochow, Damm, Zapel, Laslich und Mantkuß.

Bis 1710 mußten die Kinder in Senzke zur Schule gehen, in diesem Jahre aber erhielt Wagenitz eine eigene Schule. 1780 trat der Großvater des jetzigen Lehrers Gustav Tschow dort sein Amt an, das seitdem bei der Familie blieb. Um 1740 wurde die jetzige Kirche gebaut. Unter dem Fußboden wurde vor einigen Jahren durch Einbröckeln der Steine das alte Erbbegräbniß der Familie v. Bredow entdeckt, das aber wieder zugemauert ist. In der Kirche befindet sich das oben beschriebene Gemälde. Der Taufstein ist vom Jahre 1665, und das zimmerne Becken weist die eingravierten Wappen derer v. Bredow und v. Görne auf. Die Gedenktafel für die Gefallenen der Freiheitskriege von 1813, 14, 15 besagt u. a.: „Wilhelm Friedrich August Albrecht v. Bredow, Erbherr auf Wagenitz, Königl. Preuß. Major im Brandenburgischen Kürassier-Regiment, Ritter des Eisernen Kreuzes, geb. den 3. November 1780, blieb den 14. Oktober 1813 in dem Gefecht bei Liebertwolkwitz ohnweit Leipzig. Indem er Murat, König v. Neapel, verfolgte und einholte, wurde er von einem auf der Seite reitenden Franzosen erstochen.“

Im Jahre 1780 hatte der Ort 263 Einwohner. Besitzerin des Ritterguts ist jetzt Frau Baronin v. Bredow, geb. v. Zieten, der auch Nieznitz gehört. Pastor ist Krieger in Senzke (vorher Kessler), Gemeindevorsteher Klauß. In Wagenitz wohnen ca. 12 Bauern, 8 Kossäten und 6 Büdner. (Vergl. unter Senzke und Kriele.)

13. Warfow.

Das Dorf Warfow, ursprünglich Warfe, wird urkundlich erst sehr spät erwähnt, nämlich 1541 in der Reformationszeit. Aus dieser späten Erwähnung des Ortes möchte ich schließen, daß er ebenso wie Bredikow und Hage eine Neugründung derer v. Bredow ist, die das ganze Ländchen 1335 erworben hatten. (Vergl. S. 15.) Der Name Warfe, wie er eigentlich lautete, ließe sich mit Bezug auf die Luchgegend nicht unzutreffend als „war See“ deuten. Das Kirchenvisitationsprotokoll von 1541 lautet: „Kollatoren (d. h. Verleiher, Patrone) der Pfarre sind die v. Bredow. Sie ist ein Filial zu Friesack. Das ganze Dörflein gehört mit allen Gnaden und Gerechtigkeiten einem jeglichen

17 Kinder hatte, 16 Söhne und eine Tochter. Die Angaben über die Erbfolge des Gutes fand Fontane wichtig. Auch den Hinweis auf die Grabtafel von Georg von Waldersee strich er an,¹⁸ genau wie die kuriose Beschreibung der Altarbilder aus der Zeit des Großen Kurfürsten: Jesus steckt Judas den Bissen geradewegs in den Mund, die Kamele sehen aus, als hätten sie Straußköpfe, und es gibt sogar ein Gemälde von Sodom und Gomorra mit Lot und seinen Töchtern.¹⁹ Auf der folgenden Seite findet sich der Hinweis, dass um 1800 ein Prediger Struensee in Senzke gelebt habe, ein Verwandter des dänischen Ministers. Das strich Fontane an. Auch Berichte über die Lage der Bauern markierte er mit Blaustift.

Im Kapitel *Vietznitz* fand Fontane den Bericht über einen Berg bemerkenswert, der nach dem General v. Schöning den Namen Schöningstückenberg erhalten haben soll.

Besonders ergiebig war für Fontane das Kapitel *Wagenitz*. Mit drei Blaustrichen markierte er die Mitteilung, dass der 1845 verstorbene Karl Ludwig Friedrich Wilhelm von Bredow ein Museum eingerichtet habe.²⁰ Den Bericht über den Anfang der Herrschaft derer von Bredow auf Wagenitz markierte Fontane zunächst mit einfachem, dann mit doppeltem Blaustiftstrich. An den Rand schrieb er: »Hiermit beginnt es.«²¹ Auch die ausführliche Beschreibung des 1667 gemalten Familienbildes von Hans Christoph von Bredow, der als 11jähriger nach einem Massaker der Schweden der einzige Überlebende der Familie war und der Stammvater aller Bredows im Ländchen Friesack sowie auf Stechow, Lochow, Damm, Zapel, Laslich und Mankmuß wurde, strich Fontane an. Am Rand notierte er: »Wichtig. Hauptsache.«²² Den Bericht über den Tod von Wilhelm Friedrich August Albrecht v. Bredow, der am 14. Oktober 1813 bei Leipzig fiel, als er den König Murat von Neapel verfolgte, fand Fontane »gut«.²³

Am 10. September 1889 hatte Fontane Paul Schlenther geschrieben, »an der Bredowerei hängt das bißchen Zukunft, das ich noch habe. Mit dieser großen Arbeit will ich abschließen.«²⁴ Und er schloss wirklich mit ihr ab, wenn er auch nicht damit fertigwerden konnte. Über 700 Seiten umfasste die Materialsammlung, die sich in seinem Nachlass fand.²⁵ Jutta Fürstenuau hat das Konvolut nicht nur detailliert in dem von ihr erarbeiteten Verzeichnis der Bestände des Theodor-Fontane-Archivs beschrieben, sondern auch in einem Aufsatz darüber berichtet.²⁶ Fast sämtliche Materialien dieses Konvoluts sind seit 1945 verschollen.²⁷ Glücklicherweise existiert eine maschinenschriftliche Abschrift, die offenbar in den 1930er Jahren von Friedrich Fontane veranlasst worden ist und von der sich Durchschläge im Besitz des Fontane-Archivs²⁸ und des von Bredowschen Familienverbandes befinden. Nach diesen Abschriften wurde das Fragment von Gotthard Erler im Band 7 der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* in der *Großen Brandenburger Ausgabe* veröffentlicht. Der Band trägt den Titel *Das Ländchen Friesack und die Bredows*.

Noch am 17. September 1898 schrieb Fontane, auf der Suche nach Material für sein Buch *Das Ländchen Friesack und die Bredows* an Ferdinand Meyer: Da haben wir den berühmten Zootzenwald. Wie er jetzt ist, das kann ich mir ankucken; aber wo finde ich, wie er 1415 aussah, oder früher oder später? Wenn Büsching auf seiner Reise nach Kyritz aus dem Postwagen raussieht und fünf Zeilen über den Urwaldcharakter des Zootzenwaldes schreibt, so ist das, wie wenn ich von meinem Arbeitstisch aus die Sahara, die Pampas oder eine Prärie beschreibe. Lauter öde Redensarten mit einem Tuareg oder Botokuden oder Sioux dazwischen. All so was hilft mir nicht. Sonderbar, ich habe den meisten Vorteil immer aus unbekanntem kleinen Broschüren gezogen, die, von einem Nichtschriftsteller geschrieben, in Rhinow oder Rathenow, Preis 50 Pf., erschienen waren.²⁹ Bardeys *Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack* war so eine Broschüre. Es ist ein großes Glück, dass Fontanes Exemplar der Forschung jetzt wieder zur Verfügung steht.

Carl Blechen – von 200 Blatt 10 doch nun schon wieder!

Am 18. November 2019 traf die Mitteilung eines Auktionshauses im Fontane-Archiv ein, dass ein kleines Konvolut einer Handschrift Fontanes über Carl Blechen eingeliefert worden sei. Ob es sich dabei vielleicht um einen Teil des im Zweiten Weltkrieg verlorengegangenen Manuskripts des Theodor-Fontane-Archivs handeln könnte? Auch eine genaue Beschreibung der Blätter war beigefügt. Wie sich rasch herausstellte, handelte es sich eindeutig um einen Teil des verschollenen Blechen-Manuskripts Fontanes, das zu den seit 1945 vermissten Beständen des Fontane-Archivs gehört.³⁰ Das ließ sich mit Hilfe der maschinenschriftlichen Abschrift³¹ und anhand des Aufsatzes von Hermann Fricke zeigen,³² in dem das damals noch vorhandene Manuskript genau beschrieben ist.

Auf vorbildliche Weise vermittelte das Auktionshaus in dieser Angelegenheit. Der Einlieferer zog seinen Auftrag zurück und meldete sich zu einem Besuch im Fontane-Archiv an. Er kam gemeinsam mit Freunden am 28. November in das Haus am Fuß des Potsdamer Pfingstberges. Die Marcel Proust Gesellschaft hatte zu einem Symposium nach Berlin eingeladen, und am Rande dieser Tagung wurde nun ein Ausflug nach Potsdam organisiert. So erhielt das Fontane-Archiv unverhofft Besuch von der Proust-Gesellschaft, eine Begegnung, die zu einer Sternstunde wurde in dem an Sternstunden reichen Jubiläumsjahr 2019. Natürlich zeigten wir vom Archiv den Proust-Forschern das Haus und seine Schätze. Und sofort entspann sich ein Gespräch über Autoren-Gepflogenheiten, Aufkleber und Paperoles, Textfassungen und Überlieferungs-Fragen, Editionen und Exemplare, Bücher und Bibliotheken. Da war nichts von Suche nach einer verlorenen Zeit. Es war, als hätte man sich schon immer gekannt.



Exkursion von Mitgliedern der Marcel Proust Gesellschaft ins Theodor-Fontane-Archiv (Foto: TFA)

Die Blätter aus dem Blechen-Konvolut brachte der Eigentümer gleich mit. Er berichtete, dass sie aus der Autographensammlung einer verstorbenen Tante stammten, die er geerbt hatte. Wo diese die Blätter erworben hatte, ließ sich nicht klären. Dass sie wieder an das Archiv zurückgegeben werden sollten, war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Über die Modalitäten war schnell Einigkeit erzielt. Beim Abschied ließ er die Blätter gleich im Archiv. Auf diese Weise sind immerhin 10 Blätter des ehemals 200 Bl. umfassenden Konvoluts in das Theodor-Fontane-Archiv zurückgekehrt. Die detaillierte Beschreibung des kleinen Konvoluts, das sich nun als ein Teil des weiterhin verschollenen Manuskripts wieder im Bestand des Fontane-Archivs befindet, ist den bibliographischen Hinweisen im nächsten Heft zu entnehmen.³³

Dass es sich bei diesem Manuskript um eine wichtige Quelle nicht nur zu Fontane, sondern auch zu Carl Blechen handelt, ist der Forschung seit

1

Blechen.
(Lesungsverzeichn.)

1. Blechen 60 p. Paris Ge-
l. in der Akademie. 1823
für ungenutzt 14 1824
2. Blechen bei dem Ray.
auf Italien. 1828
für ungenutzt
14 1824. Ray ungenutzt. Auf
des Königs 3 für bei dem
7 2017.
3. Blechen de Italien 1828
2 19.
4. Blechen bei dem Paris
formulir von Laplace
de Akademie 1821.
5. Blechen bei dem Paris Geistes
vom Institut de Akademie.
1825.
6. Blechen letzte Jahre 2.
1825 bis 26.
7. Blechen Kienigsberg 2
Band. 1826 bis 40.

langem bekannt. Lionel von Donop benutzte Fontanes Materialsammlung für seine 1908 erschienene Monographie über Blechen.³⁴ Hermann Fricke hat das Manuskript 1941 detailliert beschrieben, eine umfangreichere Publikation, die er vorbereitete, blieb jedoch Projekt. Zuletzt hat Heide Streiter-Buscher über Fontanes Blechen-Manuskript geforscht. In Branitz war im Jubiläumsjahr 2019 eine bemerkenswerte Ausstellung über die Beziehung Fontanes zu dem Maler und seinem Werk zu sehen, deren Vorbereitung Streiter-Buscher beratend begleitet hat. Im zentralen Raum dieser Exposition wurde die von Fontane präferierte Auswahl aus den Werken Blechens nach den Aufzeichnungen des Manuskripts sinnlich erfahrbar gemacht. Seinen persönlichen Blechen-Salon würde Fontane mit einer Anzahl von großen, repräsentativen Gemälden ausstatten, darunter das *Semnonenlager*, das *Kloster Scholastica* und *Der Bau der Teufelsbrücke*. Für sein Wohnzimmer würde er allerdings ganz andere Sachen auswählen, um sich täglich daran zu erfreuen, den vor seinem Bau liegenden Fuchs, das *Walzwerk bei Eberswalde*, den trunkenen Mönch und andere Szenen. Dankenswerter Weise ist das alles in dem die Ausstellung begleitenden Katalog nachzulesen.³⁵

Das Splitterkonvolut, das sich nun wieder im Theodor-Fontane-Archiv befindet, umfasst 11 Blätter im Folio-Format (34 x 21 cm), von denen eines nicht beschrieben ist. Das erste Blatt enthält unter der Überschrift »Blechen. (Biographie)« eine Disposition des Materials, die Fontane selbst bei einer späteren Revision mit »Ist gut« bestätigte. Dieses Blatt hat Fricke 1941 genau beschrieben und, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, ediert.³⁶

Es folgen einige Teile der Materialsammlung Fontanes über Blechen. Zunächst, aufgeklebt auf dem zweiten Blatt, vier kleine Ausschnitte aus dem Bericht von Ludwig Pietsch über die Blechen-Ausstellung in der Nationalgalerie, der in der *Vossischen Zeitung* vom 4. Januar 1882³⁷ erschienen ist. Die ihn interessierenden Passagen hat Fontane ausgeschnitten, aufgeklebt und beschriftet bzw. kommentiert.

Aufgeklebt auf einem weiteren Blatt ist ein Blatt aus dem Ausstellungskatalog, auf dem Fontane einen Teil der Bilder kommentiert und bewertet hat.³⁸ Allerdings ist das nicht der ursprüngliche Zustand, was der ältere Klebestellenausriss beweist. Auf der Rückseite dieses Blattes (Bl. 3v) findet sich eine Entwurfsnotiz zu Fontanes Erzählfragment *Allerlei Glück*, dem zu entnehmen ist, wie Fontane den Namen »Die Sieben vor Theben« motivieren wollte. Die anderen Rückseiten sind leer.

Schließlich folgt auf sieben weiteren Blättern die Abschrift des Briefes von Carl Blechen an Peter Beuth vom 22. November 1830, die Fontane eigenhändig genommen hat.³⁹ Diese Abschrift ist unvollständig, es fehlt das erste Blatt. Dieses erste Blatt von Fontanes Briefabschrift sowie 4 weitere Blätter aus dem Blechen-Manuskript befinden sich heute im Deutschen

2

Doniz (Luzfeld
(mitte))

Auf der Wanderung nach Italien fand Blechen das Motiv zu einem höchst merkwürdigen Bilde, dessen Ausführung man hier von der ersten Skizze bis zur vollendeten Ausfüh- rung verfolgen kann: zu dem „Bau der Leufelsbrücke“ (No. 187.) Die wilde Erhabenheit dieser Gebirgsenergie der ungeheuren, vom bläulichen Taif umhüllten Felsmaße zu beiden Seiten der wild schäumenden Meer, und inmitten die- ser erdräubenartigen Umgebung, das so ruhig erheben- de und doch so lakonisch Menschentum der im Bau begriffenen Bogen- brücke aber den zu Thal rauschenden Weitzbach ist hier mit ergreifender Wirkung zur Anschauung gebracht.

Helene's Land/lythen

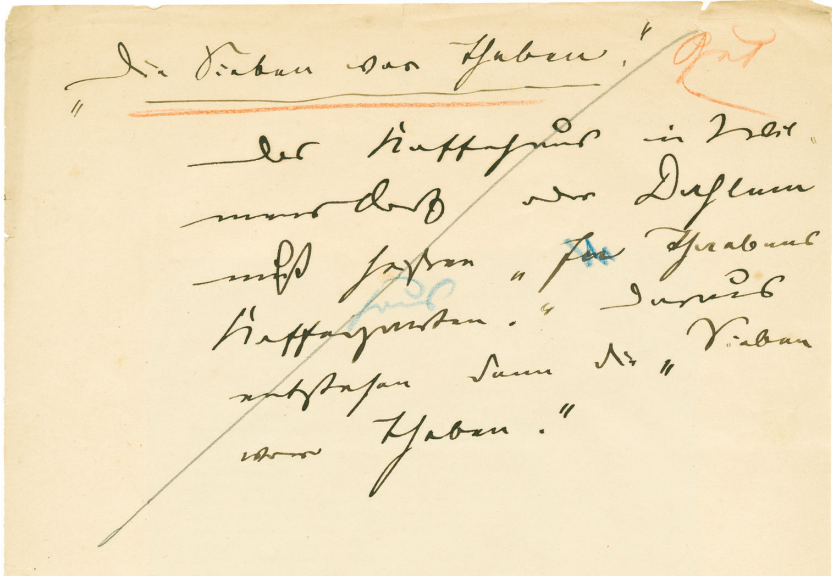
Aus der enormen Menge der italienischen Landschaften kann ich hier nur wenige besonders hervorheben, welche durch ihre Auf- fassung und große materielle Eigenschaften ganz besonders im- portanten. In diesen zählt No. 182: Die Schlucht bei Analfi (Eigentum der Nationalgalerie, 177: Kasteil Gaudolfo mit den hohen Grotten im Vordergrund (in demselben Weisse); die Ruinen des Palastes der Königin Johanna bei Neapel, dem stürmisch aufgetragten Meer umgeben, von einer (stirren) Grotte im nächsten Vordergrund aus gesehen, in welcher ein braun le- tzteter Mönch, auf das schäumende Meer des Golfes hinaus- blickend, sitzt (No. 126); ferner das große Bild „Blick auf Analfi mit den gewaltigen, kegelförmigen Unterbau des Meeres und der Doppelfirke, auf der Höhe, eine der ungleichmäßigst befrucht- gendsten von allen angelegten Arbeiten Blechens. Das Meister- werk (No. 129) „St. Geminato bei Tivoli“; das Bild aus dem Jahr von Rom mit zwei Mönchen hastig, „Stillebe in der Natur“ (No. 132), „Der Mittag“ Bild von Cecilia Castellana in die Ebene und auf den Monte Etarice (No. 127.) und der „Abend“ aus der Umgegend von Rom (No. 133).

der abgegriffen
Luzfeld
No. 187

In den beiden letztgenannten Gemälden sind gleichzeitig auch die Skizzen, oder richtiger die kleineren direkt nach der Natur gemalten Studien, der betreffenden land- schaftlichen Szenen angeheftet. Dieselben machen den danach ausgeführten und mit Staffage versehenen Bildern allerdings eine recht gefährliche Konkurrenz. Die wunderliche Feinheit der hin- mernden Albertons in der Naturstudie, zum „Mittag“ konnte kaum wieder erreicht werden und auch in dem anderen Bilde mit der aus dem Vordergrund breit aufliegenden Sandsteine, den Steinbänken zur Linken, den mächtigen, dunklen Kastanienbäumen zur Rechten des Bogen, unter denen ein Hirtenbube auf der Schilwe blaud und zwei ziemlich un- mögliche Italienerinnen sitzen, — hat der Ton eine Schwere und Härte in den Gegenständen, wovon die Studie völlig frei blieb. An solcher Schwere laborirt Blechens Farbe sehr häufig. Einen Theil der Schuld an diesem Eindruck mögen gewiss chemische Veränderungen der von ihm angewendeten Pigmente tragen. Die unverhältnismäßige Intensität des Blau zumal, und der sauren Nuancen im Grün der Vegetation in-

wohl zum kleineren Theil so zu erklären. Aber mehr noch dürfte die Ursache doch auf Rechnung der besonderen Organisation des Blechenschen Auges oder auf der Ungleichmäßigkeit seines mate- riellen Anstrichs beruhen.
Auch unter der Menge der hier nicht erwähnten Bilder, Studien, Skizzen, Entwürfe von der mannigfaltigsten Art wird der aus- merzame Werkvater eine große Zahl von solchen Arbeiten finden, in denen sich ihres Autors eigenartiges Genie kaum weniger auffällig und charakteristisch kundgibt, als in den hier besprochenen. Für sehr Viele in unserer Publika, zumal der jüngeren Generation, selbst der Künstler, wird diese ganze Blechen-Ausstellung eine Art von Offenbarung sein; als die eines Künstlergenies, den sie kaum noch vom Götter- sitze kannten und welcher durch das, was er erreichte, ein demer- des, ruhmvolles Gedächtniß in der Geschichte der modernen Ma- lerei vor so manchen viel mehr als er Genannten und Geprü- fenen verdient hat.

} Kapf. mäßig.



Theodor Fontane: Carl Blechen, Rückseite von Bl. 3 mit Entwurfsnotizen zu *Allerlei Glück*

Literatur-Archiv in Marbach.⁴⁰ Sie wurden am 16. Mai 1956 bei Karl & Faber in München ersteigert.⁴¹

Das Potsdamer Splitterkonvolut des Blechenmanuskripts wurde von fremder Hand paginiert. Bemerkenswert ist, dass dabei die ursprüngliche Zählung Fontanes, der nur die Blätter mit der Briefabschrift nummeriert hatte, manipuliert wurde. Die Blätter 1 bis 3 waren ursprünglich vermutlich nicht gezählt. Auf den Blättern 4 bis 10 ersetzte die aktuelle Seitenzählung eine ältere Zählung, die von Fontane selbst stammte, ausradiert wurde und nur noch in Resten erkennbar ist, am besten auf den S. 4 (ursprünglich 2) und 8 (ursprünglich 6). Die jüngere Zählung ist über die ältere geschrieben worden und zwar genau an die Stellen, wo die ältere ausradiert wurde. Ursprünglich trugen die Seiten mit der Briefabschrift die Pagina 2 bis 8. Die erste Seite dieser Briefabschrift, die sich in Marbach befindet, weist noch heute die Pagina 1 aus. Die Schrift dieser jüngeren Seitenzählung lässt sich der Hand zuordnen, von der die Beschriftung des beigegefügt Inventarzettels und des Umschlags stammt, in dem das Manuskript lag. Sie ist charakteristisch und findet sich auf mehreren Teilmanuskripten, die das Fontane-Archiv zurückerhalten hat. Die Fragen, die aus dieser Beobachtung resultierten, ließen sich noch nicht klären. Die Recherchen dauern an.

Anmerkungen

- 1 Manfred Horlitz: *Vermisste Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs*. Potsdam 1999, vgl. auch in diesem Heft, S. 8–23.
- 2 Ernst Georg Bardey: *Geschichte von Stadt und Ländchen Friesack mit einem Ausblick auf die Zeit der Quitzows*. Nauen: Selbstverlag 1894. 8° VI, 112 S., m. 1 Frontispiz. Priv. HLn, Buchdeckel mit marmoriertem Papier bezogen, Exemplar mit eigenh. Anstreichungen und Marginalien von Theodor Fontane mit Blautift.
- 3 Ernst Georg Bardey: *Das sechste Consulat des Marius oder das Jahr 100 in der römischen Verfassungsgeschichte*. Brandenburg: Wiesike 1884.
- 4 Ernst Georg Bardey: *Politisches Taschenbüchlein enthaltend die wichtigsten politischen Ausdrücke und Begriffe unserer Zeit mit unparteiischer Erklärung zur Selbstbelehrung für jeden Staatsbürger*. Nauen: Harschan [1890].
- 5 Ernst Georg Bardey: *Leitfaden für den staatsbürgerlichen Unterricht auf höheren Schulen. Im Anschluß an die Verfassungen Preußens und des deutschen Reichs bearbeitet*. Brandenburg a. H.: Haeckert 1891.
- 6 Ernst Georg Bardey: *Geschichte von Nauen und Osthavelland*. Rathenow: Babenzien 1892.
- 7 Theodor Fontane an Paul Schlenther, 9. Januar 1890. TFA Ca 1113.
- 8 Theodor Fontane an Albert Poppe, Berlin, 12. September 1898. Zit. n. Hans-Werner Klünner: *Theodor Fontanes Beziehungen zur Landesgeschichtlichen Vereinigung*. In: *Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg. Mitteilungsblatt* Nr. 46, 1. Mai 1964, S. 349–354, der Brief S. 352.
- 9 Ebd.
- 10 Theodor Fontane an Ferdinand Meyer, Berlin, 17. September 1898. HFA IV, 4, S. 754 f., Zit. S. 755.
- 11 Bardey, wie Anm. 2, S. 76.
- 12 Ebd., S. 79.
- 13 Ebd., S. 83.
- 14 Ebd., S. 85.
- 15 Ebd., S. 89.
- 16 Ebd., S. 92 f.
- 17 Ebd., S. 100 f.
- 18 Ebd., S. 102 f.
- 19 Ebd., S. 104.
- 20 Ebd., S. 109.
- 21 Ebd., S. 110.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd., S. 111.
- 24 *Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung*. Hrsg. von Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin: F. Fontane & Co. 1910, Bd. 2, S. 215.

- 25 Hellmut Meyer & Ernst: Katalog 35: *Theodor Fontane. August von Kotzebue*. Versteigerung am 9. Oktober 1933, Los 487, S. 81 f.
- 26 Jutta Fürstenau: *Theodor Fontanes »Ländchen Friesack«*. In: *Brandenburgische Jahrbücher*, Bd. 9, Berlin: Hayn 1938, S. 55–62.
- 27 Manfred Horlitz: *Vermisste Bestände*, wie Anm. 1, S. 58–72.
- 28 TFA Kca 1, 134 Bl.
- 29 HFA IV, 4, S. 755.
- 30 Vgl. Manfred Horlitz: *Vermisste Bestände*, wie Anm. 1, S. 90, Signatur M 1.
- 31 Theodor Fontane: *Carl Blechen*. TFA: Kfa 1. Vgl. den Abdruck in NFA 23,1, S. 520-547 sowie 23,2, S. 363–397.
- 32 Hermann Fricke: *Theodor Fontane über Karl Blechen*. In: *Heimatkalender für die Niederlausitz*, Cottbus 1941, S. 27-36.
- 33 *Fontane Blätter* 111 (2021).
- 34 Lionel von Donop: *Der Landschaftsmaler Carl Blechen. Mit Benutzung von Aufzeichnungen Theodor Fontanes*. Berlin: Fischer & Franke 1908.
- 35 »Am größten und genialsten ist er wohl in seinen Skizzen«. *Theodor Fontane und Carl Blechen*. Hrsg. von der Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park und Schloss Branitz anlässlich der Ausstellung »fontane.200/Spuren« – Kulturland Brandenburg 2019. Cottbus: Stiftung Fürst-Pückler-Museum, 2019.
- 36 Wie Anm. 32, S. 28; Vgl. NFA 23,2, S. 365.
- 37 L[ludwig].P[ietsch].: *Die XIV. Sonderausstellung in der Nationalgalerie (III)*. *Vossische Zeitung*, Nr. 5, 4. Januar 1882, Morgen-Ausgabe, 1. Beilage.
- 38 Vgl. TFA Kfa 1, Bl. 60. Auch Fricke hat Fontanes Kommentare bis auf einige kleine Details wörtlich in seinem Aufsatz wiedergegeben.
- 39 Vgl. TFA Kfa 1, Bl. 89 f.
- 40 Inv. Nr. 56.550/30–34. Vgl. Anneliese Hofmann, Dorothea Kuhn: *Handschriften des Deutschen Literaturarchivs. Theodor Fontane*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 13, 1969, S. 639–651, hier S. 645.
- 41 Karl & Faber, Auktion 55, 15.–17. Mai 1956, Los 772.

Fontanes Fronde gegen Manteuffel und seine Mannen. Als Literat im Gewirr der preußischen Pressepolitik der Reaktionszeit

Rudolf Muhs

Zu den Kernthemen jeder Fontane-Biographie gehört die Erörterung der Schwierigkeiten, die der 1819 geborene Dichter hatte, die notdürftige Sicherung seines Lebensunterhalts mit dem Bedürfnis nach einem Freiraum für die Schriftstellerei zu vereinbaren. 30 Jahre alt, aber aus Mangel an Kapital außer Stande, sich als selbständiger Apotheker niederlassen und eine Familie gründen zu können, zudem desillusioniert über den Ausgang der Revolution von 1848, richtete sich seine Hoffnung bevorzugt auf einen Posten im Literarischen Kabinett, der Presseaufsichts- und -lenkungsbehörde der preußischen Regierung. Anfang August 1850 gelang es ihm tatsächlich, dort angestellt zu werden, doch kaum hatte der erleichterte Poet daraufhin Mitte Oktober seine langjährige Verlobte geheiratet, wurde er zum Jahresende auch schon wieder entlassen.

Die Darstellung dieser Episode in der biographischen Literatur folgt meist den brieflichen Äußerungen, die Fontane unmittelbar nach seiner Kündigung gegenüber verschiedenen Freunden gemacht hat. Während es in einem Schreiben an Wilhelm Wolfsohn vom 3. Januar 1851 nur ganz knapp heißt, »daß das literarische Cabinet aufgelöst und meine Wenigkeit in Folge dessen auf's Trockne gesetzt ist¹, schließt sich an die entsprechende Mitteilung an Friedrich Witte noch eine politische Bewertung der Vorgänge:

Das Ministerium hat sich dabei mal wieder über alle Begriffe miserabel benommen. Von mir red ich nicht; ich habe der Regierung keine Dienste geleistet und kann keine Rücksicht beanspruchen, aber gegen einzelne, namentlich gegen einen meiner Kollegen, ist man himmelschreiend verfahren. Der Doktor Arnd, ein alter Herr u. tüchtiger Gelehrter, ein Mann, der seit 25 Jahren ausschließlich in Italien, England und Frankreich gelebt hat, wurde vom Ministerium Pfuel hierher berufen und seitdem (für die franz. Zeitungen) im liter. Cabinet verwendet. Am 30. v. M. kam er wie gewöhnlich, auf's Bureau und erfuhr, daß am 31. (tags drauf) seine Dienste nicht mehr gebraucht werden könnten. Das nennt man hierzulande Humanität.²

Die beiden Schreiben an Wolfsohn und Witte waren der Forschung seit 1910, dem Erscheinungsdatum der *Zweiten Sammlung* von Fontanes Briefen bekannt. Ein weiteres Zeugnis mit gleicher Tendenz, einen Brief Fontanes vom 7. Januar 1851 an Bernhard von Lepel, hat Charlotte Jolles in ihrer 1936 abgeschlossenen Dissertation in die Debatte eingeführt.³ Danach will der Dichter am Sylvestermorgen überrascht erfahren haben,

daß das Cabinet aufgelöst und der Literat Th. Fontane an die Luft gesetzt sei. Eilig strich ich noch 40 Rthr. Diäten für Monat Dezember ein und verschwand für immer aus den heiligen Hallen, in denen ich 5 mal 4 Wochen Zeuge der Saucen-Bereitung gewesen war, mit welchen das lit. Cabinet das ausgekochte Rindfleisch Manteuffelscher Politik zu übergießen hatte. Gott sei Dank kann ich mir nachträglich das Zeugnis ausstellen, daß von meiner Seite kein Salz-, Senf- oder Pfefferkorn jemals zu der Schandbrühe beigesteuert worden ist.⁴

Weder Jolles noch Julius Petersen, in dessen 1940 vorgelegter Edition des *Freundschaftsbriefwechsels* zwischen Fontane und Lepel dieses Schreiben erstmals vollständig abgedruckt wurde, haben jedoch eine Aussage des Dichters berücksichtigt, die Zweifel an der brieflich verbreiteten Version hätte wecken müssen, nämlich das zuerst 1919 und dann 1939 neu publizierte »Wangenheimkapitel«.⁵ Um 1897 entstanden, scheint dieses Memoirenfragment bei der Endredaktion von *Von Zwanzig bis Dreißig* ausgeschieden und für eine spätere, dann nicht mehr zustandegekommene Fortsetzung der Autobiographie reserviert worden zu sein. Danach war die Auflösung des Literarischen Kabinetts mitsamt Fontanes Entlassung keineswegs aus blauem Himmel erfolgt, sondern hing

mit dem Sturze des Radowitz'schen Ministeriums zusammen, an dessen Stelle nun das Ministerium Manteuffel trat. Meine Rolle dabei, etwa die eines Boten im Drama oder Stück, hatte etwas Tragikomisches. Das »literarische Kabinett«, im wesentlichen ein ministerielles Lesebureau, bestand aus sechs oder acht Herren, an deren Spitze ein geschulter Beamter stand, damals Wilhelm von Merckel [...], ein Alt-Liberaler und Anhänger der Radowitzischen Politik. Die übrigen Mitglieder, meine Kollegen, waren fast ausschließlich Ostpreußen, was wohl damit zusammenhing, daß Auerswald die Hauptrolle im Ministerium spielte. [...] Gleich als ich eintrat, sah ich, daß eine Gärung da war, die damit zusammenhing, daß Auerswald-Radowitz gestürzt und Manteuffel Ministerpräsident werden sollte. Das »literarische Kabinett« hielt es für seine Pflicht, dagegen Front zu machen, zu streiken und ein Schriftstück aufzusetzen, in dem unserm obersten Vorgesetzten – an dessen Statt damals Ministerialdirektor von Puttkamer, Vater des späteren Ministers, fungierte – mitgeteilt wurde, daß das alles nicht ginge, daß wir auerswaldisch gesinnt wären und nicht Lust hätten, unter Manteuffel zu dienen. Das Ostpreußentum faßte mich, ich wurde gefragt, ob ich Lust hätte, das

Schriftstück mit zu unterzeichnen, worauf ich antwortete: Gewiß, aber bloß aus Korpsgeist, denn man möchte mir, einem Jungen, die Bemerkung verzeihen, aber ich fände diese Opposition Untergebener ganz ungehörig; Manteuffel sei jetzt Minister, und wenn wir ihm nicht dienen wollten, so könnten wir ja gehen. Aber wir hätten kein Recht, mit einem Mißtrauensvotum zu debutieren. [...] Alle die Herren waren mir unendlich überlegen an Jahren, Wissen, Erfahrung, aber sie hatten keinen bon sens. [...] Als ich meine Bemerkung gemacht, lachten die Herren, aber nicht spöttisch, sondern beifällig und sichtlich amüsiert. Sie waren klug genug, um sich zu sagen: »Das Kind hat recht«. Aber der Stein war nun mal im Rollen, vom Aufhalten keine Rede mehr, und so schloß die Szene damit ab, daß ich, der ich meine Zustimmung mit einem großen Fragezeichen begleitet hatte, ausersehen wurde, das Schriftstück dem Ministerialdirektor von Puttkamer zu überreichen. Der mochte schon wissen, was drin stand, nahm das Schriftstück mit einem ziemlich barschen Anschauzer entgegen und warf es auf den Tisch. Eh eine Woche um war, war das ganze »literarische Kabinett« aufgelöst und seine Insassen entlassen. Ich Unglückseliger nahm diese Entlassung für ernsthaft und begann meine junge Ehe mit einem Hungerjahr; die Kollegen aber, die so gesinnungstüchtig gewesen waren, waren klüger, sie paktierten sehr schnell, gingen mit fliegenden Fahnen ins andere Lager über, in dem ich sie ein Jahr später, als auch ich paktiert hatte, sämtlich wieder antraf.⁶

Weshalb Fontane in seinen brieflichen Äußerungen mit keinem Wort einen Umstand erwähnt, dessen ausschlaggebende Bedeutung ihm im Abstand von fast einem halben Jahrhundert so deutlich bewußt war, liegt auf der Hand. Hätte er 1851 eingeräumt, möglicherweise selbst den Anlaß zu seiner Entlassung gegeben zu haben, wäre kaum auf Mitleid zu hoffen, vermutlich sogar mit Tadel zu rechnen gewesen. Ein Akt behördlicher Willkür dagegen, wie ihn die Schreiben an Lepel und Witte suggerieren, konnte keinen Grund zu Vorwürfen an das vermeintliche Opfer geben. Von Wolfsohn, der weit weg in Dresden wohnte, waren kaum Nachfragen zu befürchten, weshalb ihm statt umständlicher Erklärungen nur das unumstößliche Faktum mitgeteilt wurde.

Hinter der zur Schau gestellten Unbekümmertheit muß also das Bewußtsein an Fontane genagt haben, ein Stück weit mitverantwortlich gewesen zu sein für die pekuniäre Misere, in der er und seine schwangere Ehefrau sich nunmehr befanden. Dass die Schreiben an seine Berliner Freunde, obwohl zeitlich nahe an den Ereignissen, nicht die ganze Wahrheit enthalten, steht jedenfalls außer Frage. Jahrzehnte später waren die Motive, die den Dichter seinerzeit veranlaßt hatten, jeden Hinweis auf die eigene Verwicklung zu unterdrücken, natürlich längst entfallen, weshalb er jetzt offen den Ablauf der Dinge ausplaudern konnte, wie er ihm im Gedächtnis geblieben war.

Allerdings wirft die autobiographische Darstellung, so hell sie auch den Hintergrund auszuleuchten scheint, ebenfalls Probleme auf. Zu viele Details sind einfach unhaltbar. Ein Ministerium Auerswald-Radowitz beispielsweise hat es nie gegeben. Rudolf von Auerswald, ein altliberaler Ostpreuße, war vom 20. Juni bis 8. September 1848 Regierungschef gewesen⁷, während Joseph von Radowitz, der langjährige enge Vertraute des Königs, erst Ende September 1850 das Außenministerium übernommen hatte, und zwar im gleichen Kabinett Brandenburg, dem Otto von Manteuffel bereits seit dessen Bildung im November 1848 als Innenminister angehörte.

Trotz dieser und anderer faktischer Irrtümer enthalten Fontanes Memoiren aber wie fast immer so auch hier das, was man eine tiefere Wahrheit nennen könnte. Nichts ist besser geeignet als ein Hinweis auf diese Tatsache, um die Fragwürdigkeit von Interpretationen darzutun, die hinter jedem Gedächtnisfehler eine bewußte Irreführung des Lesers oder gar eine politische Strategie des Autors vermuten. Was Fontane zu der chronologisch unhaltbaren Assoziation von Auerswald und Radowitz veranlaßt hat, dürfte die zutreffende Erinnerung gewesen sein, dass beide eine Politik nationaler Einigung verfolgt hatten. Im Gegensatz dazu war der Konflikt zwischen Radowitz und dem preußisch-partikularistischen Manteuffel so scharf gewesen, dass sich einem durch zeitlichen Abstand getrübten Gedächtnis leicht die Vorstellung eines Nacheinander aufdrängen konnte, wo es in Wahrheit um einen Richtungstreit innerhalb einer und derselben Regierungsmannschaft gegangen war.

Andererseits lag Fontane insofern auch wieder nicht ganz falsch, als Manteuffel nach dem maßgeblich von ihm betriebenen Sturz seines nur sechs Wochen amtierenden Kollegen Radowitz Anfang November 1850 dessen Nachfolger als Außenminister geworden war und wenige Tage später, nach dem plötzlichen Tod des Ministerpräsidenten Brandenburg, auch dieses Amt übernommen hatte. Allerdings hatte er sich dazu nur unter der Bedingung bereiterklärt, dass ihm weiterhin die bis dato im Innenministerium ressortierende Zuständigkeit für die Informationspolitik der Regierung verbleiben würde. In diesem Zusammenhang kam es zu jener behördlichen Reorganisation, an deren Ende der Dichter auf der Straße stand.⁸

Gegenstand der Eingabe, an die sich der alte Fontane so lebhaft erinnerte, kann mithin kaum die Erklärung gewesen sein, dass die Unterzeichner »nicht Lust hätten, unter Manteuffel zu dienen«, wie es im »Wangenheimkapitel« heißt. Eben das hatten sie schließlich, ob mit oder ohne Lust, auch bisher schon getan. Dass Manteuffel als Innenminister in gleicher Weise der Dienstvorgesetzte des Literarischen Kabinetts gewesen war, wie ihm als Ministerpräsident die nunmehr so genannte Centralstelle für Preßangelegenheiten unterstand, findet ja nicht zuletzt in dem bereits zitierten Brief Fontanes an Lepel vom 7. Januar 1851 seine ausdrückliche Bestätigung.

Eine »ganz gehorsamste Vorstellung«

Besagte Widersprüche sind in der Literatur so gut wie unbemerkt geblieben. Zumindest hat sich niemand die Mühe gemacht, nach dem ominösen Schriftstück zu fahnden, obwohl es in den Beständen des Berliner Geheimen Staatsarchivs (im Gefolge des Zweiten Weltkriegs bis 1993 nach Merseburg ausgelagert) leicht zugänglich ist. Jolles hat das in Fontanes Handschrift gehaltene Dokument übersehen, als sie Mitte der 1930er Jahre an ihrer Dissertation arbeitete, und biographisch orientierte Forscher jüngerer Datum sind nur selten über die von ihr erschlossenen Akten hinausgegangen. Adressiert an Manteuffel in seiner neuen Eigenschaft als Ministerpräsident und Außenminister und mitunterzeichnet von vier weiteren Angehörigen des Literarischen Cabinets, lautet das hier erstmals abgedruckte Dokument wie folgt⁹:

Ew: Excellenz

wollen der nachstehenden ganz gehorsamsten Vorstellung ein geneigtes Ohr leihen.

Ein schon seit längerer Zeit verbreitetes Gerücht von einer Aufhebung des literarischen Cabinets und Verschmelzung desselben mit der Redaction der Deutschen Reform veranlaßt uns, die unterzeichneten Mitglieder des literarischen Cabinets zu der ganz gehorsamsten Anfrage,

ob eine solche Maaßregel wirklich in der Absicht Ew: Excellenz liege?

Sollte dies in der That der Fall sein, so würden die Mitglieder des literarischen Cabinets, im Hinblick auf die zeitigen Redactions-Verhältnisse der Deutschen Reform, um die Erlaubniß bitten müssen, Ew: Excellenz folgende Erwägungen ganz gehorsamst unterbreiten zu dürfen.

Die meisten Mitglieder des literarischen Cabinets haben es sich seit Jahren eifrig angelegen sein lassen, durch Correspondenzartikel in einer großen Zahl der bedeutendsten hiesigen und auswärtigen Blätter, durch Leitartikel in der Constitutionellen Correspondenz, durch Zeitungs-schauen, lithographirte Berichte an das Ministerium, ausführliche Auszüge aus den Journalen und sonstige mehr oder weniger umfangreiche Arbeiten im Sinne der Regierung zu wirken; und diese Wirksamkeit, obgleich weniger in das Auge fallend wegen ihrer Vertheilung auf vielfältige Organe der Presse, ist doch nicht ohne Erfolg geblieben.

Um dieser Aufgabe die erforderliche Kraft widmen zu können, haben die meisten Mitglieder des literarischen Cabinets sich genöthigt gesehen, jede andre amtliche und literarische Verbindung, in der sie früher standen, abzubrechen und den damit zusammenhängenden Vortheilen zu entsagen. Sie glauben daher nicht die Schranken der Bescheidenheit zu überschreiten, wenn sie es wagen einigen Anspruch auf Berücksichtigung ihrer bisherigen Thätigkeit geltend zu machen.

Wenn dies von der vielbewährten Humanität Ew: Excellenz anerkannt werden sollte, so glauben wir, die Mitglieder des literarischen Cabinets die Bitte aussprechen zu dürfen, Ew: Excellenz wolle bei der beabsichtigten Umgestaltung des literarischen Cabinets uns keinen Platz anweisen, der theils unsrer bisherigen Stellung, theils auch unsrer persönlichen Würde widerspricht. Dies aber würde der Fall sein, wenn wir genöthigt wären, uns unter die Leitung von Personen zu stellen, die einerseits aller öffentlichen Autorität entbehren, andererseits aber, in Betreff des Talents und der Kenntnisse, nicht diejenige öffentliche Anerkennung genießen, die uns zu einer bereitwilligen Unterordnung veranlassen könnte.

Die Mitglieder des literarischen Cabinets sind gern bereit, ihre ganze Thätigkeit auch ferner dem Interesse der Regierung, namentlich auch, wenn es gewünscht wird, der Deutschen Reform zu widmen. Dies aber würde ihnen für jetzt und für spätere Zeit unmöglich gemacht werden, wenn man sie durch jene Unterordnung unter die zeitige Redaction der Deutschen Reform dem Publicum gegenüber in eine zweideutige Stellung brächte und dadurch das öffentliche Vertrauen zu ihnen in einem Grade schwächte, der ihren Einfluß auf die Presse vermindern, wenn nicht gar vernichten müßte.

Die Mitglieder des literarischen Cabinets erlauben sich hiernach Ew. Excellenz hoher Erwägung ganz gehorsamst anheim zu geben, ob es nicht geeignet erscheinen dürfte, falls überhaupt eine Umgestaltung des literarischen Cabinets beliebt werden sollte, dieselbe in der Art anzuordnen,

daß zunächst im Allgemeinen die Mitglieder des lit: Cabinets nach wie vor nur von Ew. Excellenz abhängen, dessen Befehle ihnen durch einen Ministerial-Beamten übermittelt werden; und in's Besondere, daß Ew: Excellenz jedem Mitgliede eine specielle Instruction durch einen Ministerial-Beamten ertheilen lasse, welche ihm die Anfertigung gewisser Arbeiten, eventuell an der Deutsch: Reform, zuweist, so daß nicht die Redaction der Deutschen-Reform, sondern das Ministerium es ist, dem die Mitglieder des Cabinets untergeordnet sind.

In Betreff des letzten Gesuches existirt bereits ein Präcedenz-Fall, für welchen die gehorsamst beigefügte Special-Instruction als Beleg dient.¹⁰

Nur auf diesem Wege glauben Ew: Excellenz die unterzeichneten Mitglieder des lit: Cabinets diejenigen Dienste, welchen sie sich bisher mit Freuden und mit Eifer, auch in den schwierigsten Zeiten der Gefahr und selbst allen persönlichen Anfeindungen zum Trotz, unterzogen haben, in dem bisherigen Umfange auch ferner leisten zu können da sie überzeugt sind, daß sie nicht etwa nur in ihrem eigenen, sondern wesentlich auch im Interesse der Regierung verpflichtet sind, ihren makellosen Ruf vor dem Publikum und die Achtung, deren sie in der Presse genießen, sich ungeschwächt zu erhalten.

In der festen Ueberzeugung, daß Ew: Excellenz Gerechtigkeit und Humanität unsrer ganz gehorsamsten Vorstellung die geeignete Berücksichtigung nicht versagen werden, verharren wir mit tiefstem Respekt

Ew: Excellenz

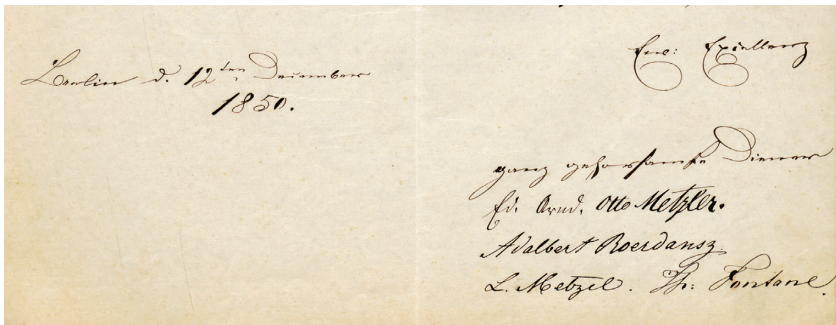
Berlin d. 12^{ten} December
1850.

ganz gehorsamste Diener

Ed. Arnd. Otto Metzler.

Adalbert Roerdanz.

L. Metzel. Th: Fontane.



GStA PK, I. HA, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 1, Bd. 2, Bl. 28 (Ausschnitt)

Mehr Bittgesuch als Protestschreiben also, doch enthält auch das zeitgenössische Aktenstück, obwohl es weder durch Rechtfertigungsbemühungen noch durch Erinnerungsfehler entstellt ist, nicht die ganze Wahrheit.¹¹ Zumindest läßt sich sein voller Sinn aus dem Text allein nur schwer erschließen. Der Kontext, und damit die Sache, um die es geht, wird erst im Lichte von Fontanes Alterserinnerung recht verständlich.

Die Herbstkrise von 1850

Ein Bündel aus internationalen Konflikten, Spannungen im Verhältnis zu anderen deutschen Staaten und innenpolitischen Streitfragen sorgte im Herbst 1850 für schwere Auseinandersetzungen innerhalb der preußischen Führung über den weiteren Kurs für die postrevolutionäre Ära. Nach Ablehnung der parlamentarisch konzipierten Frankfurter Kaiserkrone hatte Berlin seit dem Frühjahr 1849 das Projekt einer kleindeutschen Staatenunion auf dem Wege der Fürstenvereinbarung verfolgt, nicht zuletzt um sich der Unterstützung des liberal-nationalen Bürgertums bei Unterdrückung der radikalen Demokratie zu versichern. Das bedingte Vertrauen der Öffentlichkeit in die deutsche Politik der Regierung Brandenburg-Manteuffel geriet jedoch ins Wanken, als Preußen unter dem Druck der europäischen Großmächte im Sommer 1850 einen Friedensvertrag mit Dänemark abschloß, der Schleswig-Holstein seinem Schicksal preisgab. Dass Österreich in der Folge von Berlin ultimativ die Aufgabe aller Unionspläne verlangte, so fern einer Realisierung sie auch sein mochten, stellte die erschütterte Glaubwürdigkeit der preußischen Regierung auf eine neue Probe. Was jetzt in Frage stand, war, ob sich die Hohenzollernmonarchie jeden Anspruch auf eine Führungsrolle in Deutschland bestreiten lassen und kampfflos eine Wiederherstellung des vormärzlichen Status Quo hinnehmen würde.

Wie alle freiheitlich-national gesinnten Deutschen hatte Fontane das Ringen der Schleswig-Holsteiner um Selbstbestimmung seit dem Vormärz mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgt. So verdächtig ihm jedoch im Frühjahr 1848 die Motive der preußischen Hilfestellung erschienen waren, so entschieden hatte er im Herbst die Berliner Entscheidung verurteilt, das Waffenstillstandsabkommen von Malmö zu unterzeichnen.¹² Als nach dem Friedensvertrag vom 2. Juli 1850 der Truppenabzug begann und die Elbherzogtümer ihren nunmehr aussichtslosen Kampf um Unabhängigkeit auf eigene Faust wiederaufnahmen, hatte der Dichter sogar mit dem Gedanken gespielt, selbst zu den Waffen zu greifen und »mit dem guten Recht jenes herrlichen Landes zu stehn oder zu fallen«.¹³ Wie schon während der März-erhebung 1848 – und wie überhaupt sein Leben lang, wenn es um Politik ging – hat Fontane letztlich aber doch die distanzierte, obzwar alles andere als neutrale Beobachtung einem aktiven Engagement vorgezogen. Statt als

Freiwilliger reiste er Ende Juli in journalistischer Absicht in Richtung Kriegsschauplatz, obgleich nicht ohne Gewissensbisse: »Ich werde dies und das hören und sehen, werde das Aufgepickte in ein Paar Zeitungsartikeln wieder von mir geben und mit dem koddriegen Bewußtsein heimkommen für die Schleswig-Holsteiner meine tapfre – Feder gezogen zu haben.«¹⁴ Nicht einmal dazu kam es jedoch¹⁵, denn noch in Altona, wo sich Fontane, weitab vom Schuß, vorläufig einquartiert hatte, erreichte ihn jener Brief, der seine Anstellung im Literarischen Kabinett zum 1. August 1850 aussprach, woraufhin er schnurstracks nach Berlin zurückkehrte.

Wenn der Dichter allerdings gehofft hatte, dort Stimmung gegen Österreich machen zu können, wie es seiner Neigung entsprach, so hatte er sich getäuscht. Denn obwohl ressortmäßig noch nicht für Außenpolitik zuständig, wollte Manteuffel Preußen aus allen militärischen Verwicklungen herausgehalten wissen, um die Reaktion im Innern vorantreiben zu können. Aus diesem Grunde ließ er durch die ihm unterstellten Journalisten vorsichtig den offiziellen Regierungskurs in Frage ziehen, der auf einen Konflikt mit Wien zulief.

Auch Fontane mußte in diesem Sinne schreiben, wie ein vom 9. August 1850 datierter Artikel belegt, bei dem es sich zugleich um das einzige eindeutig identifizierbare Produkt seiner Korrespondententätigkeit für das Literarische Kabinett handelt. Manteuffel, so heißt es da, werde

mehr auf *Klarheit* und *Entschiedenheit* als auf *kriegerische Entscheidung* dringen. Der Minister des Innern ist überhaupt ein bei weitem größerer Anhänger der Friedenspolitik, als es unsere Tagespresse wahr haben will. Weil er, am klarsten vielleicht, die Gefahren eines Krieges erkennt, glückt es ihm am ehsten seiner preußischen Kriegsneigung die Zügel anzulegen. Noch einmal: er will Entscheidung, aber nur im höchsten Nothfall eine Entscheidung durch Gewalt der Waffen.

Aus diesen Sätzen spricht klar und eindeutig die amtliche Instruktion. Die verschlungene Gedankenführung in den nachfolgenden Passagen läßt allerdings durchblicken, wie schwer Fontane sich tat, die Strategie der Konfliktvermeidung gutzuheißen:

Von allen Seiten werden Stimmen laut, den von Oesterreich in Hochmuth und Ueberschätzung hingeworfenen Handschuh aufzunehmen: »Krieg! fordern die preußischen Herzen am Niemen wie am Rhein. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel darüber, wofür das Herz des Minister v. Manteuffel sich seit lange entschieden hat, aber wir wissen auch, daß die letzten Jahre aller *Gefühlspolitik* das Urtheil gesprochen haben. Unsere *Neigung* mag den Krieg fordern, unsere *Erkenntniß* verbietet ihn. Es ist ein königliches Wort: »dem Muthigen gehört die Welt«; aber Preußen *jetzt* in einen Krieg verwickelt, dürfte schwerlich die Illustration zu jenem Ausspruch liefern. Vergessen wir nicht, daß wir *allein* stehen; selbst zur Zeit des Siebenjährigen Krieges befand sich Preußen in

keiner so isolierten Lage wie eben jetzt: es hatte *England* zur Seite, dessen Freundschaft in diesem Augenblicke mehr als zweifelhaft ist. Und wenn wir einen Bundesgenossen fänden, glaubt man wirklich, daß es zum zweiten Male gelingen würde, gegen mehr als halb Europa siegreich im Felde zu stehen? Wir lassen die Gestalt des großen Friedrich, der ein *Heer* neben seinem Heere war, aus dem Spiel, – wir verweisen nur auf eins: *es giebt keine schlechten Armee'en mehr*. Auf die Ungeschicklichkeit eines Marschall Soubise, auf die Feigheit einer Reichsarmee, auf die Stumpfheit russischer Horden ist hinfort nicht mehr zu rechnen, – *ebenbürtig* stehen sich heutzutage die europäischen Heere gegenüber, selbst Napoleon mußte schließlich fühlen, daß *die Masse* entscheidet. Wir überlassen es hiernach einem Jeden, im Fall eines Krieges unsere Aussichten auf Erfolg zu berechnen, und geben nur den Leuten noch, die nicht müde werden, das Wort von »preußischer Ehre« wie einen Schlachtruf laut werden zu lassen, das Eine zu bedenken, daß es, trotz ihnen, *preußische* Männer sind, in deren Hand die Entscheidung gelegt ist, aber Männer freilich, die in einer äußersten Lage sich heilig verpflichtet glauben, das *Aeußerste* abzuwarten. Das ernste Kriegsspiel ist in diesem Augenblicke *ernster* denn je, nur die unzweifelhafte Herausforderung, die plumpste Verhöhnung würde es rechtfertigen – *und wird es vielleicht*.¹⁶

Dass ein solcher Ausgang dem Verfasser am liebsten wäre, kann der Auftragstext trotz aller gegenläufigen Argumente kaum verhehlen. So kam es aber nicht. Vielmehr gab Berlin den Befehl zum Rückzug, als österreichisch-bayerische Interventionstruppen die durch Kurhessen führenden Etappenstraßen in die preußischen Westprovinzen bedrohten und am 8. November 1850 in der Nähe von Fulda schon ein erster militärischer Zusammenstoß erfolgt war. Noch Jahrzehnte später sollte Fontane »die Schlacht von Bronzell« als dasjenige historische Ereignis benennen, das ihm am meisten missfallen habe.¹⁷

Der offenkundige Widerwille, sich zu Zwecken der Stimmungsmache für eine von ihm abgelehnte Politik missbrauchen zu lassen, dürfte mit ein Grund dafür gewesen sein, dass der Dichter das Schreiben von Korrespondenzen schon bald nach seinem Eintritt in das Literarische Kabinett wieder einstellte. Dass er in seinem Rechenschaftsbericht vom 6. November 1850 aber auch den »Mangel an *neuen* und *sichren* Nachrichten« für seine Passivität verantwortlich machte¹⁸, übte zugleich vorsichtig Kritik an der restriktiven Informationsfreigabe. Fraglos ist dem missmutigen Regierungsjournalisten daher zu bescheinigen, dass seine Zutaten zur publizistischen Aufbereitung von Manteuffels Kurs in der Unionskrise der besonderen Würze entbehrten. Mitgerührt an der »Schandbrühe« hat er aber schon.

Da der Öffentlichkeit Einzelheiten über das Gerangel hinter den Kulisen weitgehend verborgen geblieben waren, machte sich Fontane, dessen Tagebücher sonst fast nur stichwortartige Einträge enthalten, sofort eine

ausführliche Gedächtnisnotiz, als sein Londoner Vorgesetzter Graf Bernstorff, der seinerzeit als preußischer Gesandter in Wien eine Konfrontation befürwortet und darüber seinen Posten verloren hatte, ihm sieben Jahre später eine »Schilderung der November-Vorgänge von 1850« gab:

Der Prinz von Preußen war damals für Krieg, mit ihm Radowitz und ein anderer Minister, ich glaube Ladenberg; der König sprach für den Krieg, hatte aber von Herzen den Wunsch nach friedlicher Beilegung. *Deshalb* erklärte er, daß er sein eignes Urtheil von dem Urtheil der Majorität abhängig machen wolle. Die Majorität war für den Frieden. Der Prinz von Preußen war es, der dem alten Brandenburg (der in Warschau natürlich eine traurige Rolle gespielt hatte) Landesverrath vorwarf. Das Ganze muß eine wunderbare Sitzung gewesen sein. Vor allem friedfertig, war der – *Kriegsminister* (Stockhausen). Seine Parthei (Stahl-Gerlach) wollte den Frieden à tout prix.¹⁹

Die konservativen Doktrinäre um die *Kreuzzeitung*, allen voran Julius Stahl und Ludwig von Gerlach, aber auch der junge Otto von Bismarck, betrachteten die Unionspolitik mit ihrer nationalen Zielsetzung als quasi-revolutionär. Dass deren Aufgabe unter den gegebenen Umständen einer Demütigung Preußens durch Österreich gleichkam, waren sie in Kauf zu nehmen bereit, wenn so nur endlich der vollständige Bruch mit allem, was nach 1848 roch, erzwungen werden konnte. Der Prinz von Preußen, Bruder des kinderlosen Friedrich Wilhelm IV. und mithin Thronfolger, der 1861 als Wilhelm I. König und 1871 Deutscher Kaiser werden sollte, argumentierte dagegen, ein Waffengang sei aus Gründen der Selbstachtung unerlässlich, gleich welche Deutschlandpolitik man im weiteren verfolgen wolle. Sein Vorwurf gegenüber dem Grafen Brandenburg bezog sich darauf, dass der Ministerpräsident (ein illegitimer Sohn Friedrich Wilhelms II. und somit der Onkel des regierenden Monarchen und seines Erben) sich bei einem Treffen mit dem Zaren Ende Oktober zum Nachgeben hatte nötigen lassen. Angegriffen von den Verhandlungen in Warschau und mehr noch von seinen Widersachern in Berlin, erlag Brandenburg einige Tage später einem Herzschlag. Nachdem Radowitz bereits unmittelbar nach dem entscheidenden Kronrat vom 2. November als Außenminister zurückgetreten war, konnte Manteuffel nunmehr beide beerben. Am 29. November 1850 unterzeichnete er in Olmütz ein Abkommen mit Österreich, das Preußens Kapitulation besiegelte.

Weiterungen der Wende im Presseamt

Fontane und seine gleichgesinnten Kollegen mußten diesen Ausgang mit ohnmächtigem Ingrimme zur Kenntnis nehmen. So vermessen, dass sie offen gegen den Gang der großen Politik protestiert hätten, wie es sich in seiner

Alterserinnerung ausnimmt, waren sie nämlich keineswegs. Eine genauere Analyse zeigt vielmehr in aller Deutlichkeit, dass ihr Einspruch speziell gegen zwei Außenseiter gerichtet war, die für Führungspositionen auf dem Gebiet der Regierungspresse im Gespräch waren, nachdem der bisherige Leiter des Literarischen Kabinetts aus Opposition gegen die Kurswende sein Amt aufgegeben hatte.

Schon im Frühjahr 1850, also noch vor seinem Eintritt in das Presseamt, war dem Dichter aufgefallen, dass es unter Manteuffels Mitarbeitern Fraktionen gab. Merckel sei wenigstens »ein anständiger Mensch«, kommentierte er, »was man von Rhyno Quehl u. solchen Burschen nicht sagen« könne.²⁰ Unter der Direktion des ersteren (»ein Alt-Liberaler und Anhänger der Radowitzischen Politik«) durfte Fontane überdies davon ausgehen, für eine aktive Deutschlandpolitik eintreten zu können, sollte er denn eingestellt werden. Merckels Gegenspieler Quehl unterstellte der Dichter dagegen, nur Ambitionen und keine Prinzipien zu haben. Dabei war dessen Strategie derjenigen Fontanes gar nicht so unähnlich.

Auch Quehl suchte nämlich dringend eine feste Anstellung. Der Gelegenheitsdichter aus Thüringen hatte nach unabgeschlossenem Theologie- und Jurastudium sein Brot zeitweilig als fahrender Unterhaltungskünstler verdient²¹, um sich, nach Erwerb (in wortwörtlichem Sinne) eines philosophischen Dokortitels, auf den Journalismus zu werfen. Von seinem oppositionellen Engagement im vormärzlichen Ostpreußen war er, mittlerweile Ende Zwanzig und Familienvater, noch im Laufe des Revolutionsjahres abgerückt und hatte sich Manteuffel angedient, der den ehrgeizigen Mann mit der gewandten Feder im Frühjahr 1850 nach Erfurt schickte, um während der Parlamentsberatungen über den Entwurf einer Unionsverfassung die Presse im Sinne seines Herrn zu beeinflussen. Seine diesbezüglichen Verdienste lohnte ihm der Minister mit großzügiger Patronage, was Quehl wiederum mit lebenslanger Loyalität vergalt.

Im Literarischen Kabinett, wo Quehl unterzukommen hoffte, war jedoch bei seiner Rückkehr aus Erfurt gerade keine Stelle zu besetzen, und den ersten freiwerdenden Posten wollte Merckel Fontane zuschanzen, seinem Mitstreiter aus dem Dichterverein *Tunnel über der Spree*. Für Manteuffels Intimus blieb daher einstweilen nur Mitarbeit auf Honorarbasis. Wie wenig willkommen er in der Pressebehörde war, zeigt im Juni 1850 das Bemühen Merckels, die Übersiedlung des noch in Danzig gemeldeten Quehl nach Berlin zu hintertreiben. Auf eine Anfrage seitens des Polizeipräsidenten Hinckeldey, ob »der Genannte zur Zeit bei dem hiesigen litterarischen Kabinet eine Anstellung inne habe, welche seine beständige Gegenwart am hiesigen Orte erfordere«, beeilte sich dessen Direktor zu betonen, »daß dies nicht der Fall ist.«²² Die Meldebehörde versäumte es jedoch, diesen Wink mit dem Zaunpfahl aufzugreifen, so dass Quehl gleichwohl die Erlaubnis zur Niederlassung in der preußischen Hauptstadt erteilt wurde.

Endgültig unentbehrlich bei seinem Protektor machte er sich dann, als der Streit um die preußische Deutschlandpolitik im Herbst seinem Höhepunkt zutrieb. Hatte zum Beispiel Fontane in seinem Artikel Manteuffels Absetzbewegung nur mit Vorbehalten und Einschränkungen befürwortet, so übte Quehl laut und unverhohlen Kritik an der Unionspolitik, obwohl sie offiziell nach wie vor Regierungsprogramm war. Derlei Umtriebe »auf Kosten der Wahrheit und auf Kosten des Einflusses, den der jetzige Herr Chef und auch ich als dessen Stellvertreter ordnungsmäßig auf die Mitarbeiter ausüben«, seien unerträglich, beschwerte sich Merckels Adlatus von Meysenbug am 11. September. Da ihm aber bewußt war, dass der als Dienstvorgesetzter angesprochene Innenminister persönlich hinter dem Quertreiber stand, fuhr er fort: »Nachdem sich Dr. Quehl bei Ew. Excellenz um die Stelle als Chef des literarischen Kabinetts beworben« habe, solle Manteuffel ihm entweder die Leitung übertragen und damit seine Tätigkeit legitimieren oder aber ihn ganz aus dem Pressewesen heraushalten. Für ersteren Fall kündigte Meysenbug zugleich seinen eigenen Rücktritt an.²³

Manteuffel ließ sich freilich nicht beirren und machte Quehl wenig später zu seinem persönlichen Referenten für Pressefragen, d.h. er richtete sich eine Art literarisches Nebenkabinett außerhalb der Ministerialbürokratie ein, was tatsächlich Meysenbugs Abgang zur Folge hatte. Das Abrücken von der Unionspolitik veranlaßte Anfang November auch Merckel, sein Amt niederzulegen und sich in den Justizdienst zurückzuziehen. An seiner Opposition hielt er jedoch fest und schloß sich, im April 1851 in die Erste Kammer gewählt, der reformkonservativen, konstitutionell und westmächtig ausgerichteten Gruppierung Bethmann Hollweg an, deren Organ, das *Preußische Wochenblatt*, wesentlich von ihm inspiriert war.²⁴ Auch Fontane versuchte Merckel für seine Zwecke einzuspannen. Als der Dichter im Sommer 1852 nach England ging, vermittelte er ihn an den preußische Gesandten Bunsen in London, der als persönlicher Freund des Königs relativ unabhängig von der Regierung war und der Wochenblattpartei nahestand. Die journalistische Verteidigung des Diplomaten gegen Angriffe in der *Kreuzzeitung* zu übernehmen, wie seinem Eindruck nach von ihm erwartet wurde, zögerte Fontane jedoch, denn: »Wenn Bunsen B.H.ianer ist, so ist er notwendig ein Gegner Manteuffels, sowie dieser ein Gegner von ihm.«²⁵ Politisch gelte der Wochenblattpartei durchaus seine Sympathie, so hieß es gleichlautend in Briefen an Lepel und an seine Frau Emilie, »von Manteuffel aber *leben und gegen ihn schreiben*« wolle er nicht.²⁶ Im September 1858 – Friedrich Wilhelm IV. war seit Monaten krankheitsbedingt herrschaftsunfähig – zeigte sich Fontane dann allerdings ohne weiteres bereit, einen anonymen Artikel Merckels in die Londoner *Times* zu lancieren. Dringend angemahnt wurde darin die Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, wovon sich die Wochenblattpartei den Sturz Manteuffels und eine Anknüpfung an die Zeit vor Olmütz versprach.²⁷ Die Ironie ist kaum zu über-

bieten: Nach London entsandt, um die Politik der Reaktionsregierung zu propagieren, verhalf der preußische Presseagent zum Schluß seines Englandaufenthalts einem ihrer langjährigen Kritiker zu internationaler Publizität.

Dies alles lag freilich im Herbst 1850 noch in weiter Zukunft. Fontanes Hoffnung, wie es in einem Brief vom 19. November geheißen hatte, die nächsten Tage würden »so Gott will – das Abtreten des Ministeriums« Manteuffel bringen²⁸, verkehrte sich in Niedergeschlagenheit, als statt dessen die Nachricht von Olmütz kam. Die subalternen Unionsfreunde und Quehl-Gegner im Literarischen Kabinett waren inzwischen ganz auf sich allein gestellt. Nach Meysenbug und Merckel war Mitte November 1850 auch Ludwig Hahn ausgeschieden, ein junger Historiker, der neun Monate lang die regierungsnahen *Deutsche Reform* redigiert hatte, aber nicht zusehen wollte, wie deren programmatischer Titel mit der Wiederbelebung des vormärzlichen Bundestages einen satirischen Beiklang anzunehmen drohte.²⁹ Die Erinnerung an die gemeinsam durchlebten Krisenwochen dürfte es Fontane 1870 leichter gemacht haben, bei Bismarcks »Preß-Hahn«, als der er inzwischen bekannt war, wegen einer Subvention vorstellig zu werden, die sich schließlich zu einer lebenslänglichen Pension auswachsen sollte.

Die Odyssee des Selig/Paulus Cassel

Hahns Nachfolger als Redakteur der *Deutschen Reform*, die bald nach Aufgabe der Unionspolitik in *Preußische Zeitung* umbenannt wurde, war Selig Cassel geworden, ein approbierter Rabbiner ohne Anstellung und Vermögen, dessen materielle Existenz, ähnlich wie die Quehls und Fontanes, ganz von Manteuffels Wohlwollen abhing und der daher die Gewähr zu bieten schien, dass sich das seit längerem in Staatsbesitz befindliche Blatt nicht weiter redaktionelle Unabhängigkeit anmaßen würde. Obwohl es unausgesprochen blieb, kann doch kein Zweifel bestehen, dass die Vorbehalte der Presseamtsmitarbeiter gegen eine Verschmelzung mit der *Deutschen Reform* sich auch gegen die Religionszugehörigkeit von deren neuem Redakteur richteten.³⁰ Denn ungeachtet seiner prinzipiellen Befürwortung einer rechtlichen Emanzipation der jüdischen Minderheit und ihrer kulturellen »Amalgamierung« dürfte Fontane auch damals schon gedacht haben, was er später in die Worte fassen sollte: »aber regiert will ich nicht von ... Juden sein.«³¹

Es ist jedoch mehr als fraglich, ob judenfeindlich motivierte Obstruktion der Grund war, dass Cassel schon im Januar 1851 von der Redaktion der *Deutschen Reform* zurücktrat. Journalismus als Beruf lag ihm nämlich im Grunde ebensowenig wie Fontane. Zwar ließ er sich noch einmal zur Wiederaufnahme seines Postens bewegen, schied aber Ende März 1851 definitiv

aus, um die weniger aufreibende Leitung der von der Centralstelle subventionierten *Erfurter Zeitung* anzutreten. In dieser Funktion sollte es Fontane doch noch mit Cassel zu tun bekommen, da ihm bei seiner Wiedereinstellung Anfang November aufgetragen wurde, das Thüringer Blatt mit offiziellen Nachrichten zu versorgen. »Korrespondenzschmadderei«³² war aber nun einmal seine Sache nicht, und so mußte der Redakteur der *Erfurter Zeitung* schon wenige Wochen später in Berlin anfragen, »warum Herr Fontane, nachdem er zwei oder drei Briefe geschrieben, bereits wieder ins Stocken gerathen ist?«³³ Lustlos machte sich der Dichter daraufhin von neuem ans Werk, bis er der verhassten Tätigkeit im April 1852 nach London entfliehen konnte.

Cassel selbst tat ebenfalls alles, den Pressebetrieb hinter sich zu lassen. Eine zeitweilige Nebenbeschäftigung als Bibliothekar in Erfurt führte zwar nicht gleich zu der erhofften festen Anstellung, doch dass er sich zu Pfingsten 1855 taufen ließ – auf den doppelt symbolträchtigen Namen Paulus Stephanus –, half. Seinem zum Jahresende gestellten Antrag, bei fortlaufendem Gehalt von der Redaktionstätigkeit freigestellt zu werden, mochte die Centralstelle zwar nicht in vollem Umfang zustimmen, suchte ihm aber doch entgegenzukommen. Schließlich habe sich Cassel zu einem Zeitpunkt der *Deutschen Reform* angenommen,

wo politische Constellationen wie die damaligen Preßverhältnisse ihn zum Stichblatt der empfindlichsten Angriffe machten. Er hat mit Muth und Hingebung die oft sehr harten Verunglimpfungen ertragen – Verunglimpfungen, die nicht ohne Rückwirkung auf spätere Zeiten geblieben und einen Wechsel auch in die Verhältnisse trugen, in welche er sich später zurückzog. So sehr hier also seine Bereitwilligkeit und Hingebung anzuerkennen ist, so verdient andererseits seine Bescheidenheit Lob, mit der er einer Stellung entsagte, für welche er sich körperlich wie geistig nicht gewachsen zeigte, indem er weder das Maß von Aufregung ertragen, noch bei seinen vielen schätzenswerten politischen Kenntnissen den Grad von Gewandtheit erreichen konnte, die bei der Leitung eines großen Organs einerseits schwer zu vermeiden, andererseits nicht leicht zu entbehren sind.

Auch bei der *Erfurter Zeitung*, so das Gutachten der Centralstelle weiter, habe Cassel aber immer das Gefühl gehabt, nicht am richtigen Platz zu sein, sei jedoch mangels sonstiger Einkünfte außer Stande gewesen, die Redaktion aufzugeben. Nur mit staatlicher Unterstützung könne es ihm gelingen, sein Talent anderweitig zur Geltung zu bringen und seiner Individualität entsprechend zu wirken. Dass ausgerechnet Ludwig Metzel, seit 1853 operativer Leiter der Centralstelle, diese für preußische Verhältnisse uncharakteristisch generöse Empfehlung abgab, mag auch seinem schlechten Gewissen wegen Beteiligung an der »ganz gehorsamsten Vorstellung« vom Dezember 1850 geschuldet sein.

Tatsächlich wurden Cassel daraufhin statt seines bisherigen Gehalts von 400 Talern für die Dauer von zwei Jahren je 300 Taler ohne jede Verpflichtung bewilligt. Voller Überschwang bedankte er sich bei Manteuffel, »daß Sie mir die lang ersehnte Freiheit von dem Zeitungsjoche, dem ›Sklavenhause Ägyptens‹ wiedergaben«; eine Stimmung, die Fontane ohne weiteres hätte nachvollziehen können, mußte er sich doch gleichzeitig in London mit der *Deutsch-Englischen Correspondenz* herumquälen. Die Parallellität geht aber noch weiter. 1858 wurde Cassel zum beamteten Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Erfurt ernannt. Er hatte es also geschafft; doch ähnlich wie 1876 dem Berliner Akademiesekretär Fontane wurde auch ihm dieses Amt schon bald zur Last.

Nach weniger als einem Jahr setzte Cassel die mühsam gewonnene Sicherheit aufs Spiel, um sich als freier Schriftsteller und Vortragsredner in Berlin niederzulassen. Dort empfahlen ihn seine Verdienste um den Loyalismus der jüdischen Gemeinde im Jahre 1848 um so mehr für eine Karriere in der konservativen Partei, als er inzwischen konvertiert war. In diesem Zusammenhang ergab sich 1862 mindestens ein Zusammentreffen mit Fontane im *Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg*.³⁴ Da Cassel jedoch mit mehr Eifer und Ehrgeiz bei der Sache war als der Dichter, der sich lediglich einmal für eine Wahlmannskandidatur hergab, brachte es der wendige Publizist als Abgeordneter für den Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow (Fontanes »Spreeland«) tatsächlich bis in den preußischen Landtag. 1866 dort angekommen, dämmerte ihm freilich, dass er in der Politik ebenfalls fehl am Platze war.

Schon ein Jahr später verzichtete Cassel auf sein Mandat und ließ sich – er hatte zwischenzeitlich noch ein Diplom in protestantischer Theologie erworben – zum Prediger an der Berliner Christuskirche bestellen, einer freikirchlichen Gemeinde, für die er bis kurz vor seinem Tode 1892 tätig bleiben sollte. Fontane kam auf seinen Spaziergängen im Tiergarten regelmäßig dort vorbei³⁵, hat auch einiges von den weit über hundert selbständigen und in alle möglichen Felder einschlagenden Schriften des emsigen Autors gekannt – so amüsierte er sich 1891 köstlich über Fritz Mauthners Verriss von *Paulus Cassel als Dichter*³⁶ –, hatte aber weiter keinen Kontakt mit ihm. Dass hier Ressentiments im Spiele waren, steht außer Frage, wie überhaupt der Proselyt und eifrige Judenmissionar Cassel zunehmend zur Zielscheibe heftiger Angriffe wurde³⁷, als er nach 1880 gegen den kulturellen und kirchlichen Antisemitismus Position bezog³⁸. Gleichwohl läßt sich die Antipathie des Dichters nicht auf den jüdischen Aspekt reduzieren. Seine wohlbekannteste Allergie gegen ostentative Religiosität jedweder Konfession sowie gegen literarisches Dilettantentum dürften ebenfalls dazu beigetragen haben, dass Fontane eine geringe Meinung von Cassel unterhielt, vor allem aber seine bedenkenlose Indienstnahme von Kunst wie Kirche für politische Zwecke.

Auf der gleichen Linie liegt auch der flüchtige (und namenlose) Auftritt des mittlerweile toten Cassel in *Effi Briest* (1895). Nach ihrer Scheidung in Berlin wohnhaft, klagt die gesellschaftlich isolierte Titelheldin ihrem Dienstmädchen, sie könne doch »nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen und nach der Christuskirche hinübersehen«. Roswithas Anspielungen auf die wohltuende Wirkung des Gottesdienstbesuches entlocken ihr zwar das Eingeständnis, schon öfter dort gewesen zu sein: »Aber ich habe nicht viel davon gehabt. Er predigt ganz gut und ist ein sehr kluger Mann, und ich wäre froh, wenn ich das Hundertste davon wüßte. Aber es ist doch alles bloß, wie wenn ich ein Buch lese; und wenn er dann so laut spricht und herumficht und seine schwarzen Locken schüttelt, dann bin ich aus meiner Andacht heraus.«³⁹ Die stereotype Zeichnung von Körpermerkmalen und Verhaltensmustern hätte zwar genügt, den Prediger der Christuskirche als geborenen Juden kenntlich zu machen, doch folgt für alle Fälle noch der Zusatz: »Er spricht immer soviel vom Alten Testament. Und wenn es auch ganz gut ist, es erbaut mich nicht.« Der eigentliche Grund für Effis mangelnde Ergriffenheit war jedoch weniger die Haartracht des Predigers oder seine Abstammung: »Überhaupt all das Zuhören; es ist nicht das Rechte. Sieh, ich müßte so viel zu tun haben, daß ich nicht ein noch aus wüßte. Das wäre was für mich. Da gibt es so Vereine, wo junge Mädchen die Wirtschaft lernen, oder Nähschulen oder Kindergärtnerinnen.«⁴⁰ Wichtiger als die Tatsache, dass Fontane seine Effi die Sprache des alltäglichen Antisemitismus im Munde führen läßt, ist an dieser Szene zweifellos die Botschaft, dass, was die Religion an Tröstungen zu bieten hat, der leidenden Frau letztlich nicht helfen kann.

Vom Literarischen Cabinet zur Centralstelle für Preßangelegenheiten

Doch zurück zu den Turbulenzen von 1850/51: Die *Deutsche Reform* auf den Kurs von Olmütz einzuschwören, war keineswegs die schwerste Aufgabe, vor die sich Cassel gestellt sah, der bis dahin ebenfalls als Anhänger von Radowitz und der Unionspolitik hervorgetreten war. Das Hauptproblem des Blattes bestand vielmehr darin, dass es, weithin als Sprachrohr der Regierung beargwöhnt, nie genug Leser gefunden hatte und enorme Zuschüsse verschlang, ohne nennenswerten Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. Von einer Heranziehung der weisungsgebundenen Kräfte des Literarischen Kabinetts zur Mitarbeit in der Redaktion durfte man sich zumindest zweierlei versprechen: politische Linientreue und eine Ersparnis für den Staatshaushalt. Ob auch bessere Einwirkung auf das Publikum blieb abzuwarten. Die betroffenen Literaten scheint übrigens an den durchgesickerten Plänen weniger die drohende Gleichschaltung bekümmert zu haben

als der Argwohn, demnächst im Rahmen ihrer alltäglichen Dienstaufgaben Artikel liefern zu müssen anstatt dafür, wie bisher, separat honoriert zu werden. Diese quasi-gewerkschaftliche Dimension der »ganz gehorsamsten Vorstellung« ist ebenfalls nicht zu verkennen, wenngleich sie ähnlich wie der judenfeindliche Akzent nur zwischen den Zeilen zum Ausdruck kommt.

Ohnehin war es nicht in erster Linie Cassel, an dem die Unterzeichner Anstoß nahmen. Die Befürchtung, dem Redakteur der *Deutschen Reform* zuarbeiten zu müssen, verblasste neben der Wahrscheinlichkeit, dass Quehl die Leitung des Presseamtes übernehmen würde. Ein Vorgesetzter mit zweifelhafter Vergangenheit und ohne Status in der bürokratischen Hierarchie kam nach den Ehrbegriffen der Zeit einer Herabwürdigung seiner Untergebenen gleich, deren Ansehen in Behördenkreisen ohnehin gering war. Fontane konnte es noch Jahrzehnte später erbofen, dass sich selbst »die Ministerialboten für ganz andre Kerle hielten als uns, die wir doch ein »literarisches Bureau bildeten. Als »kleine Beamter Zeitungen holen war ein anständigerer Dienst als unser Zeitungen lesen und machen.«⁴¹ Zu allem Überfluß waren Quehl und Cassel (beide Jahrgang 1821) auch noch ungebührlich jung, jünger selbst als der 1819 geborene Fontane, bis dahin der mit Abstand jüngste Angehörige des Literarischen Kabinetts. Unter hergelaufenen jungen Leuten zu dienen, mochten sie nun Juden sein oder Christen, war mit dem Standesbewußtsein der altgedienten Mitarbeiter nicht vereinbar. Ihre Sorge um persönliche Respektabilität und finanzielle Einbußen war zweifellos ähnlich tief empfunden wie die politischen Vorbehalte, die allerdings in der »ganz gehorsamsten Vorstellung« nicht offen angesprochen werden konnten.

Für Quehl sollte es sich jedoch auszahlen, frühzeitig auf das richtige Pferd gesetzt zu haben. Dank Manteuffels Verwendung erhielt er, obwohl ihm die nötigen Examina fehlten, im Gnadewege die Anstellungsfähigkeit im Staatsdienst verliehen und wurde, nachdem er dem Ministerpräsidenten dargelegt hatte, wie durch Rationalisierung der Arbeitsabläufe die Personalkosten reduziert werden könnten, am 23. Dezember mit einer Reorganisation des Presseamts nach seinen Vorstellungen beauftragt. Gleichzeitig wurde die Öffentlichkeitsarbeit aus der Zuständigkeit des Innenministeriums ausgegliedert und dem Regierungschef direkt unterstellt, mit Quehl als verantwortlichem Referenten.⁴² Eilfertig ließ der sich noch an Heiligabend von Eugen von Puttkamer, dem kommissarischen Leiter des Innenministeriums während der Vakanz zwischen Manteuffels Abgang und Westphalens Amtsantritt, alle einschlägigen Akten ausliefern. Unmittelbar nach Weihnachten wurden dann die betreffenden Haushaltsmittel auf den Etat des Staatsministeriums übertragen, d.h. das Büro des Ministerpräsidenten, womit die Centralstelle für Preßangelegenheiten geboren war.

Der schüchterne Gegenvorstoß von Fontane und Konsorten hatte also keinerlei Wirkung gezeitigt, wie der kuriose Dienstweg ihrer Eingabe offenbart. Randvermerken zufolge war sie »Von Sr. Exz. an das Min. des Innern ressortgemäß abgegeben« worden, das Mitte Dezember im Prinzip noch für Presseangelegenheiten zuständig, durch den Aufstieg Manteuffels aber verwaist war. Von seinem Nachfolger als Innenminister, der die entsprechende Kompetenz nun nicht mehr besaß, wurden die Bittsteller am 8. Januar 1851 lediglich beschieden, dass ihr Anliegen »durch das anderweit getroffene Arrangement erledigt« sei.⁴³ Zu diesem Zeitpunkt waren einige der Unterzeichner längst »zu Kreuze gekrochen«, wie Fontane rückblickend formulieren sollte. Metzel, Metzler und Roerdanz hatten nämlich ohne weiteres akzeptiert, als ihnen nach Weihnachten Beschäftigung bei der *Deutschen Reform* und der *Constitutionellen Korrespondenz* angeboten wurde, einem gouvernementalen Artikeldienst für Provinzzeitungen. Per Verfügung vom 31. Dezember erhielten »die drei Mitglieder des literarischen Kabinetts, welche dem neuen Institute überwiesen sind«, ihr Januargehalt angewiesen.⁴⁴

Nur Metzel, Metzler und Roerdanz weiter zu beschäftigen, hatte Quehl auch schon in seinem Reorganisationsplan vom 6. Dezember vorgesehen, also eine ganze Woche bevor sich das Mitarbeiterquintett, von den umlaufenden Gerüchten alarmiert, zu seiner »ganz gehorsamsten Vorstellung« aufrufen sollte.⁴⁵ Für Fontanes Vermutung, wegen seiner Beteiligung daran gezielt bestraft worden zu sein, wie sie explizit im »Wangenheimkapitel« und unausgesprochen hinter den Briefen an Witte und Lepel steht, fehlt also in den amtlichen Unterlagen jeglicher Anhaltspunkt. Ob es andere Gründe für seine Annahme gab, läßt sich nicht mehr klären. Ein schlechtes Gewissen hatte er jedenfalls.

Sich gleich um eine Wiedereinstellung zu bemühen, widerstrebte ihm, da »mit den Personen auch die Dinge, die in der Presse zu vertreten waren, gewechselt hatten«, so seine diplomatische Umschreibung des Sachverhalts zwei Jahre später.⁴⁶ Trotzdem wäre es verfehlt, Fontanes Frondieren gegen Manteuffel und seine Mannen für eine Kampfansage zu halten, auch wenn er mitunter von der Unausweichlichkeit einer neuen Revolution schwadronierte.⁴⁷ Sich den Sturz von Personen und Zuständen auszumalen, die man für die eigene Misere verantwortlich macht, ist eine harmlose Phantasie, der sich schon so mancher Arbeitslose hingeeben hat. Was letztlich zählt, sind aber Taten und nicht Worte, und Fontane ging weder in den Untergrund noch ins Exil. Statt dessen tat er, pragmatisch handelnd und nicht politisch, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse das Mögliche, um sich und seine Familie über Wasser zu halten. Er verhandelte mit dem reorganisierten Presseamt über eine Entschädigung wegen nicht erfolgter Kündigung, petitionierte den König um ein Stipendium und antichambrierte gleichzeitig bei allen möglichen Stellen, ob sich nicht irgendwo sonst im Staatsdienst ein Posten für ihn fände. Letzten Endes war der Dichter in jeder Hinsicht erfolg-

reich, wenn auch nicht sofort und nicht in vollem Umfang. Der Schlüssel zu diesem Erfolg aber ist ausgerechnet bei Quehl zu suchen.

Dass aus dem Literarischen Kabinett gegen ihn intrigiert worden war, kann dem Leiter der nunmehrigen Centralstelle kaum verborgen geblieben sein, auch wenn er die »ganz gehorsamste Vorstellung« wohl nie zu Gesicht bekommen hat. Wider alles Erwarten musste Fontane jedoch feststellen, dass Quehl ihm wohlgesonnen war. Er hat dem Dichter im Februar 1851 noch eine Abfindung von 40 Talern verschafft, ein volles Monatsgehalt nach einer Beschäftigung von kaum fünf Monaten. Er hat in der Folge sein Unterstützungsgesuch befürwortet und ihn im November 1851 wieder eingestellt, um ihm dann, nach abermals nur fünf Monaten, eine halbjährige Beurlaubung für seine zweite Londonreise zu gewähren, und das bei vollen (wiewohl ziemlich mäßigen) Bezügen. Auch dass Fontane zu Weihnachten 1851 und 1852 jeweils eine Sondergratifikation in Höhe von 20 Talern erhielt, geht auf Quehls Fürsorge zurück.⁴⁸

Über die Gründe dieser Großzügigkeit läßt sich nur spekulieren. Möglich, dass Quehl sich seiner eigenen literarischen Ambitionen erinnerte, und sicher, dass er Gefallen an der Gönnerpose fand, was mit ein Grund dafür gewesen sein dürfte, dass Fontane seine Befangenheit ihm gegenüber nie ganz verloren hat. Eine tiefe Unbehaglichkeit hinterließ der Leiter der Centralstelle mit seiner salbungsvollen Beflissenheit vor allem auch bei der Ehefrau des Dichters, die während der Abwesenheit ihres Mannes in London einmal wegen einer Verlängerung seiner Beurlaubung bei ihm vorsprechen musste und noch Jahre später nur mit Schauern daran zurückdenken konnte.⁴⁹ Dankbar waren ihm beide Eheleute aber trotz alledem. Um so bedauerlicher bleibt es, dass Fontane nicht mehr dazugekommen ist, seine Zeit im Presseamt in einem dritten Memoirenband ausführlicher zu schildern.

Von Quehl hätte er mit Sicherheit allerlei Interessantes und Amüsantes zu erzählen gehabt. Mehr Manteuffel-Loyalist als bekennender Konservativer, hatte sich der Emporkömmling nämlich weitaus mächtigere Feinde gemacht als die nachrangigen Schreiberlinge im Presseamt. Auf seinem Weg an die Spitze war dem Ministerpräsidenten 1850 die publizistische Schützenhilfe der *Kreuzzeitung* willkommen gewesen; sich seine Politik von der altständisch-feudalen Fraktion diktieren zu lassen, zeigte er jedoch in der Folge wenig Neigung. Dass ihm vielmehr eine pseudokonstitutionelle, unabhängig über den gesellschaftlichen und politischen Interessengegensätzen operierende Exekutive mit starken Vollmachten vorschwebte, schrieb die reaktionäre Kamarilla hinter dem König vor allem Quehls Einfluss zu. Den Stichwortgeber dieser als »Bonapartismus« verteufelten Politik zu beseitigen, die ebenso wie national-deutsche Ambitionen als Spielart der Revolution galt, erschien unabdingbar, um die Reaktionsregierung auf dem »rechten« Kurs zu halten. Nur ein halbes Jahr nach dem Triumph über alles, was

sich mit dem Namen Radowitz verband, hatte daher die »kleine, aber mächtige Partei, wie sie sich selber nannte, im Sommer 1851 zum »Krieg mit Rino Quehl« geblasen⁵⁰, der sich über zwei Jahre hinziehen und mit dessen Abschiebung nach Kopenhagen enden sollte.

Querelen um Quehl

Als erbitterter Gegner des Presseamtsleiters erwies sich vor allem Ferdinand von Westphalen, ein Schwager von Karl Marx und Manteuffels Nachfolger als Innenminister, der im Zuge der Wende von Olmütz als Frontmann der Kamarilla in das Kabinett eingetreten war. Schon die Beschneidung seiner Behörde um die Zuständigkeit für die amtliche Presse- und Informationspolitik hatte er nur schwer verwinden können⁵¹, um so weniger aber die Tatsache, dass er in der Folgezeit mit seinen Gesetzesvorhaben nicht durchdrang. Über den Grund bestand unter Gleichgesinnten kein Zweifel. Manteuffel lasse sich, wie Leopold von Gerlach klagte, »bei jeder Gelegenheit durch Quehl zu einer sehr üblen, heimlichen und passiven Opposition gegen Westphalen und dessen Maasregeln, die doch das muthigste und beste enthalten, was in unserer Administration seit 1848 geschehn, bewegen«. Obwohl maßlos übertrieben, war dieser Vorwurf doch nicht völlig unbegründet, ebensowenig wie die noch weitergehende Behauptung, »daß Quehl die Presse auf das schamloseste gegen Westphalen, Raumer u.s.w. benutzt.«⁵² In der Tat lassen sich kleinere Sticheleien dieser Art später auch in Fontanes offiziellen Artikeln nachweisen. Zweifellos war daher Westphalens Aversion gegen Quehl mit im Spiel, als er den Dichter im Mai 1851 als politisch unzuverlässig denunzierte. Der Presseamtschef hatte sich nämlich für dessen finanzielle Unterstützung eingesetzt, die der Innenminister mit seiner Intervention zu torpedieren suchte. Die anhaltende Rivalität zwischen beiden neutralisierte jedoch die Wirkung dieses Manövers. Westphalens Einwand, dass Fontanes Gesinnungen »nicht ganz lauter« seien⁵³, wurde zwar zu den Akten genommen, hinderte Quehl aber nicht, ihn wieder einzustellen, sobald sich im Herbst eine Gelegenheit dazu bot.

Überhaupt steht das Porträt der Centralstelle als einer effizienten Truppe linientreuer Reaktionäre, wie es sich durch Teile der jüngeren Fontane-Literatur zieht, in grellem Kontrast zu dem Argwohn, mit dem ihre Tätigkeit auf der zeitgenössischen Rechten beäugt wurde. Oberpräsident Hans Hugo von Kleist zum Beispiel, der sich vergeblich bemühte, die Rheinprovinz auf pommerschen Kurs zu bringen, attestierte Quehl den Ruf »eines Beschützers von Schriftstellern mit übler Vergangenheit.«⁵⁴ Dass der Leiter der Centralstelle wiederholt kompromittierte Demokraten gefördert habe, »aus Eitelkeit oder Laune«, möglicherweise aber auch »aus Rücksichten«, steht ähnlich in Varnhagen von Enses Tagebuch.⁵⁵ Und Bismarck klagte

noch im Mai 1854, also lange nach dem Wechsel an der Behördenspitze, »der demokratische Bodensatz, der sich zu Quehls Zeit in unsrer Staats-Preß-Clique abgelagert hat«, missbrauche weiterhin seine amtliche Stellung, um die öffentliche Meinung in die – aus seiner Sicht – falsche Richtung zu lenken.⁵⁶ Im Ernst konnte davon natürlich keine Rede sein, weder was die politischen Überzeugungen der Mitarbeiter anging, die allesamt mehr Konjunkturritter waren als Gesinnungstäter, noch auch ihre Einflussmöglichkeiten. Als wahrer Kern dieser Wahnvorstellungen lässt sich lediglich herauschälen, dass die Centralstelle selbst unter Metzel nicht einfach auf Linie der doktrinären Reaktionäre segelte.

Um so mehr darf es überraschen, dass ein Mann wie Quehl, dem der geballte Hass des Kreises um die *Kreuzzeitung* galt und den selbst der König gern als »Scheißkerl« bezeichnete⁵⁷, sich zweieinhalb Jahre lang als engster Mitarbeiter des Ministerpräsidenten halten konnte. Auf entsprechende Ansinnen hatte Manteuffel stets erklärt, eher selbst zurücktreten als seinen Pressechef fallenlassen zu wollen. Tatsächlich legte er, als der Druck im Sommer 1853 unwiderstehlich wurde, die Regierungsgeschäfte nieder und zog sich auf seine Güter zurück. Bismarck, dem dieser »Streit über das Halten oder Fallenlassen einer verhältnismäßig untergeordneten Persönlichkeit« noch in seinen Memoiren einige Seiten wert war⁵⁸, gelang es jedoch, den Premier zur Rückkehr nach Berlin zu bewegen und zugleich das Ärgernis Quehl zu beseitigen, dessen Umtriebigkeit er mit einer sommerlichen Mückenplage verglich: »Das Schlagen danach irritiert einen mehr als ihr Stechen.«⁵⁹ Anders als seine in ihrer Verfolgungswut geradezu hysterischen Gesinnungsgenossen wusste er nämlich Zweck und Mittel zu unterscheiden. Statt ihm die Existenz nehmen zu wollen, appellierte der künftige Reichsgründer, der schon damals etwas zynischer war, an Quehls Geld- und Geltungsbedürfnis und sorgte für seine Beförderung auf einen höher dotierten diplomatischen Posten. Hauptsache, man war ihn los. So landete der gewesene Direktor der Centralstelle als Generalkonsul in Kopenhagen, wo er bis 1864, dem Zeitpunkt seines frühen Todes im Alter von nur 43 Jahren, tätig blieb.

Dass sich Fontane im Dezember 1850 eingemischt hatte, war ihm nach eigener Überzeugung schlecht bekommen. Durch Schaden klug geworden – auch wenn es nur ein eingebildeter Schaden war – suchte er 1853 jede Verwicklung in das neuerliche Gerangel um Quehl zu vermeiden. Dass dies auf die ohnehin labile Gesundheit des Dichters durchschlug, ist in Anbetracht seiner psychosomatischen Veranlagung nicht auszuschließen. Jedenfalls war er just zu jener Zeit, als Quehls Schicksal auf der Kippe stand und sich in der Centralstelle abermals Fraktionen formierten, zwei Monate lang krankheitshalber beurlaubt.

Von den Weiterungen blieb Fontane gleichwohl nicht verschont. Kaum war sein Gönner von der Bildfläche verschwunden, erhielt er am 14. Okto-

ber eine förmliche Kündigung zugestellt, unterzeichnet von Immanuel Hegel, einem Sohn des Philosophen, der als hochrangiger Ministerialbeamter bei Quehls Abgang die Verwaltungsleitung der Centralstelle übernommen hatte (womit, beiläufig bemerkt, einer der ursprünglichen Wünsche der Eingabe vom 12. Dezember 1850 erfüllt wurde). Allerdings unterlag der Dichter auch jetzt wieder einer Täuschung, wenn er seine Entlassung als politisch motiviert oder, eingedenk seiner gelegentlichen Nachlässigkeit, als Strafe für mangelnden Einsatz auffaßte. Auf Fontanes bewegende Einwendung, in der, zur Freude der späteren Forschung, genau aufgelistet steht⁶⁰, was er an Arbeiten für die Centralstelle geliefert hatte, antwortete Hegel nämlich, es sei »keineswegs eine Unzufriedenheit mit Ihren Dienstleistungen, welche zu der erfolgten Kündigung Veranlassung gegeben« habe. »Vielmehr würde es mir bei Ihren Fähigkeiten u. in Betracht Ihrer persönlichen Verhältnisse sehr erfreulich u. angenehm gewesen sein, Ihnen auch ferner eine Stellung beim literarischen Cabinet anweisen zu können.« (Behördenintern ging die Bezeichnung des Presseamtes während der Fünfziger Jahre vielfach durcheinander, bevor sich nach 1860 »Literarisches Bureau« durchsetzte.) Mit Einstellung der *Preußischen Zeitung* sei aber zu seiner Weiterbeschäftigung keine Gelegenheit vorhanden, da »eine Verminderung der bisher herangezogenen literarischen Kräfte durch das finanzielle Interesse dringend geboten erscheint.«⁶¹

Adalbert Roerdanz in Nöten

Dass die Kündigung Fontanes zum Jahresende 1853 letztlich unwirksam blieb, ist darauf zurückzuführen, dass sich in der Centralstelle kurzfristig noch eine Vakanz auftat durch das unfreiwillige Ausscheiden von Adalbert Roerdanz. In dessen bewegtem Leben dürfte die Unterzeichnung der »ganz gehorsamsten Vorstellung« zu den weniger spektakulären Begebenheiten gehört haben. In der Barrikadennacht des 18. März 1848 war er festgenommen und, wie viele Gefangene, auf dem Transport in die Festung Spandau von Soldaten mißhandelt worden. Seine Sammlung von Erlebnisberichten hatte bei Erscheinen wenige Wochen später großes Aufsehen erregt und den Konflikt zwischen Militär und Zivilisten von neuem angeheizt.⁶² Auch zwei alte Bekannte Fontanes, Hermann Maron aus dem jugendlichen Lenau-Klub⁶³ sowie sein Regimentskamerad Max Dortu aus Potsdam⁶⁴, kamen in dem Band zu Worte, außerdem ein künftiger Kollege: Ludwig Pietsch, damals erst 23 Jahre alt und später einflussreicher Feuilletonredakteur der *Vossischen Zeitung*, bekannte sich, anders als Roerdanz selbst, auch ausdrücklich zur Beteiligung an den Kämpfen.⁶⁵ Zwar konnte das Buch auf Grund der Verfassung selbst während der Reaktionsära nicht mehr einfach verboten werden, Leihbibliotheken aber mußten es auf polizeiliche Anwei-

sung aus ihrem Bestand nehmen. Dabei war sein Herausgeber schon ab Juli 1848, also von Anfang an, im Literarischen Kabinett beschäftigt. Eingetreten war er immerhin noch unter dem liberalen Ministerium Auerswald, wurde aber während der Reichsverfassungskampagne im Sommer 1849 dem Prinzen von Preußen auf dem Feldzug nach Baden als eine Art Presse-referent mitgegeben. In dieser Funktion mag er sogar die amtliche Bekanntmachung verfaßt haben, dass sein Spandauer Leidensgenosse Dortu, der sich der Revolutionsarmee angeschlossen hatte, nach seiner Gefangennahme in Freiburg im Breisgau standrechtlich erschossen worden war.

Dass Roerdanz die Centralstelle im Herbst 1853 verlassen mußte, hatte denn auch nichts mit Politik zu tun. Der Grund war vielmehr, wie schon im Falle von Fontanes Kündigung, eine Geldfrage, allerdings gänzlich anderer Art.⁶⁶ Seit längerem stellten Schuster und Schneider ihm nach wegen offener Rechnungen, Hauswirte suchten Mietschulden einzutreiben und die unverehelichte Minna Steege ausstehende Alimente. Nachdem Quehl alle dienstlichen Vorschussmöglichkeiten ausgeschöpft hatte und Metzel (sein Jahrgangsgenosse aus Königsberg und seit Kindertagen mit ihm bekannt) auch privat nichts mehr herleihen wollte, war Roerdanz im Sommer 1852 an die staatlich subventionierte *Düsseldorfer Zeitung* vermittelt worden, um ihn aus der Reichweite seiner Berliner Gläubiger zu nehmen. Eine gut gemeinte, aber letztlich verfehlte Absicht.. Der Boykott des Berliner Protestanten durch katholische Kreise behinderte seine Wirksamkeit nicht minder als die Agitation »von Seiten einer unterwühlten, demokratisirten Bevölkerung gegen einen konservativen Redakteur«. Als Roerdanz im Frühjahr 1853 auch noch zum allseits belachten Karnevalsgespött wurde, verließ er fluchtartig das Rheinland. Kaum hatte ihm Quehl aber einige Monate später wieder eine Anstellung in der Centralstelle verschafft, mit nur 40 Talern pro Monat geringer bezahlt als zuvor, setzten die Gehaltspfändungen von neuem ein, was seine Position unhaltbar machte, zumal Hegel, der künftige Konsistorialpräsident von Brandenburg, stärker auf die bürgerliche Wohl-anständigkeit seiner Untergebenen achtete, als der Ex-Bohemièn Quehl es getan hatte.

Ganz ohne Protektion blieb Roerdanz auch fernerhin nicht. Als ihm Ende 1855 wegen Mangels an Subsistenzmitteln und unmoralischen Lebenswandels die Ausweisung aus Berlin drohte, intervenierte Manteuffel persönlich bei Innenminister von Westphalen. Diesmal wurde der Missetäter als Korrespondent nach Wien entsandt, wo er vor dem Zugriff preußischer Gerichtsvollzieher sicher und noch 1862 für die sogenannte *Sternzeitung* tätig war. In Anbetracht der Unmöglichkeit, solche Geschichten völlig geheim zu halten, kann es kaum verwundern, dass reguläre Beamte wenig Respekt vor den Existenzen hatten, die sich im Presseamt tummelten.⁶⁷

Vom Ereignis zur Erinnerung

Manteuffel hatte aber nicht nur »eine Tendenz nach unten«, wie Leopold von Gerlach indigniert, aber zutreffend einmal bemerkte⁶⁸, er inspirierte auch ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit in seinen Kreaturen, die nur zu gut wußten, was sie ihm zu verdanken hatten. Quehl, Cassel und Roerdanz unterschieden sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich von Fontane, der dem gestürzten Ministerpräsidenten 1858 ja auch zunächst die »Treue halten« wollte, weil der ihm »persönlich Gutes gethan« hatte.⁶⁹ Diese emotional begründete Loyalität überlagerte, zumindest zeitweilig, seine politischen Überzeugungen, denn dass er über die Jahre hinweg grosso modo dieselben Positionen vertreten hatte wie Radowitz, wie Merckel und die Wochenblattpartei und wie nun die Männer der »Neuen Ära«, war ihm sehr wohl bewusst.

Das gilt gleichermaßen für seine innenpreußischen Präferenzen – »Front machend gegen Absolutismus und Demokratentum«⁷⁰ – wie für die Befürwortung einer aktiven Deutschlandpolitik, deren kampfbefreite Aufgabe in Olmütz Fontane immer als erniedrigend empfunden hatte. Seine Befürchtung, man werde dabei zu zögerlich vorgehen, sollte sich indes bald bestätigen. Wie schon 1850 ließ er auch jetzt wieder Ungeduld durchblicken, als es um die Vermittlung der Regierungslinie in der Presse ging. Ein erkennbar auf offiziösen Quellen beruhender Artikel aus seiner Feder mußte im Publikum den Eindruck erwecken, als seien Regent und Regierung zu entschiedeneren Schritten entschlossen, als dies wirklich der Fall war, was an allerhöchster Stelle Anstoß erregte und zu Fontanes Ausschluss aus dem Kreis der Vertrauenskorrespondenten führte. 1859 sollte ihm sein Vorpreschen also wirklich schaden, wenn auch nicht allzusehr, während er sich seinerzeit nur eingebildet hatte, zur Strafe für forsches Auftreten entlassen worden zu sein.

Dabei war die »ganz gehorsamste Vorstellung« in Wirklichkeit eher defensiv gewesen, ein halbherziger Versuch der Schadensbegrenzung, nachdem Merckel und Hahn, die antirevolutionär, aber konstitutionell und national gesinnten Leiter der Regierungspresse, sich zurückgezogen hatten und personalpolitische Weiterungen des amtlichen Kurswechsels ins Haus standen, die Status und Einkommen der Mitarbeiter zu beeinträchtigen drohten. Geholfen hatte es freilich alles nichts. Manteuffels Mannen Cassel und Quehl kamen und Fontane musste gehen. Zweifel, ob es nicht leichtfertig gewesen war, seinen kleinen Posten für nichts und wieder nichts aufs Spiel zu setzen, scheinen ihm allerdings schwer zu schaffen gemacht zu haben. So schwie er lieber über die Zusammenhänge, als er sich Anfang 1851, Unbekümmertheit vortäuschend, im Briefverkehr mit Freunden über seine Entlassung äußerte.

Den Vorwurf, sich und seine schwangere Frau mutwillig in eine finanzielle Notlage gebracht zu haben, brauchte Fontane nicht mehr zu fürchten, als er fast ein halbes Jahrhundert nach den Turbulenzen um Olmütz »das Wangenheimkapitel« abfaßte. Während ihm aber die Diskussionen im Mitarbeiterkreis und die Übergabe der Petition an Puttkamer klar vor Augen standen, erwies sich seine Einbettung der beiden Szenen in ihren historischen Kontext als vage und fehlerhaft. Diskrepanzen dieser Art sind alles andere als selten in Fontanes autobiographischen Äußerungen, was gesinnungstüchtige Interpreten bisweilen veranlasst, dem Dichter vorschnell bewusstes Verschweigen zu unterstellen oder über politische Motive einer gezielten Vertuschung von Sachverhalten zu spekulieren. Erinnerung ist aber kein Arsenal fester Wissensbestände, aus dem absichtsvoll ausgewählt wird, sondern ein dynamischer Prozeß, an dessen Ausformung das ursprüngliche Geschehen, spätere Einsichten und schließlich die Umstände seiner Verbalisierung oder Verschriftlichung gleichermaßen teilhaben. Kultur- und Neurowissenschaften halten vielfältige Einsichten und Theorien bereit, was die Transformation von Erlebnissen in Erinnerung angeht, ihre De- und Rekonstruktion über längere Zeiträume und Erfahrungsbrüche hinweg. Eine Kommentierung im Empörungsgestus greift allemal zu kurz.

Als historisches Ereignis betrachtet, handelte es sich bei der »ganz gehorsamsten Vorstellung« vom 12. Dezember 1850 um nichts weiter als eine im Sande verlaufene Büroakabale vor dem Hintergrund von Olmütz. Aus Selbstrespekt und Eigeninteresse – so verstanden sie ihre Mischung aus Standesdünkel, Verlustängsten und antijüdischen Vorurteilen – wollten sich die etablierten Mitarbeiter des Presseamts nicht zwei opportunistischen Wendehälsen unterordnen lassen. In Fontanes autobiographischer Rekonstruktion erhielt die Episode ihren Sinn dagegen als Vorspiel zum »Hungerjahr« 1851. Wenn er etwas verdrängt hat, dann war es sein anfangs feindseliges, dann aber ein recht produktives Verhältnis zu Manteuffel und Quehl. Die traumatische Erfahrung der Arbeitslosigkeit als junger Familienvater war dagegen auch nach Jahrzehnten unverwunden. Schwerwiegende Folgen müssen bedeutsame Ursachen gehabt haben, und dass er die Abkehr von der Unionspolitik seinerzeit mit Empörung verfolgt hatte, stand fest. So konnte sich in Fontanes Erinnerung die Vorstellung herausbilden, offen gegen Manteuffel protestiert zu haben, als er zusammen mit vier Kollegen eine folgenlos gebliebene Petition gegen zwei von dessen Handlangern nieder- und unterschrieb.

Anmerkungen

1 Fontane an Wilhelm Wolfsohn, 3. Jan. 1851; HFA IV, 1, S. 139.

2 Fontane an Friedrich Witte, 3. Jan. 1851; HFA IV, 1, S. 141 f. Das Ministerium Pfuël amtierte vom 22. September bis zum 16./31. Oktober 1848.

3 Die seinerzeit mit Ausnahme eines Abschnitts ungedruckt gebliebene Dissertation ist erst ein halbes Jahrhundert später publiziert worden, und zwar nahezu unverändert, wodurch neben vielen verschütteten Erkenntnissen auch einige inzwischen überholte Aussagen neu in Umlauf gebracht wurden; Charlotte Jolles: *Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes*. Berlin und Weimar 1983; für den hier angesprochenen Zusammenhang vgl. S. 87 f.

4 Fontane an Bernhard von Lepel, 7. Jan. 1851; HFA IV, 1, S. 144 f.

5 Ernst Heilborn: *Das Fontane-Buch*. Berlin 1919, S. 107–120; Conrad Höfer (Hrsg.): *Theodor Fontane und die Familie Wangenheim*. Eisenach 1939, S. 7–15.

6 Hier zit. nach dem Wiederabdruck in: NFA XV, S. 414 ff.

7 Die überproportionale Präsenz von Ostpreußen im Literarischen Kabinett ging allerdings nicht auf Rudolf von Auerswald zurück, sondern auf seinen Bruder Alfred (1797–1870), der als Innenminister von März bis Juni 1848 für den Aufbau der nachrevolutionären Pressebehörde verantwortlich gewesen war.

8 Für die Behördengeschichte grundlegend: Kurt Wappler: *Regierung und Presse in Preußen. Geschichte der amtlichen preußischen Pressestellen 1848–1862*. Leipzig 1935. An neueren

Studien vgl. Gertrud Nöth-Greis: *Das Literarische Büro als Instrument der Pressepolitik*. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): *Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg*. Köln 1997, S. 1–78; sowie zuletzt das Kapitel »Public Opinion and Press Management« in: Anna Ross: *Beyond the Barricades. Government and State-Building in Post-Revolutionary Prussia, 1848–1858*. Oxford 2019, S. 167–193. Auf eine neue Grundlage gestellt wird der gesamte Themenbereich durch die nach Abschluß des gegenwärtigen Manuskripts erschienene Quellenedition von Bärbel Holtz (Hrsg.): *Preußens Pressepolitik zwischen Abschaffung der Zensur und Reichspreßgesetz (1848 bis 1874)*. Berlin 2019 (Acta Borussica, Abt. II, Bd. 11). Die einleitenden Ausführungen über die Reorganisation des Presseamts 1850/51 (S. 31–34) werden durch die hier gebotene Darstellung wesentlich ergänzt und zum Teil korrigiert.

9 GStA PK, I. HA, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 1, Bd. 2, Bl. 26 ff.

10 Laut Randvermerk war die Anlage separat an ihren Adressaten zurückgegeben worden und befindet sich daher nicht bei den Akten.

11 Dass Fontane, obwohl der Schreiber, nicht der Verfasser des im Kanzleistil gehaltenen Protestschreibens war, darf bei seiner notorischen Unfähigkeit zu Bürokratendeutsch zwar angenommen werden, ist für die Rekonstruktion des Kontextes aber unerheblich.

12 »Lächerlicher Köhlerglauben sich einzubilden, man hätte diesen Krieg zur Ehre Deutschlands geführt. Die *dänische* so gut wie die *preußische* Krone sollte gegen die Bildung einer nordalbingischen Republik geschützt werden. [...] Es war Hocus-Pocus zum *Vergnügen* nicht zur *Ehre* des Vaterlandes«. An Lepel, 12. Okt. 1848; HFA IV, 1, S. 48.

13 An Lepel, 28. Juli 1850; HFA IV,1, S. 127.

14 Ebd.

15 Dies gilt unbeschadet der Möglichkeit, dass einige nach Form wie Inhalt wenig bemerkenswerte Notizen in der *Deutschen Reform* unter der im zeitlichen Umfeld seiner Reise nach Holstein sonst nicht nachweisbaren Sigle F. von Fontane stammen könnten.

16 TF Berlin, den 9. August. In: *Saar- und Moselzeitung* 188, 13. August 1850. Verständnislos kommentiert von Heide Streiter-Buscher: *Die politische Journalistik*. In: Christian Grawe und Helmuth Nürnberger (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. Stuttgart 2000, S. 796 f.

17 Eintragung Fontanes in ein »Torturbüchlein«; AFA *Autobiographische Schriften* III/1, S. 438. Die Behauptung seiner nachhaltigen Verstörung wird allerdings ein Stück weit relativiert durch die Wortwahl »Schlacht« für das nahezu unblutige Vorpostengefecht, bei dem lediglich Héloïse, der Schimmel eines preußischen Trompeters, zu Tode gekommen war.

18 GStA PK, I. HA, Rep. 77 A, Nr. 2, Bl. 50, mit der summarischen Angabe, er habe unter der Sigle TF gelegentlich mit der *Saar- und Mosel-Zeitung* sowie dem *Frankfurter Journal* korrespondiert. Auffallend ist der Kontrast mit den ellenlangen Listen von Artikeln, die Fontanes Kollegen einreichten. Explizit auf diese Selbstanzeige nahm Innenminister von Westphalen Bezug, als er am 8. Februar 1851 erklärte, Fontane habe »im Verhältniß zu der ihm bewilligten Remuneration nicht viel geleistet«. (ebd., Nr. 45, Bl. 2).

19 Theodor Fontane, GBA *Tagebücher 1852/1855–1858*. 1994, S. 290 f.; Eintrag zum 30. Nov. 1857. Wie zuverlässig

Bernstorffs Mitteilungen waren, zeigen die amtlichen Sitzungspotokolle vom 1. und 2. November 1850 in: *Die Protokolle des Preußischen Staatsministeriums 1817–1934/38*. Bd. 4/1, 30. März 1848 bis 27. Oktober 1858, bearb. v. Bärbel Holtz. Hildesheim etc. 2003, S. 164 ff.

20 An Lepel, 8. April 1850; HFA IV, 1, S. 113.

21 Möglicherweise sogar als »Harfenist in einem Hurenhause«, wie böse Zungen behaupteten; Leopold von Gerlach an seinen Bruder Ludwig, 16. Juli 1852. In: *Von der Revolution zum Norddeutschen Bund. Politik und Ideengut der preußischen Hochkonservativen 1848–1860*. Aus dem Nachlaß von Ernst Ludwig von Gerlach, hrsg. u. eingel. von Hellmut Diwald. Göttingen 1970, Bd. 2, S. 799.

22 Merckel an Hinkeldey, 17. Juni 1850; GStA PK, I. HA, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 4, Bl. 49.

23 Meysenbug an Manteuffel, 11. Sept. 1850; GStA PK, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 4; leicht redigierter Abdruck in: Heinrich von Poschinger (Hrsg.): *Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn v. Manteuffel*. Bd. 1, Berlin 1901, S. 302. Quehls ein- und aufdringliche Bewerbungen bei Manteuffel vom 30. Aug. bzw. 28. Sept. 1850 sind überliefert in: GStA, III. HA, MdA, ZB, Nr. 931, Bl. 3–6.

24 Die Einstufung Merckels als governemental, wie sie Hubertus Fischer vornimmt, ist verfehlt; Hubertus Fischer: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.« *Wilhelm von Merckel und die Revolution von 1848/49*. In: Ders.: *Theodor Fontane, der »Tunnel«, die Revolution. Berlin 1848/49*. Berlin 2009, S. 231–253; bes. S. 243 f. (zuerst in *Fontane Blätter* 82, 2006, S. 60–87). Vgl. dagegen demnächst meinen Beitrag:

Wilhelm von Merckel (1803–1861). Ein liberal-konservativer Streiter wider Revolution und Reaktion.

25 An Lepel, 14. Mai 1852; HFA IV, 1, S. 240.

26 An Emilie, 13. Mai 1852; HFA IV, 1, S. 248.

27 Der »Brief von Immermann (the prussian Regency)« war am 23. September 1858 in London eingegangen (GBA *Tagebücher* I, S. 350). Der beigeschlossene Aufsatz »Zur preußischen Regentenschaftsfrage« (in seiner deutschen Originalfassung abgedruckt in: *Familienbriefwechsel*, Bd. 2, S. 337–341) erschien in einer leicht gekürzten englischen Übersetzung in: *The Times*, 30. Sept. 1858, S. , Sp. , u. d. T. »The State of Germany“.

28 An Wolfsohn, 19. Nov. 1850; HFA IV, 1, S. 137.

29 Vgl. seine Abschiedserklärung, in: *Deutsche Reform* 1210, 14. Nov. 1850, S. 1910. In der Fontane-Literatur wird Ludwig Hahn vielfach mit dem *Tunnel*-Mitglied Werner Hahn verwechselt.

30 An der jüdischen Abstammung von Hahn, dessen Eltern bald nach seiner Geburt mit ihren Kindern zum Protestantismus übergetreten waren, scheint niemand Anstoß genommen zu haben, sofern dieser Umstand überhaupt allgemein bekannt war.

31 Von »Amalgamierung, die der stille Segen der Toleranz und Freiheit ist« sprach Fontane 1855 in seiner Besprechung von Gustav Freytags *Soll und Haben*, obwohl er sich auch damals schon »nicht zu den Judenfreunden« zählen wollte; NFA XXI/1, S. 228. Das zweite Zitat stammt aus seinem Brief an Philipp von Eulenburg vom 25. Feb. 1881; HFA IV, 3, S. 119.

32 An Friedrich Witte, 16. Feb. 1853; HFA IV, 1, S. 331.

33 Cassel an Quehl, 4. Dez. 1851; GStA PK, I. HA, Rep. 77 A, Nr. 33. Alle nachfolgenden Angaben und Zitate über Cassels Verbindung mit der Regierungspresse entstammen dieser (unpaginieren) Personalakte; vgl. auch das Kapitel »The Apostate as Philosemite«. In: Alan T. Levenson: *Between Philosemitism and Antisemitism. Defenses of Jews and Judaism in Germany 1871–1932*. Lincoln/Nebr. und London 2004, S. 132–141.

34 Vgl. die Bemerkung Fontanes in einem Brief an seine Frau Emilie vom 23. Mai 1862; zit. nach: GBA *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2, Berlin 1998, S. 188. Die Kommentierung ebd., S. 763, ist zu korrigieren. Mit »Professor Cassel« war nicht der Berliner Pädagoge und Talmudgelehrte David Cassel gemeint, der u. a. als Dozent an der (privaten) Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums tätig war, sondern sein Bruder Selig/Paulus, dem schon 1856 von Friedrich Wilhelm IV. der Professorentitel ehrenhalber verliehen worden war. Er hatte parallel zu seiner rabbinischen Ausbildung noch Geschichte bei Leopold von Ranke studiert und ist auch verschiedentlich mit historischen und zeithistorischen Arbeiten hervorgetreten. Verwiesen sei hier lediglich auf seine apologetische Darstellung der Herbstkrise von 1850: *Von Warschau nach Olmütz*. Berlin 1851.

35 Vgl. Fontanes Bemerkung in einem Brief an seine Tochter Mete vom 25. Juli 1891; HFA IV, 4, S. 136.

36 In einem Brief an Fritz Mauthner vom 8. Nov. 1889; zit. nach: Frederick Betz und Jörg Thunecke: *Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts*. In: *Fontane-Blätter* 1984/2, S. 523.

- 37 Vgl. etwa Ludwig Berthold: *Cassel! Predige Deinen Juden und Dir selbst! Ein Mahnwort an Herrn Judenmissionar Professor Dr. Paulus Cassel und dessen Stammesgenossen*. Berlin 1881.
- 38 Vgl. bes. Cassels Schriften: *Wider Heinrich von Treitschke. Für die Juden*. Berlin 1880; *Der Judengott und Richard Wagner. Eine Antwort an die Bayreuther Blätter*. Berlin 1881; *Die Antisemiten und die evangelische Kirche. Sendschreiben an einen evangelischen Geistlichen*. Berlin 1881; *Ahasverus. Die Sage vom ewigen Juden, mit einem kritischen Protest wider Ed. v. Hartmann und Adolf Stoecker*. Berlin 1885.
- 39 Cassels Frisur scheint Fontane nachhaltig gestört zu haben, obwohl er selbst lange Haare trug. Einen ihm unsympathischen Geheimrat beschrieb er 1889, unter Rückgriff auf Kap. 16 des alttestamentarischen Buchs der Richter, als »halb wie Simson, halb wie Paulus Cassel wirkend«; An Karl Zöllner, 19. Aug. 1889; HFA IV, 3, S. 711.
- 40 *Effi Briest*, 32. Kapitel.
- 41 An Friedrich Stephany, 9. Dez. 1883; HFA IV, 3, S. 293.
- 42 Im März 1852 wurde Quehl unter Gehaltserhöhung zum Direktor der Centralstelle befördert; GStA, III. HA, MdA, ZB, Nr. 931, Bl. 17.
- 43 GStA PK, I. HA, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 1, Bd. 2, Bl. 28. Mit ministeriellem Rotstift unterstrichen und am Rand mit einem Fragezeichen versehen ist die Adressierung der Eingabe an den Ministerpräsidenten und Außenminister sowie die Selbstcharakterisierung der Petenten als »Mitglieder« des Literarischen Kabinetts. Bleistiftanstreichungen von anderer Hand sind finden sich dagegen an Stellen, wo die Unterzeichner von ihrer persönlichen Würde und Reputation im Publikum sprechen bzw. ihre Forderungen im einzelnen auflisten.
- 44 GStA PK, I. HA, Rep. 77, Tit. 951, Nr. 1, Bd. 2, Bl. 31.
- 45 GStA, III. HA, MdA, ZB, Nr. 931, Bl. 11.
- 46 Fontane an Hegel, 28. Okt. 1853; HFA IV, 1, S. 365.
- 47 So z.B. in seinem Brief an Lepel vom 7. Jan. 1851: »Es wird ihnen eingetränkt werden, – und sie wissen’s. Eine neue Februar-Revolution, und es wird sein – Heulen und Zähneklappern. Das nächste Mal fechten nur schwarze Husaren, – und es wird kein Pardon gegeben. ... Die Revolution tritt in ihr Recht.«; HFA IV, 1, S. 143.
- 48 GStA PK, I. HA, Rep. 77 A, Nr. 11, Bl. 9 bzw. Bl. 15.
- 49 Vgl. die ausführliche Beschreibung der Audienz in Emilies Brief vom 2. Juli 1852; GBA *Ehebriefwechsel*, Bd. 1, S. 85 ff.; ferner ihre Briefe vom 16. Oktober 1855 und 7. Jan. 1856; ebd., S. 190 bzw. S. 255.
- 50 *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs. Nach seinen Aufzeichnungen* hrsg. von seiner Tochter. Bd. 1, Berlin 1891, S. 645; Eintrag zum 27. Juni 1851.
- 51 Wappler (wie Anm. 8), S. 35.
- 52 Leopold von Gerlach an Bismarck, 25. Februar 1853; *Briefe des Generals Leopold von Gerlach an Otto von Bismarck*. Hrsg. von Horst Kohl, Berlin 1912, S. 39. Otto von Raumer amtierte von 1850 bis 1858 als Kultusminister unter Manteuffel, den Fontane 1862 ein Stück weit in Schutz nahm, wenn er in

einem Lexikonartikel erklärte: »Die beiden Namen »Raumer-Westphalen« sind gleichbedeutend geworden mit allem, was dem preußischen Geist, mindestens der liberalen Strömung desselben, widerstrebt«. Sie seien »weit über die Anschauungen und Tendenzen des vormaligen Ministerpräsidenten hinaus ... die Träger der Reaktionspolitik in Preußen« gewesen. Otto von Raumer, zit. nach: NFA XV, S. 273.

53 Westphalen an Friedrich Wilhelm IV., 21. Mai 1851; GStA PK, I. HA, Rep. 89, Nr. 5769, Bl. 47.

54 Zit. bei: Hermann von Petersdorff: *Kleist-Retzow. Ein Lebensbild*. Stuttgart und Berlin 1907, S. 214.

55 Karl August Varnhagen von Ense: *Tagebücher*. Bd. 9, Hamburg 1868, S. 162; Eintrag zum 12. April 1852.

56 Bismarck an Leopold von Gerlach; 20. Mai 1854; zit. nach: Otto von Bismarck: *Briefe 1822–1861* (= Die Gesammelten Werke, Bd. 14/1), Berlin 1933, S. 358.

57 David E. Barclay: *Anarchie und guter Wille. Friedrich Wilhelm IV. und die preußische Monarchie*. Berlin 1995, S. 370.

58 Otto von Bismarck: *Gedanken und Erinnerungen*. Bd. I, Kap. 7.

59 An Leopold von Gerlach, 10. Juli 1853; Bismarck, *Briefe* (wie Anm. 56), S. 311.

60 An Hegel, 28. Okt. 1853; HFA IV, 1, S. 366.

61 Hegel an Fontane, 29. Oktober 1853; GStA PK, I HA, Rep. 77 A, Nr. 45, Bl. 7 f.

62 Adalbert Roerdanz: *Ein Freiheits-Martyrium. Gefangene Berliner auf dem Transport nach Spandau am Morgen des 19. März 1848. Protocollarische Aussagen und eigene Berichte von 91 Beteiligten, als Beitrag zur Geschichte des Berliner Märzkampfes*. Berlin 1848; für Roerdanz' eigenen Erlebnisbericht vgl. S. 162–177.

63 Roerdanz (wie Anm. 62), S. 215 sowie S. 178 f.; zu Maron vgl. auch *Von Zwanzig bis Dreißig*. NFA XV, S. 31–4.

64 Roerdanz (wie Anm. 62), S. 204; für Fontanes Erinnerung an Dortu vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*. NFA XV, S. 128 . Vgl. auch Joachim Schobeß: *Theodor Fontane und der Revolutionär Max Dortu waren Regimentskameraden*. In: *Fontane-Blätter* 2/7 (1972), S. 493–502.

65 Roerdanz (wie Anm. 62), S. 39–42.

66 Alle Informationen und Zitate in diesem Abschnitt beruhen auf Roerdanz' unpaginierter Personalakte in: GStA PK, I. HA, Rep. 77 A, Nr. 100.

67 Der Leipziger Demokrat Heinrich Wuttke übertrieb also nicht allzusehr, wenn er die Angestellten der Centralstelle als »eine Schar Hungerleider« bezeichnete, »unbedeutende, unselbständige Schriftsteller, deren Feder käuflich war«. Heinrich Wuttke: *Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens*. Leipzig 1866, S. 96.

68 Leopold von Gerlach an Bismarck, 25. Feb. 1853; *Briefe* (wie Anm. 52), S. 38.

69 An Bernhard von Lepel, 1. Dez. 1858; HFA IV, 1, S. 636.

70 An Friedrich Eggers, 20 Nov. 1858; HFA IV, 1, S. 634.

»Eine offene Beleidigung«: A Newly Discovered Review of *Quitt* by C. H. Wedel, Instructor at Ruth Hornbostel's Mennonite School in Halstead

Mark Jantzen



Monatsblätter aus Bethel College. Ausschnitt der Titelseite

Monatsblätter aus Bethel College 8, no. 5 (Mai 1903): 52-53.

Die Preußischen Mennoniten im Roman.

Auch die preußischen Mennoniten haben einer gewissen Verwendung in der belletristischen Literatur nicht entgehen können. Im Drama hat ihnen ja der weithin bekannte Dichter v. Wildenbruch ein, jeder geschichtlichen Treue entbehrendes Denkmal gesetzt, das nur in unserm Lande wenig Beachtung gewann. Aber ein noch schlimmeres Zerrbild ihrer eigentlichen, also religiösen Charakterzüge, liefert der Dichter und Essaist Theodor Fontane in einem seiner neuesten Romane. Fontane ist sonst einer der solidesten Schriftsteller der neuern Zeit. Über englisches Volksleben, besonders aber über das tägliche Tun und Treiben der Bevölkerung seiner Heimat, der Mark Brandenburg, hat er eine ganze Reihe höchst fesselnder Sachen verfaßt. Er ist 1819 geboren und war einige Zeit Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, hat also sehr erfolgreich Karriere gemacht. Es heißt von ihm in Adolf Bartels Skizze der deutschen Litteratur der Gegenwart, daß er von der Doublettenlitteratur abbog und nach originalen Stoffen suchte, wenn diese auch nicht immer anziehend und reizend waren. Somit huldigt er auch dem sogenannten Naturalismus und auf dieser Jagd nach irgend welchem neuen Material muß er an die Mennoniten geraten sein und sich Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit zugetraut haben, der deutschen Leserwelt eine Schilderung ihrer Eigentümlichkeiten zu bieten.

Er führt sein Publikum jedoch nicht nach den Ufern der Weichsel, sondern nach Amerika, und hier nach dem Indianerterritorium. Hier ist nach [52] seiner Darstellung in dem zwischen den Shawneehills in Osten und den Ozark Mountains im Westen liegenden breiten Tal eine Ansiedlung preußischer Mennoniten unter dem Namen »Nogat-Ehre« entstanden, das aus einer Reihe von Gehöften besteht, welche einen schäumenden Bach entlang gebaut sind. Palmen und Ulmen umrahmen die Häuser. Einige Meilen östlich vom Dorf liegt die Station Darlington an der von Galveston kommenden Texas-Kansas-Missouri Bahn; an der westlichen Seite desselben dagegen zieht sich Meilen weit bis zu den mit hohen Tannen, Kiefern und Cypressen bestandenen Bergen ebenes Land hin, auf welchem die Cherokee und Arapahoe Indianerstämme wohnen, unter denen vier mennonitische Missionare, Krehbiel, Nickel, Penner und Anthony Shelly tätig sind. In Nogat-Ehre bewohnt der Älteste der Gemeinde, Obadja Hornbostel, das imposanteste Gehöft. Sein Haus ist zweistöckig; oben befinden sich die Wohn- und Schlafzimmer; unten liegt der große Versammlungssaal. Obadja ist dreimal verheiratet gewesen; die Kinder der ersten Frau sind wieder nach Preußen zurückgegangen; da es ihnen hier nicht gefallen hat. Er hat Jahre lang in Dakota gelebt; von dort ist er nach dem Süden gezogen; zwei Kinder, Toby

und Ruth, erhellen ihm den Lebensabend. Er ist aber trotz seiner 73 Jahre noch sehr rüstig. Die anderen Insassen seines Hauses bilden ein buntes Gemisch. Sie erinnern einen Fremden an einen Käfig in San Francisco, in welchem eine Schlange, ein Vogel und eine Katze friedlich neben einander gehaust hätten unter der Inschrift: »A happy family.« Da ist eine alte Dienerin, Maruschka, polnischer Abkunft und katholischen Glaubens, eine lutherische Familie Kaulbars, aus der Nogatgegend in Preussen, welche viel auf den Soldatenstand hält; ein Franzose, der als blasierter Weltmann den Pfaffengott aus seinem Katechismus beseitigt hat, trotzdem aber die religiösen Übungen als beobachtender Philosoph des Bestehenden mitmacht. Der Geist des Hauses ist der alte Obadja, der keinen solcher Sonderlinge fortweist, so lange sie sich mit ihm und seinen Ordnungen friedlich vertragen. Er glaubt, daß Gott ihm sein Hauspersonal zugeführt hat und daß auch wohl für den spötelnden Franzosen noch eine Gnadenstunde kommen kann. Im Ganzen erscheint er als ein schlaue seine Vorteile berechnender Kirchenfürst, der »Hohepriester« von Nogat-Ehre. Er hat einen feinen Sinn für die Tafelfreuden und kann es gut ertragen, wenn zur Weihnachtszeit Hühner und Gänse gejagt und gerupft werden. Er versteht es, sein Vermögen zu vermehren. Kaulbars ergeht sich gelegentlich so über ihn: »Er ist ja einer von die Besten, aber höre, so viel bleibt doch, wo Bartel Most holt, das weiß er ganz gut und auch, daß die Spargelköpfe besser schmecken als die Stangen und in Denver hat er was in der Bank liegen und in Galveston und in Amsterdam und überall hat er was liegen; – wenn einer aber immer dasteht wie: »vom Himmel hoch, da komm ich her,« da muß er nicht rechnen können wie'n Bankdirector. Obadja selbst spricht sich über seine Stellung so aus: »Der macht sich am nützlichsten, der arbeitet und den Wald und das Heidentum ausrodet und den Glauben an Jesum Christum unsern Erlöser an seine Stelle setzt. Ja, der dient ihm am besten, der Ordnung hält und schafft und nichts zu Grunde gehen läßt.«

Beim Beginn einer Andacht sagt Obadja: »Lasset uns beten. Das Gebet heiligt uns und macht unsere Seele frei. Das Gebet macht uns jeden Tag zum Feiertag. Ohne Gebet wäre unser Leben ein Haus ohne Dach, ein Garten ohne Blumen. Was Benjamin Franklin von der Mäßigkeit sagt, das sag ich von der Frömmigkeit: sie bringt Kohlen zum Feuer, in das Haus, Kleider für die Kinder, Mehl in das Mehlfäß, Geld in den Beutel, Kredit bei der Welt, Zufriedenheit in das Haus, Kleider für die Kinder, Verstand ins Gehirn und Leben in alle Verhältnisse. Das sind die Wunder der Frömmigkeit und das Gebet ist unser Beistand und unsere Hilfe dazu!«

So und anders phantasiert Fontane über einen mennonitischen Landpfarrer. Daß er dazu keine solche Studien gemacht hat, wie zu seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« – muß uns sofort einleuchten. Er ist in der Topographie des amerikanischen Teils seiner Geschichte schlecht

beschlagen und wie boshaft entstellend seine Züge eines mennonitischen Ältesten sind, muß jedem Leser bei einigem Nachdenken klar werden. Wir kommen in der nächsten No. auf das Werk noch einmal zurück. w.

Das hier erwähnte Buch – von beinahe 400 Seiten, kann auf Verlangen durch die Redaktion importiert werden. Preis gebunden \$1.25. Wenn von hier mit der Post versandt - \$1.35.

Monatsblätter aus Bethel College 8, no. 6 (Juni 1903): 64–65.

Eine Karrikatur der mennonitischen Indianer-Mission

empörendster Art liefert Fontane in seinem in der vorigen Nummer erwähnten Roman, der einen doch fragen läßt, wie ein sonst ehrenwerter Literat so sachlich unrichtiges Zeug zusammenschmieren kann. Er läßt den aus Deutschland gekommenen Lehnert bei dem Ältesten Obadja Hornbostel Aufnahme finden und hier all die religiösen Gebräuche der Gemeinde und Mission beobachten. Lehnert bemerkt, daß im September, wo das Getreide zur Eisenbahn geschafft oder in Flachkähne verladen wird, um den Red River hinabzugehen, speziell kirchliche Arbeiten für Obadja kommen. Verschiedene Konferenzen finden statt, an denen die Mennoniten aus Nogat-Ehre, Kansas und Dakota teilnehmen. Es ist ein Kommen und Gehen, das den ganzen Hausstand in Atem hält. Schließlich verreist der alte Obadja noch nach Halstead, Kansas, wo seine Tochter Ruth auf der Schule gewesen ist, und wo über daheim stutzfindende Festlichkeiten beraten wird. Lehnert wendet sich schließlich an die andern Hausinsassen, und besonders den philosophischen Franzosen mit der Frage, was denn das alles zu bedeuten habe und was denn los sei. Zunächst heißt es kurz: »Waschung ist los, Mister Lehnert. Washing feet. Und Kettledrums und Gunpowder-Face; well, you know him ... and Obadja preaching; and plenty of people.« Darauf kann er sich natürlich keinen Vers machen, und so liefert ihm der Franzose seine Erklärung der kommenden Dinge. Die letzten Septembertage seien die bedeutendsten Zeiten von Nogat-Ehre. Dann komme alles Mennonitische, was auf fünfzig Meilen in der Runde zu finden sei, zusammen, und dann gäbe es im Betsal große Aufführungen. Einem zivilisierten Geschmack könne die Sache eigentlich nicht genügen; da man indes eine wirkliche Komödie nicht haben könne, so sei solch Heiligensabbat immer noch das Beste, was hier an Unterhaltung geboten werde. Die Sache beginne mit einer Art Vorfeier, und zwar mit der sogenannten Fußwaschung, bei der Obadja den Heiland spiele. Beiläufig gut genug, nur um 100 Jahre zu alt. Diese Festlichkeit fände abends statt. Am nächsten Tage komme der Glanzpunkt des Programms. Dann sei das Tabernakel so gefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen könne; wo noch Lücken seien, würden ein paar Indianer hingesteckt. Endlich erschei-

ne Obadja und spreche das Gebet. Dann oder am nächsten Tage taufe er auch die Katechumenen, unter welchen selten eine Weißhaut sei. Im weiteren Verlaufe singe Ruth, was immer das Beste sei, und zuletzt falle der Chor der Arapahoe- und Cherokeeekinder ein, und das gäbe einen gewaltigen Lärm, besonders wenn Gunpowder-Face mit seiner aus Mexico stammenden Trommel den Gesang begleite. Dieser sähe dann aus wie ein mexicanischer Oberpriester und stelle den Obadja vollständig in den Schatten.

Und richtig, in wenigen Tagen ist Nogat-Ehre mit Mennoniten und Indianern überfüllt. Der Betsaal ist mit Guirlanden und Blumen reich dekoriert; auf der Empore steht Ruth mit den andern Töchtern der Mennoniten, den Gesang zu leiten; ihnen zur Seite stehen viele Indianerkinder, von denen ein hübsches Mädchen eine Fahne hält, auf der ein auf Wolken thronender Christus abgebildet ist. Der Franzose hat dieses Bild geliefert und Christum eigentlich die Züge eines Judas gegeben. Bei ihnen steht auch Gunpowder-Face mit seiner Trommel und zwei Kesselpauken. Vor der Empore steht der Altar. Im Vordergrund des Saals sitzen die Arapahoen, welche in die Gemeinde der Taufgesinnten aufgenommen werden sollen, neben ihnen als Paten den Missionaren und Lehrern, welche das Werk der Bekehrung geleitet haben. Einer derselben ist ersichtlich ein Engländer, mit einem feinen Windhundertkopf. Die andern sind sämtlich gute Deutsche, – das zeigen ihre vierkantigen Köpfe und ihre kerndeutschen Namen. Endlich erscheint Obadja, betet, hält die Predigt über die Verwerflichkeit des Krieges und vollzieht die weihevollen Akte. Ruth spielt die Orgel, und sie und der Chor singen. Gunpowder-Face aber schlägt sein heidnisches Musikinstrument mit einem freudestrahlenden Gesicht, und reich gesegnet endigt die Festlichkeit.

Das ist die Schilderung eines mennonitischen Missionsfestes bei den Indianern nach der Sachkenntnis eines berühmten deutschen Litteraten. Luther sagte von dem Kardinal Cajetan in Augsburg im Jahre 1518, er verstehe sich auf die Bibel wie der Esel aufs Harfen; ein ähnliches Urteil über Fontanes Fähigkeit, Missionsvorgänge darzustellen, dürfte so ziemlich das Richtige treffen. w.

Monatsblätter aus Bethel College 8, no. 8 (August 1903): 87-8.

Die Grundidee des »Quitt,«

dieses von uns in einigen Nummern besprochenen Romans von Fontane, müssen wir doch auch kurz darlegen, ehe wir dieses Opus beiseite stellen und uns jedenfalls nicht gleich wieder damit beschäftigen werden. In einem Roman sucht man heute ja im allgemeinen die künstlerische Schilderung einer Idee oder eines Elementes im Kulturleben. Wie leicht sich da in diese Art Litteratur Unglaube und Unsittlichkeit hat breit machen können,

muß bald einleuchten. Man führt eben gern die Nachtseiten des gewöhnlichen Lebens vor oder erörtert moderne Zweifel an allem Heiligen und vergiftet auf diese Weise das Gemüt des Lesers, ohne daß dieser diesen schädlichen Zweck seiner Lektüre immer gleich merkt. Daher wird jeder besonnene und insonderheit christliche Leser sehr auf seiner Hut sein, sich nicht gefährliches Zeug anzuschaffen, was er bald in den Ofen wandern lassen muß. Sehr vieles darf hier zum wenigsten nur mit Vorsicht gelesen werden, – als ein Spiegelbild dessen, was man in der sogenannten »gebildeten Welt« über den in so einem Werk geschilderten Punkt für Ideen und Ansichten hegt. Zu dieser Klasse belletristischer Litteratur gehört Fontanes »Quitt.« Wir würden ihn sehr links liegen lassen, wenn er uns nicht wegen seiner Schilderung mennonitischer Verhältnisse bedeutsam erschienen wäre. Inwieweit freilich der Verfasser gerade beabsichtigt hat, seine Leser über diesen Punkt zu informieren, muß fraglich erscheinen. Wo er seinen hierauf bezüglich Stoff aufgelesen hat, möchten wir wohl auch in Erfahrung bringen. Hat er unsern »Bundesboten« mit seinen Missionsnachrichten irgendwo angetroffen, oder sind ihm etwa Briefe in die Hände gefallen, welche aus Deutschland stammende Soldaten des Forts Reno nach Hause geschrieben haben? Er selbst ist 1893 gestorben, somit kann man ihn nicht mehr interpellieren. Uns erscheint sein Bericht über die Mennoniten als ein ihm jedenfalls willkommenes Seitenstück seines Hauptpunktes, ein passender Hintergrund seiner Hauptfigur und der eigentlichen Idee seines Werkes. Im »Quitt« liegt ein sogenannter Tendenzroman vor uns, der eine ethische Lehre ausführt, welche in der modernen Weltanschauung so allgemein verbreitet ist und so leicht auch auf christlichem Gebiet Eingang findet, daß wir sie hier kurz hervorheben und beleuchten möchten. Die Hauptfigur des Werkes bildet ein gewisser Lehnert, welchen Fontane in Schlesien in dürftigen Verhältnissen aufwachsen läßt, sonst aber steckt ein gewisses richtiges Selbstgefühl in ihm, und im Kriege tut er sich rühmlich hervor, so daß er das eiserne Kreuz erhalten hätte, wenn es nicht sein Nachbar, der Förster Opitz, fertig gebracht hätte, seine Verdienste in den Augen seiner Vorgesetzten zu verkleinern. Das kann ihm Lehnert nicht vergessen, und die Spannung zwischen beiden wird immer gehässiger. Mit sachkundiger Hand schildert der Verfasser das entsprechende Tun und Treiben der beiden in ihren kleinbürgerlichen Verhältnissen, ebenso ihr Denken und Reden über einander. Man merkt bald, da ist er auf seinem Gebiet, da redet er »von seinem Eigenen.« Psychologisch sehr naturgetreu ist sodann auch die Schilderung der wachsenden Gehässigkeit Lehnerts gegen Opitz bis zum Mordplan, und wie er dazu kommt, seine schwarze Tat als sein ihm gleichsam verordnetes Geschick ansehen zu wollen. Opitz fällt durch kalten Meuchelmord, Lehnert aber entkommt wie durch ein Wunder nach Amerika, verfolgt von den Furien seines schuldbeladenen Gewissens. Sechs Jahre treibt er sich im Norden und Westen unseres großen Landes herum, bis er beim Mennonitenbischof

Obadja Hornbostel im Indianer-Territorium eine Art Asyl findet und sich über den eigentlichen Zustand seines Innern klar wird. Im Verkehr mit seiner Familie und unter dem Eindruck der hier und in den Gottesdiensten vorgetragenen mennonitischen Anschauungen, namentlich der Lehre von der Wehrlosigkeit, treten ihm drei Faktoren entgegen: in Ruth, der Tochter des Obadja, die Größe einer edlen weiblichen Seele; in der Taufhandlung die Idee einer innern Veränderung, und in den Reden und Predigten des Obadja die Verdammlichkeit des Mordes und die Notwendigkeit einer Sühnung eines begangenen Frevels. Mit den beiden ersten Punkten ist Fontane bald fertig. Lehnert verliebt sich in Ruth und wird durch einen ihrer Gesänge so hingerissen, daß er ohnmächtig zu Boden fällt. Unter Ruths Zuspruch kommt er wieder zu sich, beichtet sodann Obadja sein vergangenes Leben und wird durch die Taufe in die Mennonitengemeinde aufgenommen. Das ist seine Bekehrung. Als es ihm nun gelingt, durch eine heroische Tat seine Liebe zu Ruth zu bewähren, erscheint ihm auch ihre Gewinnung als ein Stück der nächsten Zukunft. Ehe es aber zu irgend einem festen Projekt kommt, verirrt sich ihr Bruder im Gebirge, Lehnert aber fällt im Eifer des Suchens nach ihm so unglücklich von einem Felskamm hinab, daß er in der Einsamkeit sein Ende findet, ehe ihm Hilfe gebracht werden kann. Die ihn suchende Partie findet ihn bereits tot; in seiner Hand hält er einen Zettel, auf dem er mit Blut geschrieben hat: »Vater unser, der du bist im Himmel ... Und vergib uns unsere Schuld... Und du, Sohn und Heiland, der du für uns gestorben bist, tritt ein für mich und rette mich... Und vergib uns unsere Schuld.... Ich hoffe: quitt.« - Die Schlußidee verdirbt uns den Genuß des Bekenntnisses. Fontane läßt uns auch durchaus nicht im Zweifel, wie das »quitt« verstanden werden soll. Er läßt Obadja einen Brief an das Gemeindeamt in Schlesien schreiben, wo Lehnert hingehört, und diesem über denselben berichten, wie er zu ihm gekommen ist, der Liebling seines Hauses geworden und in seinem Rettungseifer für seinen Sohn seinen Tod gefunden habe. Seine Buße hat seine Schuld gesühnt, meint Obadja am Schluß seines Schreibens. *Selbsterlösung*, Sühnung der Schuld durch eigenes Tun, durch liebenswürdiges Betragen, Reue und Leid über den verübten Frevel, ja selbst durch Opferung seines eigenen Lebens in der Rettung Verunglückter – das ist die ethische Grundidee des Werkes. Des Menschen eigene *gute* Tat soll seine begangene *böse* Tat aufheben, so daß er selbst das »Quitt« sich ausstellen, er sich selbst von seiner Schuld entlassen kann. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß der menschliche Gerichtshof viel von dieser Idee gelten läßt; aber gehörte Lehnert nicht im Grunde nach Schlesien, um dort zu empfangen, was seine Tat verschuldet? Wo würde irgend ein mennonitischer Prediger seine Tochter auch einem reuigen Verbrecher geben! Und wie entschieden wird in allen unsern Katechismen die Lehre vorgetragen, daß nicht eigenes Verdienst, sondern allein das Blut Jesu Christi rein macht von aller Sünde! Einen mennonitischen Ältesten zum Träger der modernen Idee der

Selbsterlösung das Menschen zu machen, ist einfach eine Verleumdung unseres Standpunktes. So sehr wir auch praktisches Christentum betonen und den Erweis des Glaubens im schaffensfrohen Berufsleben und tatkräftigen Interesse an Unglücklichen suchen – als eine Bezahlung irgend welcher begangener Frevel wird es doch nicht bezeichnet. Eine Selbsterlösung kennt kein wahres Christentum. Diese Idee blüht nur auf dem Gebiet bloß menschlichen Denkens, wenn es sonst auch edler Art ist. Göthe läßt die Engel in seinem »Faust« singen: »Wer immer strebend sich bemüht – den können wir erlösen,« und Auerbach faselt davon in seinem Roman: »Auf der Höhe.« Dasselbe tut Fontane in seinem »Quitt.« Als Kunstprodukt sowohl wie auch in Bezug auf seinen ethischen Grundgedanken müssen wir das Werk daher als verunglückt bezeichnen. Es informiert nicht, bildet nicht und ist für die in demselben in breiter Schilderung auftretenden Mennoniten eine offene – Beleidigung. w.

In 1903, five years after Theodor Fontane's death, his novel *Quitt* was reviewed for the first time outside of Europe by Cornelius Heinrich Wedel, who at the time was serving as president of *Bethel College*, the oldest Mennonite institution of higher learning in North America still in existence. Before moving to North Newton, Kansas, to take up that presidency in the fall of 1893, Wedel had been teaching since 1890 at *Halstead Fortbildungsschule* thirteen miles to the west.¹ Wedel's extensive review was published over three issues of *Monatsblätter aus Bethel College*. In the long line of negative reviews and comments about Fontane's lone fictional setting in America, this new Mennonite voice adds perhaps the most caustic comments. In addition to finding Fontane's Mennonites to be a public insult, Wedel wondered how Fontane »so sachlich unrichtiges Zeug zusammenschmieren kann,«² and implied the book would be better off burned. Wedel's ire focused on Fontane's portrayal of the Mennonite elder Obadja Hornbostel, his depiction of the baptism festival at Nogat-Ehre, and what Wedel considered to be Fontane's promotion of a modern and unchristian idea of *Selbsterlösung* in the guise of Mennonite theology.

In addition to having been an instructor at Halstead, Wedel was also briefly a mission worker with the Mennonites among the very Native Americans Fontane described. Moreover, his close friend and associate, David Goerz, was the key editor or publisher both of the mission reports by Mennonites that eventually made their way to Fontane and of Wedel's review itself. Thus, this review represents first the production of mission work reporting by Mennonites on the Great Plains of the United States, then its dissemination to Germany, its discovery and use by Fontane, and, closing the loop, a review by the most important intellectual leader of the Mennonite

community central to the message of the book. The circulation of this colossal cycle, however, eluded Wedel and Goerz at the time and, in its entirety, scholars to this day.

Cornelius Heinrich Wedel

Understanding C. H. Wedel is one important place to begin unpacking this process. Besides serving as Bethel College's first president, he was also an ordained Mennonite minister and leader of the congregation that became Bethel College Mennonite Church. Comparing his background to that of Obadja Hornbostel, the Mennonite elder or congregational leader in *Quitt*, offers perspective on his negative review that focused on Mennonite aspects and not depictions of geography, Native Americans, American society, or narrative deficiencies like most other Fontane critics. Wedel was born in 1860 in the Molotschna Mennonite Colony in Russia, today an area about 50 miles south of the Ukrainian city of Zaporizhzhia. The family joined a large migration of Mennonites to Kansas, Nebraska, South Dakota, and Manitoba starting in 1874 as they sought to avoid newly instituted military conscription. Their congregation in Russia, Alexanderwohl, settled fifteen



Cornelius Heinrich Wedel and his wife
Suzanne Richert Wedel, ca. 1905

miles north of Newton, Kansas. Two years after arrival, at age sixteen, C H Wedel was teacher of a private German-language school held in one room of a farmhouse. During the four years he taught there he also taught himself English.

After taking a couple years to complete high school in towns nearby, in 1881 he departed for the Mennonite mission field at Darlington in Indian Territory which had only been established the year before. There he took up teaching Native American children. The work and setting were too much for Wedel, who suffered his whole life from weak eyes. He had to leave the mission and sought medical treatment in St. Louis. When he read Fontane's depiction of Indian children and missionary work, he was thus able to make direct comparisons to the reality, an option not open to any other reviewer.³

Although he left the mission field, Wedel's interest in missions remained. With the financial support of his home congregation he next went to study at a Methodist school, McKendree College, now University, in Lebanon, Illinois. The mission board soon pressed him to return to Indian Territory, but he instead in 1883 arranged a temporary leave to protect his health and continue his education. That leave turned out to be permanent, but he became a mission board member in 1902 and served until his death in 1910. From 1884 to 1887 he next studied at German Theological School, now Bloomfield College, in Bloomfield, New Jersey, a Presbyterian school with German Reformed connections. After completing his education, he stayed on three more years as an instructor. In 1890 he accepted an offer to teach at the Mennonite school in Halstead where he taught until finally moving to Bethel in 1893 to become president and professor of Bible. Wedel thus taught at the same school that the Fontane characters Ruth Hornbostel and Shortarm attended, a school that was in fact open to Native Americans from the very beginning, although most attended an Industrial School designed for vocational training run by Christian Krehbiel, also in Halstead.⁴

In 1893 the Halstead school closed, and all the buildings were moved to Bethel, which had taken six years to raise the money needed to build its first permanent building. C. H. Wedel became Bethel's founding president and moved into an apartment in the new main building. In addition to teaching Bible, serving as pastor of a new Bethel College church, and running, publicizing, and fundraising for the institution, Wedel also created portions of the curriculum by writing four volumes on Mennonite history and additional volumes on the Bible and Mennonite theology. His theological training and writing explain why his objections to *Quitt* focused on Mennonite theology and culture.⁵

Wedel's work to publicize the school had to fit in around his other responsibilities. As he noted in his diary on February 7, 1903, »off and on I am getting articles ready for the fourth issue of our school papers.«⁶ His *Quitt* series started in the fifth issue, so were written shortly thereafter. Wedel's

three-part review was a small portion of the forty-five articles he wrote for publication that year in the *Monatsblätter aus Bethel College*. Other articles ranged from Russian Mennonite developments to church history and educational matters.⁷

His original thought on *Quitt* was »Wir würden ihn sehr links liegen lassen, wenn er uns nicht wegen seiner Schilderung mennonitischer Verhältnisse bedeutsam erschienen wäre«. The next question was, »Wo er seinen hierauf bezüglich Stoff aufgelesen hat, möchten wir wohl auch in Erfahrung bringen. Hat er unsern »Bundesboten« mit seinen Missionsnachrichten irgendwo angetroffen, oder sind ihm etwa Briefe in die Hände gefallen, welche aus Deutschland stammende Soldaten des Forts Reno nach Hause geschrieben haben?«⁸

Fontane scholarship has known for a long time that Fontane indeed acquired Mennonite mission reports.⁹ On closer examination, however, it turns out that all of Fontane's information on Mennonite mission work came one way or another from the publicity work of David Goerz. Thus, it is ironic that Wedel could not decipher this puzzle of Fontane's Mennonite sources since Goerz was his good friend and the business manager of Bethel College.

David Goerz

Like Wedel, Goerz was born in Russia, in 1849 in Berdjansk on the Black Sea, the town that served as the port for the Molotschna Mennonite colony. Goerz's friend, Bernhard Warkentin, visited America already in 1872, staying at Summerfield, Illinois, with Christian Krehbiel, a recent immigrant from the Palatinate who later spearheaded the Mennonite settlement at Halstead and ran the vocational school for Native American children. Warkentin's letters to Goerz about America prompted Goerz to emigrate already in 1873 in advance of the large-scale migration the following year. Goerz taught school in Summerfield for two years before moving to Halstead in 1875 with Krehbiel, Warkentin, and others from Summerfield arriving there at different times in the next few years.

In Halstead, Goerz became a key leader in Mennonite education and immigration endeavors. He helped recruit his friend C. H. Wedel to teach there in 1890. An offer of money and land from the city of Newton in part led to the founding of a new school there, Bethel College, in 1887. David Goerz was the driving force behind this school as well and became its first business manager under the new president, C. H. Wedel, when the school finally opened in 1893.¹⁰

Goerz also remained active in immigration activities from Halstead, serving as secretary of the Mennonite Board of Guardians set up to assist



David Goerz, ca. 1895

poor Mennonites with migration expenses. Crucially his immigration involvements came to include newspaper publishing. He launched a newspaper, *Zur Heimath*, in 1875. A notice in the main German Mennonite newspaper, the *Mennonitische Blätter*, announced the new paper. The editor noted they had received many free copies and were including them with their own edition »so weit der Vorrath reicht.«¹¹

In 1877 Goerz dropped the mission report portion of his newspaper in order to start a new venture that would focus exclusively on mission work. *Nachrichten aus der Heidenwelt* was still published by his Western Publishing Company in Halstead although there was a different editor, C. J. van der Smissen. In 1882 both papers were merged with an eastern Mennonite paper, *Mennonitische Friedensbote*, to create the *Christlicher Bundesbote*. David Goerz was the first editor of this paper until 1885. Fontane got in touch with Heinrich Gottlieb Mannhardt, the Mennonite pastor of the Danzig Mennonite Church, seeking mission reports sometime after August 2, 1885, when he wrote to thank his son Friedrich for finding him that connection. Fontane developed his conception of the novel in 1885 and wrote the first draft in 1886. Whether Fontane was given copies of *Mennonitische Blätter* or the south German Mennonite paper, *Gemeindeblatt der Mennoniten*, they were simply reprinting material from papers edited or published by Goerz, making him a key, but unknown, Fontane informant.¹²

The work of publishing a journal for the college was authorized by the board of directors, which at its November meeting in 1895 made Goerz the editor of the new bilingual *School and College Journal* with the first issue appearing in January 1896. In 1903 the paper was split into separate English and German versions, with Gustav Haury editing the English and Goerz the German, named *Monatsblätter aus Bethel College*. The German-language publications of Goerz kept Bethel College and its Mennonite community connected to Prussian and Russian communities, with reporting and letters going back and forth both ways. For example, in March 1882 a letter was sent by Pastor Leonhard Stobbe in Montau, Prussia, asking for assistance for a poor Mennonite family from his congregation who wanted to emigrate to Kansas. The May 1903 issue of *Monatsblätter*, in which the first portion of Wedel's review appeared, reprinted portions of letters from readers in Prussia and Russia. Even this cursory look at Goerz's publications shows the key role he played in keeping a transnational Mennonite community connected that Fontane then was able to tap into and use as a transnational German community for his purposes in *Quitt*.¹³

Obadja Hornbostel – ein schlimmes Zerrbild

Wedel opened the first segment of his review by noting that Mennonites had been used to illustrate facets of German culture before, citing the play *Der Menonit* by Ernst von Wildenbruch, which, he added, fortunately was not well known in America since it painted Mennonites in such a negative light. For Wedel Fontane's portrayal, however, was even worse, especially concerning Obadja. As an ordained minister and church leader, Wedel may well have been particularly sensitive to Fontane's representations here. Mennonites in North America, who for the most part maintained their absolute refusal to serve in the military at this time, were used to being branded as traitors by patriots as von Wildenbruch had done. Thus, the location and theological positioning of Mennonites themselves at the time mattered a great deal in how *Quitt* was received among them. Ernst Correll, writing a decade after Wedel for the *Mennonitisches Lexikon* in Germany where Mennonites had now all accepted military service, found Fontane's image of Mennonites to be »echt und wahrhaftig« in contrast to von Wildenbruch's.¹⁴

Wedel's review began with a brief summary of the second part of the novel set in Indian territory. In listing the missionaries, he corrected the spelling for Anthony Shelly, instead of Shelley, since he knew the man personally. Shelly was originally from Pennsylvania but taught at the Halstead school 1884-1886. Wedel recorded spending time with him in 1896 at a national church meeting. Fontane, however, referred in *Ein Sommer in London*

to the poet Shelley several times, so perhaps he assumed that was the proper English spelling.¹⁵

In Wedel's estimation the community leader Obadja Hornbostel was presented as »ein schlaue seine Vorteile berechnender Kirchenfürst, der »Hohepriester« von Nogat-Ehre. [...] Er versteht es, sein Vermögen zu vermehren«. Wedel himself had to delay marriage for years due in part to a lack of money. He made approximately \$600 a year teaching both in New Jersey and Halstead. In general, rural Mennonite pastors were self-supporting farmers, as Fontane portrayed Obadja. But as spiritual leaders they were also obligated to care for the poor in their congregation or broader community. Certainly, wealthy farmers were over-represented among leadership, but they were expected to give up a lot of time without compensation to serve the church. Wedel was paid to teach, but not to pastor. Wedel seemed highly offended at the insinuation that Mennonite pastors were somehow particularly attached to material wealth.¹⁶

Equally appalling for Wedel was Obadja's theology. His lengthy commentary on piety as a path to wealth continued in what for Wedel was an irreverent vein. »Was Benjamin Franklin von der Mäßigkeit sagt, das sag ich von der Frömmigkeit: sie bringt Kohlen zum Feuer, Mehl in das Mehlfaß, Geld in den Beutel, Kredit bei der Welt«. For readers of the college's paper Wedel thought it would be clear that Fontane's image of a rural Mennonite pastor had been »boshaft entstellend«.¹⁷

Nonetheless the review ended with an offer, not subsequently repeated, that one could order the book from the editor for \$1.25 plus a dime for shipping. Unfortunately, no copy from then remains in the college library today.

Mennonitische Indianer-Mission – eine Karrikatur empörendster Art

Wedel's second review was primarily a heavily abridged version of the baptism ceremony at Nogat-Ehre described in chapter twenty-four that highlighted the cultural elements at the expense of the religious ones. He first noted that Ruth had studied at Halstead and that Obadja visited there in preparation for the event. Then both Toto and L'Hermite were quoted trying to explain the ceremony. When the narrator's voice resumes, Wedel included the ceremonial and not the religious aspects of the gathering. The contents of the sermon, for example, and Lehnert's conversion were omitted while the drums of Gunpowder-Face were highlighted. For early Mennonite missionaries, drums were still considered something heathen, a label Wedel supplies here in his editing of Fontane's account. The first Mennonite missionary to Native Americans, Samuel S. Haury, on his initial encounter with their religious rituals that included drumming thought that it was »guided by Satan«. Topping off a solemn baptism with such activity led Wedel to this con-

clusion. »Luther sagte von dem Kardinal Cajetanus in Augsburg im Jahre 1518, er verstände sich auf die Bibel wie der Esel aufs Harfen; ein ähnliches Urteil über Fontanes Fähigkeit, Missionsvorgänge darzustellen, dürfte so ziemlich das Richtige treffen.«¹⁸

Selbsterlösung

Wedel opened his third and final review segment with a brief comment on literary theory. »In einem Roman sucht man heute ja im allgemeinen die künstlerische Schilderung einer Idee oder eines Elementes im Kulterleben.« He goes on to warn his largely rural and self-educated Mennonite readership that a Christian reader needs to take care not to inadvertently acquire spiritual dangerous material, »was er bald in den Ofen wandern lassen muß«. Wedel claimed that one is reading a mirror image of what the educated world thinks about the issue at hand. *Quitt* would have been in this category of works to discard if not for its Mennonite content, leading Wedel to speculate, as we have seen, on where Fontane got his Mennonite material.¹⁹ Wedel identified the protagonist Lehnert Menz as the carrier of this main idea. He was full of praise, like many other critics, of Fontane's description of the struggle between Opitz and Lehnert in the first half of the novel. Once Lehnert arrived among the Mennonites, Wedel credited his conversion to the Mennonite teaching of *Wehrlosigkeit* along with Ruth, who represents »die Größe einer edlen weiblichen Seele«, the possibility of inner change represented by baptism, and the preaching of Obadja on the evil of murder and the need for repentance.²⁰

The final act, however, completely ruined the novel for Wedel. The note that Lehnert wrote in his own blood as he laid dying and the letter that Obadja wrote back to the *Gemeindeamt* in Silesia proved for Wedel that »Seine Buße hat seine Schuld gesühnt, [...] *Selbsterlösung*«. Putting the modern idea of redeeming oneself into the mouth of an elder was for Wedel simply »eine Verleumdung unseres Standpunktes«. Wedel ended by noting that such ideas were good enough for Goethe in *Faust* or for Auerbach in *Auf der Höhe*, but for Mennonites it constituted a public insult.²¹

How might we interpret Wedel's disdain for a novel that otherwise puts Mennonites and one of their traditional doctrines, *Wehrlosigkeit*, in such favorable light? Especially since a minority of critics over the years have highlighted the critique of militarism and authoritarianism and the need for peace and tolerance as the main, and politically subversive, idea in *Quitt*?²² One possibility would be to note that the traditional Mennonite approach to peace drew directly from the Bible and the life and teachings of Jesus and not from social or political considerations. Therefore, Wedel's perception that Fontane watered down Mennonite spiritual life to be one of ritual and

cost/benefit analysis might have put Wedel off. He allowed in his conclusion that Mennonites have always valued practical, active Christianity as a sign of true faith, but have strictly avoided thinking of such actions as payment for sin or works that accrue righteousness. Thus, for Wedel just promoting peace and forgiveness was not enough, the reason behind it had to be authentic.²³

Another possible source of anxiety for Wedel concerning *Quitt* was that such modern ideas in Mennonite preachers or teachers' heads was simply too dangerous for his institution and his church. The modernist-fundamentalist conflicts in American Protestantism were well underway by this point and Wedel needed to avoid them. He had encountered modern literary criticism of the Bible in his studies in Bloomfield and noted, »I myself fumbled about a bit with this burst of new knowledge, especially about the Old Testament. Now everything seems to become shaky.« The very first issue of the *School and College Journal* provoked an outpouring of letters to the editor questioning many aspects of the school's approach and operations. The paper served as a kind of safety valve to air grievances, hopefully without things getting out of hand. The lid did not come off until 1916, six years after Wedel's death, in the notorious »Daniel Explosion« that saw two Bethel professors, one modernist and one fundamentalist, attacking each other publicly in chapel over the proper interpretation of the Old Testament book of Daniel. In this context, warm praise from Wedel for a theologically lukewarm, materialistic Mennonite preacher who nonetheless talked about peace might have been politically risky.²⁴

Cornelius H. Wedel together with David Goerz shaped the Mennonite mission and publishing efforts in Kansas and Indian Territory that came to Fontane's attention just as he was developing the manuscript for *Quitt*. Both Wedel and Fontane were interested in critiquing militarism and in working for peace in different ways. Neither, however, could fully appreciate the approach or contributions of the other. They remain nonetheless linked together in one of the most unusual cycles of source creation and publication review in Fontane's world.

Anmerkungen

- 1 Dorothea Franzen: *A Short Biography of Professor C. H. Wedel*. 1936. Student paper collection, Mennonite Library and Archives (MLA), Bethel College, North Newton, Kansas. Peter J. Wedel: *The Story of Bethel College*. North Newton, Kansas, 1954, 40. C. H. Wedel: *Tagebuch*. Translated by Hilda Voth, MLA, 40. My thanks to John D. Thiesen, Archivist and Co-Director of Libraries at Mennonite Library and Archives and Bethel College, for bringing Wedel's review of *Quitt* to my attention.
- 2 C. H. Wedel: *Eine Karrikatur der Mennoniten-Indianer Mission*. In: *Monatsblätter aus Bethel College* 8, no. 6 (June 1903), 64.
- 3 Franzen, as in endnote 1, 1–4. Edmund G. Kaufman, ed.: *General Conference Mennonite Pioneers*. North Newton, Kansas 1973, 155–6.
- 4 Franzen, as in endnote 1, 4–7. Kaufman, as in endnote 3, 157–59. Henry P. Krehbiel: *The History of the General Conference of the Mennonites of North America*. Vol. 1. St. Louis 1898, 34–35. Cornelius H. Wedel – Henry R. Voth correspondence 1889–1890, translated by Hilda Voth. C. H. Wedel Collection, MLA. James Juhnke: *A People of Mission: A History of General Conference Mennonite Overseas Missions*. Newton, Kansas 1979, 247. James Juhnke: *Dialogue with a Heritage: Cornelius H. Wedel and the Beginnings of Bethel College*. North Newton, Kansas 1987. 56–58. GBA, *Quitt*, 219, 270. Cornelius Krahn: *Indian Industrial School (Halstead, Kansas, USA)*. In: *Global Anabaptist Mennonite Encyclopedia Online*. 1958. 29 Jun 2020. [https://gameo.org/index.php?title=Indian_Industrial_School_\(Halstead,_Kansas,_USA\)&oldid=92091](https://gameo.org/index.php?title=Indian_Industrial_School_(Halstead,_Kansas,_USA)&oldid=92091).
- 5 Franzen, as in endnote 1, 7–8, Kaufman, as in endnote 3, 159–62, Peter J. Wedel, as in endnote 1, 70–73. See Juhnke, *Dialogue*, as in footnote 4, 48–60. Wedel-Voth correspondence, as in endnote 4.
- 6 C. H. Wedel. *Tagebuch*, as in endnote 1.
- 7 Richard A. Schmidt. *Bibliography of C. H. Wedel*. 1945. Student paper collection, MLA.
- 8 C. H. Wedel: *Die Grundidee des ›Quitt‹*. 8, no. 8 (August 1903), 87.
- 9 A. J. F. Zieglschmid: *Truth and Fiction and Mennonites in the Second Part of Fontane's Novel ›Quitt‹, Indian Territory*. In: *Mennonite Quarterly Review* 16, no. 4 (Oct. 1942), 223–46. James N. Bade: *›Eine gemalte Landschaft?‹ Die amerikanischen Landschaften in Theodor Fontanes Roman Quitt*. In: Hanna Delf von Wolzogen and Richard Faber, eds: *Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert*. Würzburg 2015, 107–39. Numerous additional examples cited in Mark Jantzen: *›Wo liegt das Glück?‹ Reflections on America and Mennonites as Symbols and Setting in Quitt* In: *Fontane Blätter*, 104 (2017), 91–116.
- 10 Kaufman, as in endnote 3, 148–153, Krehbiel, as in endnote 4, 20–78. Cornelius Krahn: *Goerz, David (1849–1914)*. In: *Global Anabaptist Mennonite Encyclopedia Online*. 1956. 30 Jun 2020. [https://gameo.org/index.php?title=Goerz,_David_\(1849-1914\)&oldid=130898](https://gameo.org/index.php?title=Goerz,_David_(1849-1914)&oldid=130898)
- 11 *Zur Heimath*. In: *Mennonitische Blätter*. 22, no. 10 (Okt. 1875), 76–77.

12 FChronik, 2737. Christina Brieger noted Goerz as editor of the *Christlicher Bundesbote*. GBA, *Quitt*, 305, 311. Peter J. Wedel, as in endnote 1, 137. For listings of specific Fontane sources with citations, see Zieglschmid, Bade, and Jantzen as in endnote 9. These sources, however, do not consistently note that all the material in German Mennonite sources were reprints of American material.

13 Peter J. Wedel, as in endnote 1, 137–39. David Goerz collection, General Correspondence, 1869–1886, MS 27. MLA. *Stimme aus unserm Leserkreise*. In: *Monatsblätter aus Bethel College* 8, no. 5 (May 1903), 48. Jantzen, as in endnote 9.

14 Mark Jantzen: *Mennonite German Soldiers: Nation, Religion, and Family in the Prussian East, 1772–1880*. Notre Dame 2020, 228. Ernst Correll. *Fontane, Theodor, 1819–1898*. In: *Mennonitisches Lexikon*, vol. 1, ed. Christian Hege and Christian Neff. Weierhof (Pfalz) 1913, 661.

15 C. H. Wedel: *Die preußischen Mennoniten in Roman*. In: *Monatsblätter aus Bethel College*. 8, no. 5 (May 1903), 52–3. Krehbiel, as in endnote 4, 40. Wedel: *Tagebuch*, as in endnote 1, 66. GBA, *Quitt*, 201.

16 Wedel, *preußischen Mennoniten*, as in endnote 15, 52. Wedel, *Tagebuch*, as in endnote 1, 26. Krehbiel, as in endnote 4, 36. Mark Jantzen: *Wealth and Power in the Vistula River Mennonite Community, 1772–1914*. In: *Journal of Mennonite Studies* 27 (2009), 93–107.

17 Wedel, *preußischen Mennoniten*, as in endnote 15, 53. GBA, *Quitt*, 202.

18 Wedel edited together excerpts from GBA, *Quitt*, 193, 197–98, 200–01, 205. Haury's quote from Juhnke: *People of Mission*, as in endnote 4, 9. *Karikatur*, as in endnote 2, 64–5, here 65.

19 Wedel: *Grundidee*, as in endnote 8, 87.

20 Ibid.

21 Ibid., 88.

22 James N. Bade has made the argument the most forcefully, *Fontane as a Pacifist? The Antiwar Message in Quitt (1890) and Fontane's Changing Attitude to Militarism*. In: John B. Lyon and Brian Tucker, eds.: *Fontane in the Twenty-First Century*. Rochester 2019. He has also published a novel that makes Obadja's sermon in chapter 24 of *Quitt* an essential message for today, *The Secret of the Glass Mountains*. Pensecola 2019. For additional commentary, see Jantzen, as in endnote 9.

23 Wedel: *Grundidee*, as in endnote 8, 88.

24 James Juhnke: *The Daniel Explosion: Bethel's First Bible Crisis*. In: *Mennonite Life* 44, no. 3 (September 1989), 20–25, here 20–21. Peter J. Wedel, as in endnote 1, 138.

Abdruck des Titelblattes und der Fotos mit freundlicher Genehmigung des Mennonite Library and Archives, Bethel College, North Newton, Kansas.

Literatur- geschichtliches, Interpretationen, Kontexte

Abednego, der Pfandleiher. Fontanes Übersetzung einer *fashionable novel* als frühe Annäherung an die »jüdische Frage«

Thomas Brechenmacher

I. Fontane übersetzt Gore

Er habe, schrieb Fontane an Wilhelm Wolfsohn am 22. Februar 1851, »einen dicken Roman von der Mrs. Gore übersetzt.«¹ Dieser Hinweis im Briefwechsel mit dem frühen Freund fiel eher beiläufig als Antwort auf dessen Anregung hin, Fontane möge für die von Wolfsohn mitherausgegebene Zeitschrift *Deutsches Museum* einen Beitrag über die »englischen Frauen« verfassen.² Fontane hielt sich für durchaus unqualifiziert, dieses Thema zu bearbeiten. »Der Umstand, daß ich in London 3 alte Weiber kennen gelernt und in Deutschland einen dicken Roman von der Mrs. Gore übersetzt habe, berechtigt mich unmöglich dem schönen Geschlecht Alt-Englands im Deutsch[en] Museum klar zu machen, wie's eigentlich mit ihm steht.«³

Ein Artikel über englische Frauen kam nicht zustande, aber jene Roman-Übersetzung blieb erhalten. Fontane widmete dieser frühen Arbeit in seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* nur eine Randbemerkung: seine »Übersetzung einer sehr guten Erzählung der Mrs. Gore. Titel: »The Moneylender« sei, wie auch ein Roman aus eigener Feder, »viele Jahre später, während ich im Auslande war, irgendwo gedruckt worden.«⁴ Wahrscheinlich muss diese Reminiszenz auf das Konto der bekannten Phantasie Fontanes bei der literarischen Ausgestaltung der eigenen Biographie gebucht werden; jedenfalls konnte ein solcher plagiatorischer Druck des Manuskripts bisher nicht nachgewiesen werden.

Über dieses Manuskript berichtete noch Otto Pniower anlässlich des 100. Geburtstages Fontanes: »Es ist ein sehr sauberes Manuskript, das aus 220 Quartblättern eines kräftigen, ein wenig vergilbten Papiers besteht. Der Deckel aus stärkerem, auf Leinwand aufgezogenem Papier trägt auf der Vorderseite in kräftigen, malerischen Zügen den Titel. [...] Auch die Schrift des Textes zeigt schon jenen schönen Schwung der Buchstaben, der Fontanes Handschrift eigen war.«⁵ Als sich mit Helmuth Nürnberger in den 1960er Jahren zum ersten Mal wieder ein Fontane-Forscher eingehender

mit der Übersetzung befasste, war das im Besitz des Märkischen Museums gewesene Manuskript verschollen, und lediglich noch ein von Fontanes Sohn Friedrich veranlasstes – »schwerlich völlig zuverlässiges«⁶ – Typoskript vorhanden, das heute im Theodor Fontane-Archiv aufbewahrt wird.⁷

Die Aufmerksamkeit der Fontane-Forschung hat diese frühe Arbeit bisher eher nur als Kuriosum am Rande wecken können. Außer Pniower und Nürnberger hat sich niemand die *Money-lender*-Übersetzung näher angesehen. Auch Michael Fleischer widmete ihr in seiner Studie über »Fontane und die »Judenfrage«« lediglich einen knappen, wenig aussagekräftigen Absatz.⁸

Frauen spielen – von dem Umstand abgesehen, dass der Roman von einer Autorin stammte – in dem Roman durchaus nicht die Hauptrolle; in seinem Zentrum steht die Figur eines Geldverleihers und Finanziers jüdischer Abstammung in London: »the Money-lender«, in Fontanes Übersetzung durch die Titelnennung des »preziösen« biblischen Namens⁹ noch mehr ins Licht gerückt: *Abednego, der Pfandleiher. Aus dem Englischen der Mrs. Gore*. Die erste Buchausgabe des Romans war 1843 erschienen,¹⁰ und eine viel spätere Tagebuchnotiz Fontanes von 1873 datiert seine Übersetzung – angefertigt vielleicht nach einem Zeitschriften-Vorabdruck – auf seinen Aufenthalt beim Vater in Letschin in der zweiten Jahreshälfte 1843, also noch vor seiner ersten kurzen England-Reise 1844.¹¹ Auch diese Rückerinnerung Fontanes in einer dreißig Jahre späteren spontanen Reisenotiz wird mit einem Rest Vorsicht zu genießen sein (der Letschin-Aufenthalt 1843 zog sich weit ins Frühjahr 1844 hinein, und auch für 1845 und 1846 sind längere Phasen in Letschin belegt). Den sicheren *terminus ad quem* des gänzlich undatiert gewesenen Manuskripts liefert dessen Erwähnung im Wolfsohn-Briefwechsel (Februar 1851). Pniower wie Nürnberger vermuteten eine frühere Entstehung, »zwischen 1844 und 1850«.¹² Das Erscheinen der ersten deutschen Übersetzung des Romans durch Ludwig Hauff, 1846¹³ musste zweifellos jeden weiteren Übersetzungsversuch mit dem Ziel einer Veröffentlichung sinnlos erscheinen lassen. Unter der Annahme, dass Fontane diese Voraussetzung geklärt hat, bevor er mit der Arbeit begann, wäre der Entstehungszeitraum noch weiter einzuzugrenzen, nämlich zwischen 1843 und 1846.

Warum Fontane ausgerechnet diesen Roman – ein Produkt des in England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchernden Genres der *fashionable novel*¹⁴ – für eine umfangreiche Übersetzungsarbeit wählte, welche Erwartungen er mit der nicht unerheblichen Anstrengung verband und warum ein Druck der Übersetzung unter der Nennung seines Namens unterblieb, muss nach wie vor der Spekulation überlassen bleiben. Die auch poetologisch durchaus ambitionierte Übertragung – denn von einer bloßen Übersetzung kann nicht die Rede sein – weist darauf hin, dass Fontanes Anspruch auf jeden Fall weiter ging als nur in Richtung einer englisch-deutschen Sprach-Stilübung.¹⁵ Grundsätzlich war das Übersetzen für angehende Literaten jener Zeit gang und gäbe; es diente dazu, die eigene Literatur-

kennntnis über Sprach- und Kulturräume hinweg zu erweitern, diese Kenntniss auch nach außen zu vermitteln und nicht zuletzt das eigene Stilempfinden und -vermögen zu schärfen. Fontanes Freunde dieser Zeit Max Müller und Wilhelm Wolfsohn übersetzten, Müller aus dem Sanskrit, Wolfsohn aus dem Russischen, und zu Fontanes eigenem Ruhm als »nachdichtendem« Lyriker trugen nicht wenig seine zahlreichen Übertragungen englischer und schottischer Balladen bei.¹⁶

Weniger wortkarg als über seine Romanübersetzung hat sich Fontane immerhin über die Autorin, Catherine Grace Frances Gore (1799–1861), geäußert. In der Reihe der von ihm für das »Lorcksche« Biographische Lexikon *Männer der Zeit* 1862 ausgearbeiteten Artikel befinden sich auch einige Biogramme über »Frauen der Zeit«, und unter diesen einer über Catherine Gore. Hubertus Fischer hat dem »Zusammenhang zwischen Biographik und Autobiographik«¹⁷ nachgespürt, der diese Serie lexigraphischer Artikel Fontanes durchzieht. Auch für den Gore-Artikel dürfte ein solcher Zusammenhang zu vermuten sein, wengleich Fontane natürlich nicht erwähnte, dass er zwei Jahrzehnte früher versucht hatte, einen Roman dieser Autorin zu übersetzen. Immerhin nennt er den »Pfandleiher« unter den von ihm namentlich herausgehobenen Werken Gores.¹⁸

Fontane schätzt Gores schriftstellerische Potenz nüchtern aber nicht ehrenrührig ein: »Neben Thackeray konnte sich Mrs. Gore nicht behaupten. [...] Ihre Glanzzeit hatte sie in dem Jahrzehnt der Pelham-Literatur, etwa von 1830–40. Der Bulwer'sche »Pelham« hatte die Neugier, das Verlangen wachgerufen, über das Leben der vornehmen Leute Zuverlässiges zu erfahren. [...] Mrs. Gore kam dieser erwachten Neugier entgegen und ihre Enthüllungen waren es, mehr als ihr Talent, was sie auf längere Zeit zu einer Lieblingschriftstellerin machte.«¹⁹ Doch weiß er dieses Talent auch zu würdigen, gibt also Gore nicht – wie andere der von ihm Biographierten – einer »literarischen Hinrichtung«²⁰ preis. »Ihr Talent besteht weniger in geschickter Intrigue oder Anordnung als vielmehr in klarer Charakteristik, in brillanten Aussprüchen weltlicher Klugheit, in Leichtigkeit, Grazie und vor allem in etwas Geist- und Witzsprühendem, das ihre Bücher zu einer anregenden und beliebten Unterhaltungslectüre macht.«²¹ Fontane erkennt damit den Schlüssel für Gores Karriere als »eine der fruchtbarsten und populärsten Romanschriftstellerinnen Englands« in ihrer spezifischen Kombination von Zeitgeist mit Talent; fast wie ein Kompliment klingt schließlich die Würdigung ihrer handwerklichen Professionalität: »Mit Recht hat man innerhalb der Buchhändler- und Lesewelt von ihr gesagt: Sie gehöre zu denen, auf die man sich verlassen könne.«²²

Klare Charakteristik, brillante Aussprüche weltlicher Klugheit, Leichtigkeit, Grazie und vor allem etwas Geist- und Witzsprühendes: hier bleibt nicht verborgen, warum Fontane mit Gore etwas anzufangen wusste, und es scheint, als hätten ihn diese Eigenarten der ungeheuer produktiven

Schriftstellerin bereits in seinen eigenen literarischen Anfängen angezogen. Gore war eine beachtlich produktive Meisterin ihres Genres.²³ Fontane wusste 1862, wovon er sprach, denn zumindest einen ihrer Romane hatte er auf denkbar intensivste Weise studiert. Neben seiner anzunehmenden Sympathie für die schriftstellerische Disposition Gores dürfte aber auch ein inhaltliches Interesse Fontane bewogen haben, sich an dem *Money-lender* als Übersetzer zu versuchen. Mehr als die »sensationsromantischen Züge der Handlung«, so vermutete Nürnberger, haben ihn wohl schon vor oder spätestens um den Zeitpunkt seiner ersten Englandreise herum »die Schilderungen gesellschaftlicher Verhältnisse und die Ansätze zu einer Kritik der Gesellschaft« angezogen, »die der Roman enthielt.«²⁴

Auch in Fontanes etwas früher als die Gore-Arbeit entstandenen Übersetzungen von Gedichten des Arbeiterpoeten John Prince (1842), eines »Sängers des Sozialismus«²⁵, spielen die sozialen Gegensätze innerhalb der englischen Gesellschaft und mit ihnen die Kritik am Verhalten der *upper class* eine entscheidende Rolle.²⁶ Geht es in den Liedern Princes um die Befreiung der Proletarier aus Sklaverei und Tyrannei, um Elend, Hungersnot und Trunksucht der Ausgebeuteten, ist der Roman *The Money-lender*, wie alle *fashionable novels*, in der sozialen Welt des »vornehmen« Lebens der Adelsfamilien angesiedelt. Er gibt aber keineswegs eine lediglich triviale Projektionsfläche für die Mittelschicht-Leserschaft, sondern zeigt eine Adelswelt, hinter deren präpotentem Stolz und materiellem Überfluss nichts als der Ruin lauert. Plausibel ist damit die Annahme, dass Fontane am *Money-lender* das gesellschaftskritische Gesamt-Setting anzog. Zu diesem Setting gehört die »jüdische Frage«, also die seit dem späten 18. Jahrhundert in vielen europäischen Ländern geführte Debatte über die politische, soziale und rechtliche Stellung der jüdischen Minderheiten.²⁷ Fontane übersetzte den Roman sicher nicht, um zu dieser Debatte bereits selbst engagiert Stellung zu nehmen. Doch die Übersetzungsarbeit führte ihn zwangsläufig dazu, sich mit ihr intensiver auseinanderzusetzen. Überhaupt lässt sich in dieser Übersetzung zum ersten Mal für Fontanes soziale wie literarische Sozialisation eine eingehende Befassung mit zeitgenössischen Problemen jüdischer Existenz nachvollziehen. Dem jungen Mann mit noch geringer Weltläufigkeit (seine prägenden England-Erfahrungen standen ja erst noch bevor) und allenfalls randständigen Kenntnissen über Juden und Judentum (die Freundschaft mit dem jüdischen Dichter Wilhelm Wolfsohn befand sich noch in ihrem Anfangsstadium) wird durch den Gore-Roman eine sehr dezidierte Perspektive auf die »jüdische Frage« vermittelt, und vielleicht ist die Hypothese nicht überzogen, dass diese Perspektive Fontanes eigene Positionierung gegenüber Juden als einer sozialen Gruppe (Religion spielt dabei keine ernsthafte Rolle) zumindest mitbeeinflusste, und seine Befassung mit Gore wie ein Eingangstor zu eigenen Erkundungen »jüdischer Welt« wirkte.

II. Gores Plot und Fontanes Eingriff

Abednego Osalez oder nur kurz »A.O.« ist ein berüchtigter Londoner Pfandleiher. Allein die Nennung seines Namens ruft in den Kreisen leichtsinniger jugendlicher Sprösslinge von höherem wie niederem Adel Schaudern hervor.²⁸ Diese *jeunesse dorée*, meist in belangloser militärischer Ausbildung begriffen, führt ein inhaltsleeres, aber ressourcenverzehrendes Leben in Clubs und auf Gesellschaften und gewöhnt sich, dem Vorbild der Eltern folgend, maßloses Schuldenmachen früh an. Wer schließlich so aussichtslos verschuldet ist, dass er sich an A.O. wenden muss, gilt als verloren. Zu A.O. geht nur, wem kein anderer Weg mehr offen steht. Der noch sehr junge, eben in die Garde eingetretene Basil Annesley zählt eigentlich nicht zum üblichen Kundenkreis des Geldverleihers, vermeint sich aber trotzdem, wegen einer noch verhältnismäßig geringen finanziellen Kalamität, an den Berüchtigten wenden zu müssen. Schon die erste Begegnung der beiden zeigt, dass Abednegos Verhalten diesem Klienten gegenüber nicht dem entspricht, was über ihn kolportiert wird. Jedes weitere Treffen irritiert Basil mehr, denn A.O. führt, wie sich herausstellt, ein mysteriöses Doppelleben zwischen Vorstadt-Bettler und globalem Finanzagenten, jenseits des Klischees eines schmierigen Wucherjuden.

Parallel zur Entwicklung seiner merkwürdigen Bekanntschaft mit dem Geldverleiher und angestoßen durch eine zufällige Entdeckung – Basil findet im Zimmer seiner Mutter auf dem heimatlichen Landsitz ein rätselhaftes Medaillon mit dem Bildnis eines jungen Mannes und einer schwarzen Haarlocke – erschließen sich dem jungen Annesley die ihm bisher unerklärlichen Sonderbarkeiten seiner Familienverhältnisse, von der bedrückenden Strenge und Weltabgewandtheit seiner Mutter bis zum distanzierten Verhalten des väterlichen Familienzweiges, der seit dem Tode des Vaters Basils jüngere Schwester umsorgt, Basil selbst hingegen schneidet. Ein dritter Handlungsstrang entwickelt sich aus Basils hoffnungsvollem Verhältnis zur Familie eines armen aber genialen, aus Deutschland emigrierten Malers, auf dessen ältere Tochter er ein Auge geworfen hat; auch für die Geschichte dieser Familie scheint A.O. eine schicksalshafte Rolle zu spielen, die schließlich das sich zart anbahnende Liebesglück zu durchkreuzen droht. So sieht sich Basil durch seine Bekanntschaft mit A.O. in allerhand Turbulenzen und Gefühlsverwirrungen gestürzt, bis sich ihm zuletzt, nachdem er A.O. aus einer lebensbedrohlichen Lage gerettet hat, durch eine große Lebensbeichte des Pfandleihers alles aufklärt.

Abednego, Abkömmling eines reichen sephardisch-jüdischen Handelshauses mit Stammsitz im spanischen Cadix und selbst nicht mehr der jüdischen Religion angehörend, da bereits sein Vater zum Christentum konvertierte, war dereinst die Jugendliebe der Mutter Basils. Doch der Verbindung konnte kein Glück beschieden sein, denn Abednego blieb auch nach seiner

Konversion stets ›der Jude‹, dem Aussehen wie dem Namen nach. Auf der englischen Eliteschule war er dem Mobbing der Adelsöhne ausgesetzt; die angestrebte Parlamentarierkarriere als Voraussetzung seiner Heirat scheiterte an einer Intrige. Abednego entdeckte in all den Demütigungen ›das Gold‹ als den einzigen Gott, der es ihm erlaubte, seine herausragenden Fähigkeiten zu verwirklichen und Rache zu nehmen an dem sozialen Umfeld, das ihn immer nur zurückstieß. Kalt ökonomisch begann er die Möglichkeiten des Geldes für sich zu nutzen und exekutierte fortan die Bankrotte des verkommenen Adels. Ungerecht und hart aber verhielt er sich gegen diejenigen, die ihn eigentlich liebten – gegen Basils spätere Mutter, die einen anderen aus Pflicht heiratete, Abednego jedoch in Weltabgewandtheit und Stolz die Treue hielt, und gegen die eigene Schwester, die jenen armen Maler ehelichte und der er jegliche Unterstützung entzog. Er selbst entsagte der Welt nach einer Phase exzessiver Ausschweifung, indem er sich einer rigiden Askese unterzog, die ihn ungeachtet seines extremen Reichtums jederzeit als Bettler leben ließ.

Das Erscheinen Basils, von dem A.O. sehr wohl weiß, wer dieser junge Mann ist, erweckt in Abednego längst in sich abgetötet geglaubte Gefühle. Basil könnte A.O.s Sohn sein; diese Möglichkeit hält der Roman dem Leser lange offen, bevor er enthüllt, dass Basil im Kreis der Familie ›nur‹ als Frucht der unstatthaften Liebe zwischen Basils Mutter und Abednego denunziert wurde (was den wirklichen Vater in den Tod, die Mutter in Depression und Isolation trieb). So kann aber A.O. Basil schließlich fast wie einen Sohn annehmen, kann die Aussöhnung mit seinem Schwager, dem Maler, und dessen Ehefrau, seiner Schwester, suchen und dazu beitragen, die Verheiratung deren älterer Tochter mit Basil ins Werk zu setzen. Zuletzt findet A.O. Gnade und Verzeihung in den Augen von Basils Mutter, seiner ersten und einzigen Liebe. Vor dem versöhnlichen Abschluss mit Basils endlicher Eheschließung zieht Gore in ihren Roman noch eine etwas umständliche Schleife ein, in der Abednego eine ausgedehnte Reise nach Deutschland antritt, um die Verhältnisse des dort politisch verfolgten Malers zu ordnen und überdies die Heirat dessen zweiter Tochter mit einem deutschen Grafen von Ehrenstein anzubahnen. Schließlich kehrt er, etwas pikardesk, unter einem Phantasienamen zurück, beschämt jene britischen Adelsfamilien, die ihn früher verachteten, und setzt Basil zum Erben eines Teils seines bedeutenden Vermögens ein. Am Ende sind die tragischen Verstrickungen aufgelöst, ist A.O. zum Wohltäter geworden.

Für Fontanes schon früh ausgebildetes literarisches Form- und Tempogefühl spricht seine Bearbeitung des Romanschlusses. Nicht auszuschließen, dass er der langen Arbeit überdrüssig war und zum Abschluss kommen wollte; mit welcher Motivation auch immer, ging er dabei durchaus ›fontanesk‹ zu Werke: Er strich die letzten vier Kapitel Gores radikal zusammen, entfernte vor allem die ausgefranste Erzählung von der Deutschland-

reise Abednegos und führte die Kernhandlung zu einem raschen Ende.²⁹ Die Trivialität eines ›Ende-gut-alles-gut‹ vermied er, indem er A.O.s weitere Zukunft der Offenheit eines Hörensagens aus unterschiedlichen Perspektiven überantwortete und nur sehr subtil einen Hinweis auf ein spätes Glück zwischen Basils Mutter und Abednego gab. Die letzten Absätze des Manuskripts sind ›ganz Fontane‹, ›Gore‹ hingegen nur noch in inhaltlichen Anklängen:

Es war der aufrichtige Wunsch Beider [der frisch Vermählten Basil und Esther], *den* Mann, dem sie vorzugsweise ihr Glück verdankten, stets in ihrem Hause zu sehn, doch unmittelbar nach der feierlichen Handlung hatte Abednego Osalez England verlassen, und keinen Zeitpunkt festgesetzt, bis wann er zurückgekehrt sein wolle.

Basil hält sich überzeugt, dass Abednego's plötzliche Abreise die Folge einer, mit der Lady Annesley abgehaltenen Unterredung sei, in der dieselbe mit gewohnter Festigkeit und Würde die Unmöglichkeit eines näheren Verhältnisses zwischen ihr und dem Manne ihrer ersten und einzigen Liebe dargethan habe, – und bezweifelt deshalb die Rückkehr seines Freundes nach England. Esther schiebt seiner Reise einen anderen Beweggrund unter. Sie glaubt, er sei nach Deutschland aufgebrochen, um Verelst [den Maler, ihren Vater] vor jeder polizeilichen Verfolgung zu sichern, wenn er, als politischer Flüchtling, jemals in seine Heimath zurückkehren sollte. Zudem hofft sie, dass er die Familie des Grafen Ehrenstein bekehren und somit auch Salome'n [ihre Schwester] bald zur glücklichen Gattin machen werde.

Lady Annesley, obschon sie häufig ihren Gast besucht, lebt nach wie vor im Halbdunkel des stillen, alten Herrenhauses, und horcht auf die Vermuthungen, die jedes Mitglied der Familie, über Abednego's Verschwinden, in seiner eigenen Weise hegt. *Sie* ist der Meinung, dass er seine Abwesenheit lediglich benutzen werde, um jedes Verhältnis abzubrechen, das ihn dermaleinst, mehr oder weniger unangenehm, an seinen früheren Beruf erinnern könne. Treue und thätige Agenten arbeiten in der That bereits an einer Centralisation seines Vermögens, und erstehen dafür einen bedeutenden Grundbesitz. Sollte sich die Hartnäckigkeit eines Mannens [sic], die Zeit seines Lebens von Einfluss auf ihn gewesen ist, bis zu seiner Rückkehr nach England in so weit gemildert haben, dass er sich zur Annahme eines anderen, vielleicht seiner Besetzung entlehnten Namens entschliessen kann, so dürfte bald Niemand in dem feingebildeten Land-Edelmann den ehemaligen Pfandleiher A.O. vermuthen.³⁰

III. Gores *Money-lender* im Kontext

Abednego Osalez ist eine sehr spezielle Figuration jener von Hannah Arendt so genannten »Ausnahmejuden des Reichtums«³¹, die ein Epizentrum der europäischen Debatte um die politische wie gesellschaftliche Stellung der Juden bilden. Die Bandbreite der Werturteile reicht von Vernichtung bis Verklärung, und sie basieren immer auf Stereotypen des »Jüdischen«, egal ob negativ oder positiv konnotiert. Gores Abednego ist ein Paria, aber – von seiner kurzen Episode ausschweifenden Lebens abgesehen – kein Parvenü (wiederum in Arndt-Begrifflichkeiten gesprochen). Die ihm von der feinen Adelsgesellschaft und ihren Sprösslingen früh eingebläute Desillusionierung über seine faktische und offenbar durch nichts zu überwindende Pariaexistenz projiziert er nur vorübergehend in einen Parvenü-Habitus.³² Vielmehr beschließt er, angeekelt und durchaus erfüllt vom Bewusstsein seiner ihm eigenen herausragenden Persönlichkeit, sich dieser Gesellschaft nicht länger anzubiedern, sondern sich an ihr für die Zurückweisung zu rächen. Aus seinem ihn niemals loslassenden Judentum erwächst seine Lebenstragödie. Er kann sie im letzten Moment überwinden, indem er eine unerschütterliche, wenn auch in Stolz und Gram eingekapselte Liebe bei sich selbst und die Gegenliebe derer entdeckt, die ihm über alle Lebensschicksale hinweg zugeneigt geblieben sind, Lady Annesleys und seiner Schwester. Über die Generation deren beider Kinder eröffnet sich die Chance, die Verkapselungen aufzubrechen und zu neuer Lebensqualität zu finden. Das neue Stadium ist mit dem Ende der Existenz des Pfandleihers verbunden und möglicherweise (in Fontanes Übersetzung noch stärker nur als Spekulation angedeutet als bei Gore), mit dem definitiven Abschied von dem für sein Leben nun endgültig bedeutungslos gewordenen »Judentum«.

Die Engführung von internationalem Finanzkapitalismus und Judentum ist für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nichts weniger als originell. Im Hintergrund aller (Zerr-)Bilder steht stets das mächtige Bankhaus Rothschild, ein globales Familienunternehmen, das in den Jahrzehnten des Vormärz nachgerade in eine Monopolstellung finanzpolitischer Weltlenkung aufzusteigen scheint.³³ Alphonse de Toussenel, früher Sozialist und Zoologe, veröffentlichte 1845 eine *Geschichte des Finanzfeudalismus* unter dem Titel *Les juifs, rois de l'époque*, deren antijüdischer Zorn sich an dem Eisenbahngeschäft James Rothschilds in Frankreich und Belgien entzündete.³⁴ Mehr als die Könige schienen für Toussenel und andere die jüdischen Bankiers die Welt zu regieren. In England hatte William Thackeray das schon geläufige Rothschild-Epitheton »König der Juden« 1833 in einem Schmähdgedicht wirkungsvoll umgedreht: »not the ›king of the Jews‹, but the ›Jew of the kings.«³⁵ Gerade auch Autoren jüdischer Herkunft wie Heinrich Heine oder Ludwig Börne konnten sich der Polemik gegen die Rothschilds nicht entschlagen³⁶

(worin Hannah Arendt die Abneigung der »Ausnahmejuden der Bildung« gegen ihre materiell so viel erfolgreicherer Brüder erkannte).³⁷

Der einer Rabbinerfamilie entstammende Karl Marx war es schließlich, der 1844, just ein Jahr nach dem Erscheinen des *Money-lender*, das Ressentiment vom Kopf auf die Füße stellte und aus dem »kapitalistischen Judentum« den »jüdischen Kapitalismus« machte: in jedem Kapitalisten realisierte sich für ihn das »praktische, reale Judentum«: »Die Emanzipation vom Schacher und vom Geld, also vom praktischen, realen Judentum, wäre die Selbstemanzipation unsrer Zeit.«³⁸ Auf der anderen Seite dieses Spektrums bastelte sich ein aufstrebender englischer Politiker und Romancier – wie Heine, Börne und Marx mit jüdischem Herkunfts-Hintergrund – eine Idealfigur, in der einerseits Rothschildische Züge, andererseits Präfigurationen des eigenen angestrebten Lebenswegs mit einer Edel-Rassen-Privattheorie verknüpft werden. Benjamin Disraelis vollendeter, fast allwissender und weltweit vernetzter Bankier der Sidonia in den Romanen *Coningsby or The New Generation* (1844) und *Tancred or The New Crusade* (1847) ist kein unappetitlicher, körperlich durch Bauch und hängende Gesichtszüge vorstigmatisierter Kapitalist, sondern eine kosmopolitische Lichtgestalt und Leitfigur einer neuen Generation (new generation), jedenfalls aber ein Ausnahmejude sowohl »des Reichtums« als auch »der Bildung«, und noch viel mehr: In Sidonias Theorie von den Juden als der einzigen »unvermischten Rasse« als Wurzel aller europäischen Kultur einschließlich des Christentums, kulminiert literarisch Disraelis Bestreben, einen »neuen«, durch »Blut«, Herkunft und Geschichte legitimierten Adel zu propagieren³⁹ – und dadurch freilich vor allem sich selbst den Weg zu bahnen, dem gesellschaftlichen Pariatum zu entkommen, ohne Parvenü zu werden,⁴⁰ und politisch als Wortführer eines erneuerten Toryismus Karriere zu machen.⁴¹

Von solchen zweckhaften Überhöhungen kann bei Gore, die »nur« Schriftstellerin ist, keine Rede sein. Ihre Judendarstellung kennt keinen astralen Helden vom Schlage Sidonias. Abednego droht am Ressentiment und an der Bösartigkeit der Gesellschaft zu zerbrechen. Er führt sich nicht wie Sidonia auf eine uralte, »unvermischte« Adelsrasse zurück, aber seine innere Vornehmheit, die durch die Erfahrungen seines Lebens phasenweise verschüttet wird, jedoch nicht dauerhaft auszulöschen ist, bleibt unverkennbar. Sein noch abschließend vorgebrachtes *ceterum censeo*, zwar Geldverleiher, nie aber Wucherer gewesen zu sein, weist in diese Richtung.⁴² Während Sidonia in der guten Adelsgesellschaft angesehen und beliebt, ja verehrt ist, leidet Abednego unter der vollen Wucht der Ausgrenzungserfahrung.

IV. Gore-Motive – Fontane-Motive

Gore will nicht wie Heine oder Börne, Marx oder Disraeli ambitionierte Stellungnahmen zur ›Judenfrage‹ anbieten. Aber auch sie setzt den einen oder anderen Akzent durchaus auf eigene Weise, jenseits eines ressentimentgeladenen Mainstreams, von grober Judenfeindlichkeit ganz zu schweigen. Fontane trifft in Gores Darstellung Themen und Motive an, auf die er teils sehr viel später und in unterschiedlichsten Variationen immer wieder selbst zurückkommen sollte, nicht allein in Verbindung mit ›jüdischen Fragen‹. Ob sich durch seine Übersetzungsarbeit ›frühe Prägungen‹ im Zugang zu allgemeinen gesellschaftlichen Phänomenen seiner Gegenwart einbrannten, mag dahingestellt bleiben. Auffällig ist der Befund aber doch.

Gores Position zu der spezifischen Mischung sozioökonomischer und proto-rassistischer antijüdischer Ressentiments der ›guten‹ englischen Gesellschaft der 1830er und 1840er Jahre ist eindeutig; diese Ressentiments – anfänglich etwa auch aus dem Munde von Basils Mutter⁴³ – werden in der Person Abednegos dekonstruiert. Sicherlich kommen auch bei Gore einzelne Judenzerrbilder vor, allerdings nicht, um Juden ›als solche‹ vorzuführen,⁴⁴ sondern eher um Überlagerungen von Stereotypen literarisch abzubilden: denn alle ›schlechten Juden‹ hängen mit dem ›guten Juden‹ Abednego in irgendeiner Weise zusammen, entweder, indem sie in seinem Auftrag und Dienst – also zu verborgenen ›guten Zwecken‹ – agieren oder gar mit ihm selbst identisch, seine Kehrseite in einer Verkleidung sind.⁴⁵ So arbeitet Gore (wie später auch Fontane in seinen Romanen, dann freilich ungleich raffinierter und vielschichtiger), mit unterschiedlichen Typologien des ›Jüdischen‹. Insgesamt ist der Roman frei von Antisemitismus, wenn auch nicht von jener Art des Philosemitismus, die ihrerseits Juden vor allem im Rahmen von Klischees abbildet. Inwiefern die Geschichte vom ›geretteten‹ Geldverleiher eine Spur zu sozialutopisch oder gar sozialromantisch ausfällt, mag dahingestellt bleiben; Fontane, der den Schluss des Romans ›ins Offene‹ hin verlagerte, hat wohl in diese Richtung empfunden.

In England sollte es, wie auch in Deutschland und Frankreich, noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein dauern, bis die letzten Schranken zur bürgerlich-rechtlichen Gleichstellung der Juden fielen; damit war – wie überall – die Frage der gesellschaftlichen Akzeptanz noch längst nicht beantwortet. Konversion zum Christentum war, in unterschiedlichen Phasen und Intensitäten, ein als probat erachtetes, nicht selten aber als trügerisch erkanntes Mittel, der Paria-Existenz zu entkommen. Heine und Börne sind zwei prominente Beispiele dafür. Auch in Gores Roman geht es um diese Assimilations-Gretchenfrage, weniger um ›Glaubensjuden‹, sondern um Konvertierte, die vermeinten, ihre ›schädliche‹ jüdische Abstammung durch den Übertritt ablegen und durch völlige Angleichung (Assimilation) an die Mehrheitsgesellschaft in dieser aufgehen zu können. Am Beispiel

Abednegos wie auch seiner Schwester erzählt Gore von der offenbaren Vergeblichkeit dieser Hoffnung und reißt damit ein zentrales Thema jüdischer Diaspora-Existenz an. Abednego bleibt, all seinen Fähigkeiten und all seinen Bemühungen um Anerkennung zum Trotz ›der Jude‹, und das hängt keineswegs mit seiner Tätigkeit als Pfandleiher zusammen – die er erst viel später, als Reaktion auf die Abstoßung durch die Mehrheitsgesellschaft, ergreift –, sondern mit seinem Aussehen⁴⁶ und – mit seinem Namen.

»In *meinem Namen*, Basil, ruht das Geheimnis meiner Bestimmung, er ist der Schlüssel, ohne den es nicht erschlossen werden kann,« fuhr der Pfandleiher nach einer Pause fort – »denn er ist der Name eines – *Juden*. Mag ich leben nach allen Geboten der Lehre Christi, mag ich Gott fürchten, und meinen Nächsten lieben wie mich selbst, mag ich wie Paulus als Märtyrer sterben, am Kreuz oder auf dem Scheiterhaufen – es frommt zu nichts, man verschreit mich als einen Juden, weil ich einen jüdischen Namen führe. Mein Vatername riecht nach der Synagoge! – Ich bin ein Jude, – ich *muss* ein Jude sein, – die Welt hält mich für einen solchen, und wer möchte deren Ansicht bekämpfen, der *Welt* – den Mund stopfen?«⁴⁷

Abednegos Verhängnis liegt demnach darin, dass er zwar seinen Glauben, nicht aber seinen Namen und noch weniger sein Aussehen wechseln kann; durch beides bleibt er dauerhaft stigmatisiert, und dies erstickt alles Edle in ihm. Fast scheint in Gores Roman eine der wesentlichen Hypothesen des Reformtheoretikers Christian Wilhelm Dohm über die »bürgerliche Verbesserung« der Juden eingedrungen zu sein: die schlechten Eigenschaften der jüdischen Minderheit seien das Ergebnis jahrhundertelanger Unterdrückung durch die Mehrheitsgesellschaft.⁴⁸ In den Worten Abednegos: »Der Mensch ist mehr das, wozu er durch die Menschen gemacht wird, als das, wozu ihn die Natur bestimmte. [...] Doch vor allem wird der Mensch grausam und ungerecht, wenn er von seinen Mitmenschen mit Grausamkeit und Ungerechtigkeit verfolgt wird.«⁴⁹

Der Dohm-Anklang wird beim späteren Gesellschaftsdiagnostiker Fontane weniger zu finden sein – er war kein pädagogisierender Sozialreformer –, umso mehr jedoch das »Spiel mit Namen«⁵⁰ und oft auch mit Aussehen;⁵¹ beides nutzte er, nicht nur für Figuren mit »jüdischem Hintergrund«, dort aber besonders gerne, zur Konstruktion vielschichtiger, uneindeutiger, auf den ersten Blick »klar«, auf den zweiten und alle weiteren Blicke hin kompliziert und rätselhaft erscheinender Charaktere.⁵² Gores auf seine Weise rätselhafter Abednego, »dessen ganzes Leben ein Geheimnis war, [...] der in seiner einen Person ein halbes Dutzend Existenzen durchlebte, und selbst im bürgerlichen Leben verschiedenen Berufen, die streng getrennt waren, gleichzeitig oblag«,⁵³ wirkt wie ein grober Prototyp späterer Fontanescher Protagonisten: eine multiple, vielschichtige, keineswegs eindeutig zu greifende Figur, in der Schwebe zwischen der Suche nach eigener Verortung

und den Zumutungen dessen, was ihr »von außen« zugeschrieben, aufgebürdet wird.

Ähnliches gilt für A.O.s Schwester Rahel, die als Abkömmling eines reichen, ehemals jüdischen Hauses, »unter ihrem Stand« und aus Liebe den armen, in Deutschland politisch verfolgten Maler Verelst heiratet und deshalb aus der Familie verstoßen wird. Auch sie schleppt, erkennbar an ihrem Namen, noch die jüdische Herkunft mit sich herum, gilt als Jüdin, ein Stigma, das wiederum auf ihre beiden Töchter, Esther und Salome, übergeht und noch in der dritten Generation in beiden Fällen als gesellschaftliches Heiratshindernis aufgebaut werden kann. Auch hier scheint ein späteres Fontane-Thema auf: die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit »unbotmäßiger« Ehen, quer durch die Gruppen und Schichten der Gesellschaft.

Das eigentliche Hauptthema des Romans ist aber die »Jagd nach dem goldenen Kalb«. Geld- (oder bildlich im Roman: »Gold(-)Sucht«) erscheint als Leitmotiv der Zivilisation, als die eigentliche Basis der Macht, von ganz anderer Qualität als die Macht der Könige, die allesamt auch nur Schuldner sind. Der Kapitalist ist der einzig wahre Herrscher.⁵⁴ Abednego ist dafür weder verantwortlich noch zur Rechenschaft zu ziehen; er ist lediglich derjenige, der diesen Sachverhalt kühl und präziser als alle anderen durchschaut. Unglück nicht nur über sich selbst, sondern über die ganze Gesellschaft bringen die verschwenderischen Adeligen, die sich seit dem Ende der napoleonischen Epoche einem »epikuräischen Luxus« hingeben.⁵⁵ »Geld« befeuert im Modus der Verschwendung – »Jagd nach dem goldenen Kalb«⁵⁶ – die Sittenverderbnis. Auf der anderen Seite kann mit ihm rational und technokratisch gewirtschaftet werden. Schließlich kann es aber auch wohl-tätig, zum Guten eingesetzt werden. Diese Auffassung liegt Gores Dreischritt zugrunde, als den sie das Leben Abednegos erzählt: der »rächende Jude« profitiert von der allgemeinen Sittenverderbnis, häuft ungeheure Reichtümer an und führt selbst zunächst ein ausschweifendes Leben, um sein Gefühl, ausgestoßen zu sein, zu betäuben. Dieser Existenzform überdrüssig, spaltet sich seine Persönlichkeit auf in eine in Lumpen dahinvegetierende und in Bitternis allem »Weltlichen« entsagende Bettlergestalt hier, in einen international agierenden, hochseriösen Finanzmagnaten größter Kultiviertheit da. In einer Schlüsselstelle des Romans findet sich Basil sehr zu seiner Überraschung im Hause des letzteren zu einem Diner im Kreise eines exquisiten Gremiums ausgewählter »Kapitalisten«, allesamt älterer Herrn, geladen, deren Habitus allen seinen Erwartungen zuwiderläuft. Kein Wort verlautet da,

das auf Eitelkeit und Prahlerei gedeutet hätte. Im Hause der Gemeinden oder in den Klub's war Basil durch ein Sichbreitmachen und Wichtigtun oft unangenehm berührt worden, das bei Gastmählern, wenn einmal

die gewöhnlichen Rücksichten schwanden, selten auszubleiben pflegte. Hier aber ging's her wie im Oberhause, wo schon der Anblick der gepolsterten Sitze für die Bischöfe und Großen des Landes, jede Ausgelassenheit im Zaum zu halten weiss. [...]

Beim Dessert [...] besprachen der Wirt und seine Gäste die wichtigsten Staatsangelegenheiten in einer Weise, als bilde ihre kleine Gesellschaft einen Privat-Conseil der höchsten Finanzbeamten aller Länder. Sie sprachen über die europäische Politik wie sehr gewandte Schachspieler über eine Schachpartie, und lenkten die verschiedenen Fürsten, wie Elfenbein, Ebenholz oder Buxbaum Figuren auf dem Schachbrett. [...] Das Geld führte den erhabneren Namen ›Kapital‹, und ward in einer Weise behandelt, wie's Basil vordem nie gehört hatte. Es war hier ›Zweck‹ und nicht ›Mittel‹. Millionen standen auf dem Spiel, und wurden wie Penny's oder Pfunde bei anderen Wetten besprochen. Die Beweggründe ihrer Handlungsweise, die Beweise, dass sie so und nicht anders spekulieren durften, würden dreimal ausgereicht haben einen National-Ökonomen in die Enge zu treiben.⁵⁷

Der dritte Entwicklungsschritt Abednegos ist derjenige zum Wohltäter, ausgelöst durch Abednegos Begegnung mit Basil und der damit verbundenen Konfrontation mit der Geschichte seiner Jugendliebe und der eigenen Familie. Diese führt zu späten Aussöhnungen und der Einsicht, dass Geld auch Gutes tun kann. In Gores Roman steht symbolisch dafür der letzte Wandel Abednegos, den Fontane seinerseits aber im Hörensagen aufgehen lässt.

Gore und ihr folgend der Übersetzer Fontane identifizieren ›Geld‹ nicht mit Judentum. Ja, es gibt sogar eine Geld-Sphäre, die einzige Sphäre, in der Abednego allein aufgrund seiner Kompetenz absolut anerkannt ist, in der Judentum keinerlei Rolle spielt: das Umfeld der globalen Bankiers. Mit Sicherheit gehören neben A.O. weitere Juden diesem erlauchten Kreis an, vielleicht sogar der berühmte Rothschild selbst, doch wird diese Gruppe von Gore gerade nicht als ›jüdisch‹ konnotiert. Die Schlechtigkeit des Geldes ist woanders angesiedelt, sie findet ihren Ausdruck – wie gleich der Anfang des Textes, von Fontane fast etwas marxistisch zugespitzt, konstatiert – dem Modus gemäß, in dem sich eine Gesellschaft bewegt. »Dem Standpunkt der Gesellschaft entsprechen ihre Laster: mit jenem verändern sich auch diese.«⁵⁸ Das »Privat-Conseil« der Kapitalisten ist keine Versammlung der ›Weisen von Zion‹, keine Bruststätte der Weltverschwörung, sondern ein Treffen von zwar sehr mächtigen, jedoch nicht *per definitionem* ›jüdischen‹ Finanzrationalisten. In der Wahrnehmung der maßlos überschuldeten Adeligen ist trotzdem ›der Jude‹ schuld an ihrem Unglück, während sie in Wirklichkeit selbst verantwortlich sind für ihre Misere. Dazu passt die Pointe, dass ›der Jude‹ Abednego selbst gar kein Jude mehr ist, jedoch in dieser Wahrnehmung stets ›der Jude‹ bleibt. Hier schieben sich vielschichtige Deutungs-

und Diskursmöglichkeiten übereinander, die im Roman, ungeachtet manch rührseliger Züge der Osalez-Annesley-Verelst-Familienstory durchaus nicht trivial verhandelt werden. Spätere eigene Romantechniken Fontanes sind erkennbar.

Fontane übernahm die ›Jagd nach dem goldenen Kalb‹ schon sehr bald in eigene Produktionen. In *Ein Sommer in London* wollte er – bezeichnenderweise unter Zuhilfenahme eines von ihm aus dem Englischen übersetzten *Times*-Artikels – in ihr ›die große Krankheit des englischen Volkes‹⁵⁹ erkennen und ging dabei sogar noch weiter als Gore, die im *Money-lender* diese ›Krankheit‹ nur dem Adel zuschrieb. Dieser wird in den späteren Werken Fontanes nicht in erster Linie mit der ›Jagd nach dem Goldenen Kalb‹ in Verbindung gebracht, was mit seiner Rezeption des verarmenden märkischen Adels zusammenhängen dürfte. Heiratsallianzen mit Vertretern der neureichen ›Bourgeoisie‹ dienten hier mehr der Existenzsicherung als der Kapitalakkumulation; das ›goldene Kalb‹ zu jagen, fiel in Fontanes späterer Perspektive einer anderen Gruppe der Gesellschaft zu: der Bourgeoisie mit ihrer ›Geldsackmentalität‹.⁶⁰ Auch wenn viele seiner Romangestalten mit jüdischem Hintergrund mehr oder weniger mit ›Geld‹ zu tun haben, reich sind oder nach Reichtum streben (wie der Bankier Bartenstein in den *Poggenpuhls*, wie Ezechiel van der Straaten in *L'Adultera* oder Vater und Sohn Hirschfeld im *Stechlin*), und auch wenn sich der spätere, stark ressentimentgeladene Fontane in seinen Briefen über die reichen ›Tiergartenjuden‹ mokierte,⁶¹ war die ›Jagd nach dem Geld‹ doch ein ›Laster‹, das er sehr differenziert zu behandeln wusste.⁶² Die ›eigentlichen Berliner Bourgeoisie‹ seien ›doch wieder sehr anders [...] als die Kaufmanns- und Banquierskreise, wobei ich noch gar nicht an Bleichroeder denke.‹⁶³ Auch für Fontane gibt es unterschiedliche Geldsphären; ›Geld‹ ist für ihn keineswegs immer ›jüdisch‹ und ›jüdisches Geld‹ ist keineswegs immer schlecht.⁶⁴ Das ihm verhasste Bourgeoisium⁶⁵ ist eine Mentalität, für die reale Geldsäcke nicht einmal immer erforderlich waren, und die alle ergreifen konnte, sogar Militärs und Beamte.⁶⁶

Fontanes frühe Übersetzungsübung an dem Gore-Roman sollte in ihrer Bedeutung für seine eigene Sozialisation als Zeit- und Gesellschaftsbeobachter, der irgendwann begann, diese Beobachtungen in Romanen niederzulegen, sicher nicht überschätzt werden. Andererseits lohnt ein genauerer Blick auf diese Arbeit, findet sich darin doch überraschend vieles von dem vor, was Fontane später selbst umtreiben sollte. Sicher, es waren gängige Themen der Zeit, Adel, Bürgertum/Bourgeoisie, der Aufstieg neuer (Geld-) Eliten und neue Triebkräfte der sozialen Entwicklung, die mit tiefer Skepsis betrachtet wurden (›Jagd nach dem goldenen Kalb‹). Mit all dem verbindet der *Money-lender* die Frage nach der Judenemanzipation, hier speziell der Diskrepanz zwischen dem exorbitanten Aufstieg einzelner und ihrer faktisch anhaltenden, ja sich möglicherweise sogar verstärkenden sozialen

Desintegration. Fontane wäre bestimmt auch ohne Gore auf diese Themen gestoßen. Was er freilich bei Gore mitnehmen konnte, war eine erfrischend reflektierte und dekonstruierende Haltung gegenüber antijüdischen Stereotypen. Wenn Fontane selbst, vor allem in seinen späteren Lebensjahrzehnten zunehmend judenfeindliche Ressentiments mit grimmigem Groll kultivierte, hat er sie jedenfalls von Gore nicht gelernt.

Catherine Gore vermittelte, und Fontane übersetzte: Die ›Schlechtigkeit des Juden ist Produkt seiner Umwelt; eine Wende zum Guten ist möglich. Die Figur des ›jüdischen Geldverleihers‹, transformiert in diejenige des ›jüdischen Bankiers‹, entspricht beidem: sozialer Realität und Klischee; ihre literarische Gestaltung kann jederzeit ins Stereotyp-Antijüdische kippen, muss aber nicht; genau hier ist der Punkt, an dem Fontane viel später, in seinen eigenen Romanen und Novellen, in der Lage sein wird, sein persönliches Ressentiment durch Reflexion und künstlerische Gestaltung auszutarieren. Ob er dabei hin und wieder seiner talentvollen Mrs. Gore gedacht hat?

Anmerkungen

1 Fontane an Wolfsohn, 22.02.1851. In: Hanna Delf von Wolzogen/Itta Shedletzky (Hrsg.): *Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn. Eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen*. Tübingen 2006, S. 79–82, hier S. 80.

2 Wolfsohn an Fontane, 20.02.1851. In: Ebd., S. 76–79, hier S. 77.

3 Fontane an Wolfsohn, 22.02.1851, wie Anm. 1.

4 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: *AFA Autobiographische Schriften* II. 1982, S. 26.

5 Otto Pniower: *Fontane als Übersetzer eines englischen Romans*. In: Paul Hoffmann (Hrsg.): *Theodor Fontane. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages*. Berlin 1919 (Beilage zu den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 36), S. 3–6.

6 Helmuth Nürnberger: *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840 bis 1860*. München 1971, S. 160.

7 *Abednego, der Pfandleiher*. Nach dem Englischen der Mrs. Gore von Theodor Fontane; masch.schr. Abschrift des (verlorenen) Originalms., 341 S.; TFA Werkmanuskripte, Na 7. – Abdruck der drei ersten Typoskriptseiten bei Nürnberger, wie Anm. 6, S. 324–326; vgl. außerdem den Artikel *Abednego der Pfandleiher*. In: Helmuth Nürnberger/Dietmar Storch: *Fontane-Lexikon. Namen – Stoffe – Zeitgeschichte*. München 2007, S. 17 f. – Herzlich sei an dieser Stelle Ursula Wallmeier (TFA) gedankt für unerschöpflich geduldige Fontane-Hilfeleistung.

8 Michael Fleischer: »*Kommen Sie, Cohn.*« *Fontane und die »Judenfrage*«. Berlin 1998, S. 16.

9 *Abed Nego* ist im Buch Daniel der Name eines jener Knaben aus dem Volk Israel, die am Hofe König Nebukadnezars Dienst tun mussten; diese Knaben sollten, der Forderung des Königs von Babel zufolge, »völlig fehlerfrei, von gutem Aussehen, unterwiesen in aller Weisheit, fein gebildet und wohlgezogen« sein (Dn I,4, hier zit. nach der dt. Ausgabe der »Jerusalemener Bibel«). *Abed Nego* ist freilich nicht der israelitische Name des Knaben, der ursprünglich *Asarja* hieß, aber am Hofe Nebukadnezars mit diesem »heidnischen Namen« (Bedeutung wahrscheinlich »Diener des [babylonischen] Gottes Nabu«) neu belegt wurde. *Abed Nego* und die anderen jüdischen Knaben steigen am babylonischen Hof zu hochgestellten Verwaltungsbeamten auf, werden aber denunziert, als sie sich weigern, ein von Nebukadnezar aufgestelltes goldenes (Götzen-)Standbild (kein »Goldenes Kalb«!) anzubeten. Die ihnen zgedachte Todesstrafe im »Feurofen« überleben sie unbeschadet unter Lobgesängen auf ihren, den Gott Israels. Daraufhin bereut der König und rehabilitiert die jungen Männer in ihren hohen Ämtern. – Der Name *Abed Nego* ist zwar ein der hebräischen Bibel (*Tanach*) entnommener, aber gerade kein jüdischer Name; gleichwohl symbolisiert er im Roman von Catherine Gore eine unauflösbare Bindung seines Trägers an das Judentum, von dem der Money-lender *Abednego Osalez* mit allen Mitteln wegstrebt, obgleich er Verhaltensweisen zelebriert, die von außen Juden zugeschrieben werden (Geldverleih). Der *Abed Nego* des Buches Daniel aber hält ja gerade unverbrüchlich an seinem jüdischen Gott fest; die über den heidnischen Zwangs-

namen symbolisierte und seitens der Babylonier erwünschte Assimilation schlägt in seinem Falle fehl. – Anzunehmen steht freilich, dass Catherine Gore so tief in die Namensexegese nicht eintauchte und *Abednego* v.a. aufgrund seiner Exotik wählte, womit sie einen Juden als »Juden« mit einem Namen belegte, der definitiv nicht »jüdisch« ist und aufgrund seiner Exotik für einen größeren Leserkreis auch schwerlich konnotiert sein konnte. – Fontane wäre in seiner später erreichten Kunst der Verwendung von Personennamen Vergleichbares bestimmt nicht unter-aufen. Über »preziöse« und »Certificats-namen« jüdischer Figuren bei Fontane vgl. demnächst die Dokumentation zur Fontane-Tagung in Potsdam 2019 (erscheint 2021).

10 Mrs. Gore [Catherine Grace F.]: *The money-lender*, 3 vols. London 1843. 14th thousand, London 1854, außerdem London/New York 1857. Ich zitiere im Folgenden nach der Ausgabe von 1854. – In einer New Yorker Zeitschrift (*Brother Jonathan*, 10.01.1843, S. 1–48) war der Roman unter dem Titel *Abednego. The Money-lender. First American Edition* Anfang 1843 publiziert worden. Ob ggf. ein britischer Zeitschriften(vor)abdruck ebenfalls unter diesem um den Personennamen erweiterten Titel erschien, bliebe zu überprüfen. Dies könnte ein Hinweis auf die Vorlage sein, mit der Fontane gearbeitet hat, der ja seinerseits den Personennamen »Abednego« in den Titel setzte.

11 Dieser Datierungsannahme folgt auch FChronik I, S. 59. Der kurze Eintrag in Fontanes Notizbuch C6, Bl. 40r, anlässlich seines Besuchs in Hildburghausen im Sommer 1873 lautet: »Meyers großes bibliographisches Institut, (wahrscheinlich derselbe Meyer, von dem ich 1843 in Letschin, als ich »the Moneylender« übersetzt hatte, den famosen Brief

erhielt).« Theodor Fontane, Notizbücher, online-Edition, <https://fontane-nb.dariah.eu/edition.html?id=%2Fxm%2Fdata%2F1zddq.xml&page=40r&target=Moneylender> (Beta-Version, 17.06.2020). – Nürnberger/Storch, wie Anm. 7, beziehen »den famosen Brief« Meyers auf Fontanes Übersetzungsarbeit und schließen auf eine seinerzeitige Ablehnung Meyers, die Arbeit zu publizieren.

12 Nürnberger, wie Anm. 6, S. 160; Pniower, wie Anm. 5, S. 4.

13 Mrs. Gore: *Der Geldverleiher*. Deutsch bearb. von Ludwig Hauff, 7 Bändchen. Stuttgart 1846.

14 Über diese Gattung und die Position Catherine Gores unter ihren Vertretern: Nürnberger, wie Anm. 6, S. 162–165.

15 Pniower bezeichnet die Übersetzung Fontanes im Vergleich mit der »hölzernen, schwerfälligen und schwer lesbaren« Hauffs (wie Anm. 13) als »ganz ausgezeichnet«, »äußerst flüssig und gewandt«. Durch ihre bearbeitenden Eingriffe sei sie auch mehr als eine »einfache Übersetzung«; Pniower, wie Anm. 5, S. 4 f. Nürnberger urteilt noch deutlicher: »Übrigens lehrt schon der erste Vergleich mit der Übersetzung von Ludwig Hauff – die ebenfalls als Übertragung gewürdigt sein will –, über wieviel erzählerische Fertigkeit der junge Fontane doch schon verfügte. In der Übersetzung von Hauff darf der Roman heute als nahezu unlesbar gelten.« Nürnberger, wie Anm. 6, S. 160 f.

16 Unter diesen auch die im *Tunnel* kontrovers diskutierte Übertragung einer Ritualmord-Ballade aus der Percy-Sammlung, *The Jew's Daughter*; dazu Günter Häntzschel: »Die Jüdin«. In: Helmut Scheuer (Hrsg.): *Gedichte von Theodor Fontane. Interpretationen*. Stuttgart 2001, S. 67–79.

- 17 Hubertus Fischer: »Männer der Zeit«. *Fontanes biographische Artikel für Carl B. Lorck*. In: Roland Berbig (Hrsg.), *Fontane als Biograph*. Berlin, New York 2010, S. 187–204, Zit. S. 203. Fischer, S. 187, spricht von vier Artikeln Fontanes über Frauen, Regina Dieterle: *Theodor Fontane. Biografie*. München 2018, S. 444, von »mindestens fünf«. Die Zuordnung ist nicht ganz einfach, da die Biogramme nicht mit Autorennamen, sondern mit variierenden Ziffernsiglen gekennzeichnet wurden.
- 18 [Theodor Fontane]: *Mrs. Gore*. In: *Männer der Zeit. Supplement: Frauen der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart*. Leipzig 1862, Sp. 43 f. sowie NFA XXI, 2. 1974, S. 373.
- 19 Ebd., Sp. 44. – Edward Bulwer-Lyttons 1828 erschienener Roman *Pelham. Adventures of a gentleman* galt als Trendsetter für das Genre des populären englischen Gesellschaftsromans (*fashionable novel*) der 1830er und 40er Jahre.
- 20 Fischer, wie Anm. 17, S. 193. Einer solchen Hinrichtung unterzog Fontane im ›Lorck‹ ziemlich gnadenlos seinen Tunnel-Freund Scherenberg; vgl. ebd.
- 21 [Fontane], *Mrs. Gore* (wie Anm. 18), Sp. 44.
- 22 Ebd., Sp. 43.
- 23 Nürnberger, *Der frühe Fontane*, wie Anm. 6, S. 162, fasst es so: »Mrs. Gore hat unter der Mißachtung der Gattung zu leiden, die sie so hervorragend repräsentierte.« Er zählt »insgesamt rund siebzig Werke, die fast 200 Bände füllen«; ebd., S. 163.
- 24 Ebd., S. 161 f.
- 25 Fontane im Vorwort zu seinem *John-Prince-Manuskript*, In: Nürnberger, wie Anm. 6, S. 302.
- 26 Zum John Prince-Manuskript Charlotte Jolles: *Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes*. Berlin, Weimar. 2. Aufl. 1988, S. 43 f.; Nürnberger, wie Anm. 6, S. 95–100; Druck des Manuskripts ebd., S. 301–324. – Zur Datierung auch FChronik I, S. 54.
- 27 Knapper Überblick: J. Friedrich Battenberg: *Das Europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nichtjüdischen Umwelt Europas*. 2 Bde. Darmstadt 1990, hier Bd. 2. – Mit umfangreicher Bibliographie: Thomas Brechenmacher und Michał Szulc: *Neuere deutsch-jüdische Geschichte. Konzepte – Narrative – Methoden*. Stuttgart 2017, hier S. 70–129 und 221–228.
- 28 Eine knappe Zusammenfassung der Romanhandlung auch in dem Artikel in Nürnberger/Storch, wie Anm. 7.
- 29 Von diesem Eingriff am Schluss abgesehen, arbeitete Fontane als Übersetzer in der Regel eng an der Vorlage; das schließt Straffungen im Detail nicht aus (was hier nicht im Einzelnen untersucht werden kann); vor allem strich Fontane durchweg die von Gore den Kapiteln jeweils vorangestellten Motti, meist Shakespeare- und Tennyson-Zitate, – bis auf drei: »Wer ist der Kaufmann hier und wer der Jude?« (Kap. II), »Wer den Werth des Geldes nicht kennt, versuche nur sich welches zu borgen« (Kap. III), »O, Mutter – und doch nicht Mutter« (Savage, Kap. V).
- 30 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 340 f. Die Hervorhebungen dort als Unterstreichungen. »Hartnäckigkeit eines Mannens« im letzten Absatz des Zitats ist wohl eine Fehlschreibung; da die Lesart

»Hartnäckigkeit eines Mannes« im Gesamtzusammenhang keinen Sinn ergäbe, lautet die korrekte Formulierung wahrscheinlich »Hartnäckigkeit eines Namens«.

31 Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München, 21. Aufl. 2019, S. 141–169, hier S. 152 und 159–163.

32 Gore, wie Anm. 10, S. 194–198.

33 Standardwerk: Niall Ferguson: *Die Geschichte der Rothschilds. Propheten des Geldes*. 2 Bde. Stuttgart, München 2002, hier v.a. Bd. 1. – Prononcierte Kurzfassung der Familiengeschichte bei Arendt, wie Anm. 31, S. 79–83.

34 Alphonse de Toussenel: *Les juifs, rois de L'époque. Histoire de la féodalité financière*. Paris 1845; vgl. Ferguson, wie Anm. 33, I, S. 34; Arendt, wie Anm. 31, S. 124.

35 [William M. Thackeray:] *N.M. Rothschild Esq.* In: *The National Standard*, 18.05.1833; Faksimile in: Ferguson, wie Anm. 33, I, S. 317.

36 Vgl. etwa Heine, *Die Bäder von Lucca*, Kap. VIII, *Lutetia*, Kap. XXXII (31.03.1841), oder Börnes 72. *Brief aus Paris* (28.01.1832).

37 Arendt, wie Anm. 31, S. 124 f. und 163 f.

38 Karl Marx: *Zur Judenfrage* (1844), hrsg. von Stefan Grossmann. Berlin 1919, S. 42.

39 Benjamin Disraeli: *Coningsby or The New Generation*. New Edition. London o.J. [nach 1849], Chap.10, S. 219 f.: »The Hebrew is an unmixed race. [...] An unmixed race of a first-rate organisation

are the aristocracy of Nature.« Vgl. auch ebd. Preface to the fifth edition, datiert Mai 1849. – Ders.: *Tancred or The New Crusade*. New Edition. London o.J., Chap. 11.

40 Dazu ausführlich Arendt, wie Anm. 31, S. 169–190.

41 Vgl. Matthias Oppermann: *Triumph der Mitte. Die Mäßigung der Old Whigs und der Aufstieg des britischen Liberal-konservatismus, 1750–1850*. Berlin, Boston 2020, S. 423–428.

42 Gore, wie Anm. 10, S. 242.

43 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 55; Gore, wie Anm. 10, S. 38.

44 Basil ermahnt sich selbst, dem Anflug eines Ressentiments nicht nachzugeben: »Doch in demselben Augenblick regte sich ein Gefühl der Reue in seiner Brust, dass [sic] edlere[n] Naturen unter solchen Umständen eigen zu sein pflegt.« Er gab »der Unterhaltung eine plötzliche Wendung und sprach sein Missfallen über Vorurteile aus, nach denen eine ganze Klasse der menschlichen Gesellschaft verdammenswürdig sei. Dabei begann er, sich auf jede vorteilhafte Meinung, auf jedes hohe Beispiel, dass [sic] zu Gunsten des Volkes Gottes [...] bis auf frühere Zeiten zurück aufgestellt worden war, zu berufen.« Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 54; Gore, wie Anm. 10, S. 38.

45 Z.B. ein Trödeljude, der für Basil überraschend ein Haus A.O.s bewohnt und sich später als ein (auf den ersten Blick) betrügerischer Bilderhändler namens »Nathan Herz« entpuppt, der seinerseits im Auftrag A.O.s agiert: »ein Jude im unangenehmsten Sinne des Worts, mit boshaften Zügen, krummen Rücken und fuchsroten Bart. Sein Anzug war schmutzig und sein Gesicht das eines Barrabas!« Fontane, *Abednego*, wie

Anm. 7, Bl. 197, von Fontane wörtlich übersetzt nach Gore, wie Anm. 10, S. 128. Das von Gore verwendete Gassen-englisch des Trödeljuden überträgt Fontane in einen jiddelnden Slang; vgl. auch ebd. Bl. 222 f. (Gore, S. 144). – Auch Abednego selbst tritt verkleidet bei unterschiedlichsten Gelegenheiten als »schmutziger alter Jude« (Bl. 250 / Gore, S. 162) in Erscheinung.

46 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 287: »Überdies aber, – seht sein Gesicht, – werft nur einen einzigen Blick auf ihn! Augen, Züge, Haar – der Jude spricht aus jeder Linie!« (Wörtlich übersetzt nach Gore, wie Anm. 10, S. 184).

47 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 282; von Fontane sinngemäß übersetzt nach Gore, wie Anm. 10, S. 181. Hervorhebungen wie im Original.

48 Christian Wilhelm Dohm: Über die bürgerliche Verbesserung der Juden. Berlin, Stettin 1781 (zweiter Teil, ebd. 1783).

49 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 289. Gore, wie Anm. 10, S. 185.

50 Vgl. Norbert Mecklenburg: *Risikantes Spiel mit Namen. Fontanes »Cohn-Gedicht«*. In: Scheuer, wie Anm. 16, S. 230–245; grundsätzlich: Peter Demetz: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen* [München 1964]. Tb.-ausg. Frankfurt a.M. u.a. 1973, hier S. 169–178 über F.s »Kunst der Namen«.

51 Vgl. etwa das »orientalische« Aussehen Esther Blumenthals in den *Poggenpuhls*. Im *Money-lender* wird Osalez' Schwester Rahel in ihrer Jugend als »orientalische Schönheit« beschrieben; Bl. 240b (Fontane); S. 155 (Gore): »her more than Oriental beauty [...]

glowing with the riper tints of a sunnier clime« (von Fontane etwas schnöde als »morgenländischer Körperreiz« übertragen.

52 Mit »jüdischem Hintergrund« etwa Ebba von Rosenberg (*Unwiederbringlich*) und Ebenezer Rubehn (*L'Adultera*).

53 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, Bl. 249a; Gore, wie Anm. 10, S. 161.

54 Fontane, ebd., Bl. 44, 122, 208 f. – In diesem Zusammenhang wird bei Gore wie bei Fontane explizit auch Rothschild genannt, vor dessen Macht, »die über Krieg und Frieden entscheidenden Herrscher [...] erzittern«; ebd. Bl. 151; Gore, wie Anm. 10, S. 99.

55 So bereits das im ersten Kapitel angeschlagene Leitmotiv des Romans; S. 6 (Gore), Bl. 3 (Fontane); vgl. den Auszug bei Nürnberger, wie Anm. 6, S. 326.

56 Im Roman explizit: Bl. 55 (Fontane), S. 38 (Gore) / Bl. 306 (Fontane), S. 196 (Gore).

57 Fontane, *Abednego*, wie Anm. 7, fol. 209 f.; Gore, wie Anm. 10, S. 136 f.

58 Bl. 1 (Fontane); Druck bei Nürnberger, wie Anm. 6, S. 324; S. 5 (Gore): »Every social epoch has its distinctive vices, as epidemics prevail at different seasons, and in sundry localities.«

59 Theodor Fontane: *Ein Sommer in London*, Kap. Das Goldne Kalb; NFA XVII. 1963, S. 77–83 (Erstdruck dieses Kapitels in der *Preußischen [Adler-]Zeitung*, 06.08.1852); zu dem darin übernommenen *Times*-Artikel NFA XVII, 1963, S. 625.

60 Dieter Aschenbrenner: »*In der Mark ist alles Geldfrage*«. *Altpreußische Tugenden und neuer Reichtum in*

Fontanes realer und fiktiver Welt. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 54 (2003), S. 171–184, hier bes. S. 177 über Fontanes Begriff der »Geldsackmentalität«. – Freilich findet sich das Motiv vom Goldenen Kalb beim späten Fontane auch in durchaus antisemitischer Konnotation. Die entsprechenden Gedichte hat er aber nie veröffentlicht; vgl. Norbert Mecklenburg: »Ums Goldene Kalb sie tanzen und morden«. *Philo- und antisemitische Gedichte des alten Fontane.* In: *Wirken des Wort*, Heft 3 (Dezember 2000), S. 358–381.

61 Vgl. auch Norbert Mecklenburg: *Theodor Fontane. Realismus, Redevielfalt, Ressentiment.* Stuttgart 2018, S. 224–227.

62 Paradebeispiel: *Frau Jenny Treibel*, der »in Wahrheit nur das Kommerzienrätliche, will sagen viel Geld, das ›Höhere‹ bedeutet. Zweck der Geschichte: das Hohle, Phrasenhafte, Lügnerische, Hochmütige, Hartherzige des Bourgeoisstandpunkts zu zeigen, der von Schiller spricht und Gerson meint.« (An Sohn Theo, 09.05.1888). Dass gerade die Gersons selbst, deren Kaufhaus hier als Chiffre für die Konsumsucht der Bourgeois' steht, von Fontane nicht der Bourgeoisgesinnung verdächtigt wurden, zeigt eine kleine Notiz Fontanes in der *Vossischen Zeitung* vom 08.08.1876 über »Frau Herrmann Gerson« und die Beerdigung des in Armut verstorbenen Dichters Julius Leopold Klein: »Männer und Frauen folgten [dem Sarg], einige zwanzig an der Zahl, unter ihnen Frau Herrmann Gerson, die, wie die Aufnahme des sterbenden Dichters in das jüdische Krankenhaus so nun auch sein Begräbniß auf dem katholischen Kirchhof freundlich-hilfebereit vermittelt hatte. Wir sind längst daran gewöhnt, solche Liebesthaten fast nur noch von dieser oder verwandter Seite kommen zu sehn.« Zit. nach

Theodor Fontane: *Briefe an Georg Friedlaender*, hrsg. von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954, S. 342. Auch über den Bankier Bleichroeder ist bei Fontane nirgends eine anti-(finanz-)jüdische Spitze zu finden (vgl. Fleischer, wie Anm. 8, S. 96). – Jost Schillemeit wies darauf hin, dass es »keinen einzigen Beleg in Fontanes Briefen für die Rede von einem ›jüdischen Bourgeois‹ – oder gar von ›dem jüdischen Bourgeois‹« gebe. Wohl aber sei es »umgekehrt charakteristisch für seinen Sprachgebrauch, daß diese beiden Begriffe ständig auseinandergehalten werden und immer wieder in einem merkwürdigen Nebeneinander auftreten.« Jost Schillemeit: *Judentum und Gesellschaft als Thema Fontanes.* In: *Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft. Jahrbuch* 1988, S. 29–44, Zit. S. 33.

63 An Emilie, 23.06.1883. – Auch in der Beurteilung »reicher Jüdinnen« wusste Fontane dezidiert von reichen »Bourgeoisbälgen« zu unterscheiden: »reiche Jüdinnen sind oft vornehm [...] Bourgeoisbälge nie.« (An Gustav Karpeles, 30.07.1881)

64 Das gilt z.B. auch für die Rothschild-Stelle in Fontanes Brief an Lepel vom 27.07.1846, die weder eine »Kritik am Juden Rothschild« noch eine »Ablehnung des jüdischen ›Mammons‹« enthält (Fleischer, wie Anm. 8, S. 16). Im Zentrum dieser Briefstelle steht die von Fontane angeprangerte Verschwendungssucht des preußischen Königs; Rothschild habe weiteren Kredit nur unter Bedingungen gewährt, worauf die preußische Regierung mit einer Verfassungs-Farce reagiert habe. Fontanes Kritik richtet sich hier nicht gegen die an sich vernünftige Haltung des jüdischen Bankhauses. Diese Intervention des Bankiers erinnert vielmehr an das finanzrationalistische Agieren des »Privat-Conseils« im *Money-lender.* (Fontane an Lepel,

27.07.1846. In: Theodor Fontane und Bernhard von Lepel: *Der Briefwechsel*. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bde. Berlin, New York 2006, I, S. 10–18, hier S. 12).

65 An Martha, 25.08.1891: »Ich hasse das Bourgeoishafte mit einer Leidenschaft, als ob ich ein eingeschworener Socialdemokrat wäre.«

66 Vgl. etwa im Fragment *Allerlei Glück* über die »regirenden Klassen«. In: Theodor Fontane: *Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays*. Hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. 2 Bde. Berlin, Boston 2016, hier I, S. 151.

Nomen est omen. *Oceane von Parceval* (1882)

Oliver Sill

In seinen postum erschienenen *Glossen zu Fontane* (1998) bemerkt Hans Blumenberg gleich zu Beginn, der »Dichter« Theodor Fontane habe in besonderer Weise die »bedeutungsträchtigen Namen« geliebt; Namen, »von denen kaum auszumachen« sei, »was sie bedeuten«¹. Zu den rätselhaftesten, in ihrem Konnotationsreichtum kaum auslotbaren Namensschöpfungen Fontanes gehört zweifellos der Name *Oceane von Parceval*. Für ihn gilt allemal, was Blumenberg ergänzend hinzufügt: »Die Namen enthalten ein Motivpotential für das, was unter ihrer Ägide herankommt«². *Oceane von Parceval* – so lautet der Titel eines wohl im Jahre 1882 entstandenen Romanfragments, in dessen Mittelpunkt eine Protagonistin gleichen Namens steht. Natürlich verweist der Name *Oceane* in erster Linie auf den Melusine-Komplex im literarischen Prosawerk Theodor Fontanes. Das aber ist längst noch nicht alles.

I.

Seit langer Zeit schon findet der Melusine-Komplex die besondere Aufmerksamkeit der Forschung. Dabei steht jene Figur im Mittelpunkt des Interesses, die gewissermaßen den Schlusspunkt setzte unter eine vermutlich lebenslange Beschäftigung Fontanes mit dem Motiv der Meeres- oder Wassernixe: die Gräfin Melusine von Barby in Fontanes letztem Roman *Der Stechlin* (1899).

Im zehnten Kapitel unterhalten sich Woldemars Regimentskameraden Rex und Czako über den alten Baron Barby und seine beiden Töchter. Seit ihrer Scheidung, so Rex, nenne »alle Welt« die ältere der beiden Schwestern »nur noch bei ihrem Vornamen.« / »Und der ist?« / »Melusine.« / »Melusine? Hören Sie, Rex, das läßt aber tiefblicken.«³ Der »tiefe Blick« der Forschung in die Überlieferungsgeschichte des Melusine-Motivs reicht zurück bis ins Mittelalter, genauer gesagt: bis in die Zeit um 1390. Melusine, ein weibliches

Anonym: Portrait d'Océana Renz,
danseuse de corde en 1878. Musée
Carnavalet Paris



Wesen mit Fisch- oder Drachenschwanz, zierte das Wappen des südfranzösischen Adelsgeschlechts derer von Lusignan, dessen Geschichte in Gestalt einer Chronik von Jean d'Arras aufgezeichnet wurde. Klaus-Peter Möller, Herausgeber des *Stechlin* im Rahmen der Grossen Brandenburger Ausgabe, skizziert im Anhang die Sage von der Wasserfee Melusine in der Version des Jean d'Arras. Dort werde »erzählt, daß Melusine von dem Fluch, sich jeden Samstag in ein Wesen m(it einem Schlangenleib zu verwandeln, nur erlöst werden kann, wenn sie einen Mann findet, der ihr verspricht, ihrem Geheimnis niemals nachzuforschen. Sollte er sein Gelübde brechen, müßte sie ihn für immer verlassen und die ewige Verdammnis erleiden. Melusine heiratet den armen Ritter Raymondin, gründet an der Stätte ihrer Begegnung das Schloß Lusignan, sorgt für Wohlstand, Ehre und Glück der Familie. [...] Als Raymondin, von seinem Bruder verleitet, seine Frau an einem Samstag heimlich in ihrem Gemach beim Bade beobachtet, ist sein Glück gefährdet; als er sie öffentlich schmäht und im Zorn einen Wurm nennt, verwandelt sich Melusine vor aller Augen in einen Drachen und verläßt ihn für immer. Raymondin zieht sich trauernd in ein Kloster zurück.«⁴

1456 erstmals von Thüring von Ringoltingen ins Deutsche übertragen, wurde dieser Sagenstoff im Laufe der Jahrhunderte vielfach aufgegriffen und bearbeitet. Zumal im 19. Jahrhundert, so Möller weiter, »entstanden zahlreiche Bearbeitungen des Melusine- und des verwandten Undine-Stoffes, überhaupt wurden Meerfeen, Nixen und ähnliche Wesen mit der Romantik beliebte Gestalten der Literatur und der bildenden Künste.«⁵ Sei es als Drama oder Novelle, als Kunstmärchen oder Opernlibretto: Ludwig Tieck, E.T.A. Hoffmann, Johann Wolfgang von Goethe, Eduard Mörike, Franz Grillparzer, Paul Heyse, Henrik Ibsen und viele andere mehr legten im 19. Jahrhundert literarische Bearbeitungen jenes Stoffes vor, der überdies in Volksbüchern und Märchensammlungen weite Verbreitung gefunden hatte:

Melusine, ursprünglich den Elementarwesen der Wasserwelt entstammend [...], wird in der Literatur meist als reizvolle, attraktive Frau dargestellt, die ein besonderes Geheimnis umgibt. Oft verfügt sie außerdem über besondere sensitive Fähigkeiten. Durch die Verbindung mit einem treuen Mann oder durch ein starkes emotionales Erlebnis kann sie von dem Makel der Seelenlosigkeit bzw. Gefühlskälte erlöst werden. Auch während ihres Versuches, in der Menschenwelt oder so wie andere Menschen zu leben, bleibt sie mit den Wassergeistern in Verbindung [...]. Mißglückt ihr Versuch, wird sie für immer von dem Geliebten getrennt und in die Wasserwelt verbannt.⁶

Woher Theodor Fontane seine Anregungen zum Melusine-Motiv bezog, läßt sich nicht genauer klären. Mit Bestimmtheit sagen läßt sich allerdings dies: »Fontanes Verfahren ist es, die ihn interessierenden Melusine-Spuren im überlieferten Stoff umzulegen in neuen Text«⁷. Und so wird die Lektüre des *Stecklin* allein schon durch die Namensgebung Melusine von Barby zu einem Lesevorgang, in dem die Überlieferungsgeschichte des Melusine-Stoffes – wie verschwommen auch immer – als Hintergrundfolie stets präsent bleibt: »Melusine? Hören Sie, Rex, das läßt tief blicken.«⁸

Bevor es mit Melusine von Barby zu einer endgültigen Ausgestaltung des Melusine-Motivs kam, hat Fontane drei sehr unterschiedliche Versuche unternommen, sich den Stoff als Romancier anzueignen. Im Jahre 1877 oder 1878 entstand die kaum zwei Druckseiten umfassende Skizze *Melusine. An der Kieler Bucht*. Protagonistin sollte »eine Art Wassernixe« werden, »das Wasser ist ihr Element: baden, schwimmen, fahren, segeln, Schlittschuh laufen.«⁹ Schauplatz und Handlung des geplanten Romans sind nur mit wenigen Federstrichen umrissen. Immerhin aber stand das Ende der entworfenen Geschichte über eine unstandesgemäße Liebesbeziehung schon fest: »Sie geht unter. Elementar. Wenigstens scheinbar. [...] Es heißt: das Element nahm sie zurück.«¹⁰

Bereits sehr viel weiter gediehen ist das auf das Jahr 1882 datierbare Fragment *Oceane von Parceval*. Im Mittelpunkt der skizzierten neun Kapitel sollten »die Parcevals« stehen, Mutter und Tochter: Objekt aufmerksamer Beobachtung und Gegenstand zahlreicher Gespräche zwischen dem Protagonisten »Dr. Felgentreu«¹¹ und seinem Freund. Obwohl mit einem anderen Namen versehen, gehört *Oceane von Parceval* unstrittig in die Reihe der Melusine-Entwürfe, wie die eingangs von Fontane vorgenommene Charakterisierung der Figur Oceane verdeutlicht:

Es giebt Unglückliche, die statt des Gefühls nur die Sehnsucht nach [...] dem Gefühl haben und diese Sehnsucht macht sie reizend und tragisch. Die Elementargeister sind als solche uns unsympathisch, die Nixe bleibt uns gleichgültig, von dem Augenblick an aber wo die Durchschnitts=Nixe zur exceptionellen Melusine wird, wo sie sich einreihen möchte in's Schön=Menschliche und doch nicht kann, von diesem Augenblick an rührt sie uns. Oceane von Parceval ist eine solche moderne Melusine. Sie hat Liebe, aber keine Trauer, der Schmerz ist ihr fremd, alles was geschieht wird ihr zum Bild und die Sehnsucht nach einer tieferen Herzens=Theilnahme mit [...] den Schicksalen der Menschen [...] wird ihr selber zum Schicksal. Sie wirft das Leben weg, weil sie fühlt, daß ihr Leben nur ein Schein=Leben, aber kein wirkliches Leben ist.¹²

Unmittelbar bevor Fontane die Arbeit am *Stechlin* aufnahm, entstand Mitte 1895 der Romanentwurf *Melusine von Cadoudal*. Der gewählte Titel stellt unmittelbar eine Verbindung her zu den vorausgegangenen Melusine-Skizzen; eine Verbindung allerdings, die mit Blick auf die in Ansätzen erzählte Geschichte auf den ersten Blick nicht ohne weiteres gegeben zu sein scheint. Protagonisten der geplanten Handlung, in der es um eine späte Eheschließung gehen sollte, sind Melusine von Cadoudal, letzte Trägerin eines alten bretonischen Adelsnamens, und der bereits pensionierte Oberst Krake von Tordenskjöld. Wie so oft in den Entwürfen Fontanes ist die jeweilige Szenerie nur knapp umrissen. Zentrale Aussagen der geplanten Dialoge sind dagegen bereits im Detail festgehalten. Und so sollte es Melusine von Cadoudal vorbehalten sein, bei ihrer ersten Begegnung mit dem pensionierten Oberst auf ihre »halbe Lusignan-Mutter« und auf das »Volksmärchen« hinzuweisen: »Das Volksmärchen spricht bekanntlich von der schönen Melusine; da ist mir denn beschieden immer nur enttäuschte Gesichter zu sehn. Nicht angenehm, auch wenn man nicht allzu eitel ist.«¹³

Überblickt man alle drei Melusine-Entwürfe aus den Jahren 1877/1878, 1882 und 1895, dann liegt es auf der Hand, dass die Herausgeber des *Stechlin* in den großen Fontane-Editionen auf diese drei Fragment gebliebenen Erzählungen hinweisen, wenn es gilt, den Melusine-Komplex in Fontanes letztem Roman zu beleuchten. Sowohl Helmuth Nürnberger (Hanser) als auch Klaus-Peter Möller (Große Brandenburger) zitieren in ihrem jeweiligen

Anhang ausgiebig aus den Melusine-Skizzen Fontanes, die in dieser Perspektive wie Vorarbeiten erscheinen auf dem Weg Fontanes zur endgültigen Ausgestaltung der Figur Melusine von Barby. Nicht anders Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen als Herausgeberinnen der neuesten, ungemein kenntnisreichen und Maßstäbe setzenden Edition der Fragmente: Auch für sie sind diese drei Prosa-Skizzen frühe Realisierungen des Melusine-Motivs im Vorfeld des *Stechlin*.¹⁴

Zieht man darüber hinaus die in der jüngeren Zeit erschienenen Forschungsarbeiten in Sachen Melusine mit heran, so zeigt sich allerdings noch ein weiterer Sachverhalt: Es ist insbesondere die im *Oceane*-Fragment von Fontane vorgenommene Charakterisierung der geplanten Hauptfigur als »moderne Melusine«, die zum Kristallisationspunkt der Forschung avancierte. Mehr noch: Es zeichnet sich die Tendenz ab, den drei Melusine-Entwürfen Theodor Fontanes programmatische Bedeutung dort beizumessen, wo Identitätskonzepte und Weiblichkeitskonstruktionen im Werk Fontanes untersucht werden. »Melusine« ist kein Name«, bemerkt Christina von Braun in den *Fontane-Blättern*, »Melusine ist ein Programm. Ein Programm, das Fontane sein Leben lang begleitete. [...] All diesen Frauengestalten sind Eigenschaften wie Schönheit, Anmut, Verführungskraft, Intelligenz und das Element des Undurchschaubaren, Rätselhaften gemeinsam.«¹⁵ Und weiter: »Die Art von Idealität, die Fontane mit seinen »Melusinen« verband, war paradox: Einerseits verkörperten sie das Elementare, Triebhafte, die »Natur«, andererseits aber auch die Unfähigkeit zum Gefühl, zur sinnlichen Erfahrung.«¹⁶ Auch Edda Ziegler interpretiert das *Oceane*-Fragment als Keimzelle einer Konstruktion von Weiblichkeit, die das gesamte Prosawerk Fontanes kennzeichne:

Meine Überlegungen gehen aus vom spezifischen Gehalt des Melusinschen in Fontanes Erzählwerk. Untersucht wird der Wandel, den es durchmacht zwischen *Vor dem Sturm*, dem Romanerstling und seinem späten Gegenstück, dem *Stechlin*. Denn angefangen bei Marie Kniehase, über Hilde aus *Ellernklipp*, Grete Minde, Melanie van der Straaten aus *L'Adultera*, Victoire von Carayon aus *Schach von Wuthenow*, Cécile, Ebba von Rosenberg aus *Unwiederbringlich* bis zu Effi Briest und Melusine von Barby; ein Schriftstellerleben lang hat der Erzähler Fontane sich mit dem Melusinschen beschäftigt, in immer neuen Figuren und Varianten, gleichsam fortschreibend an einem einzigen Text.¹⁷

Demgegenüber hat Renate Böschenstein, die schon 1962 noch unter dem Namen Schäfer in der Tat Grundlegendes zum Melusine-Motiv vorgelegt hat¹⁸, in aller Behutsamkeit Einspruch erhoben. In einer Fußnote ihres Beitrags heißt es: »Generell läßt sich sagen, daß die Deutung der Figur der Melusine und des Konzepts des »Melusinschen«, seit ich in meinem frühen Aufsatz darauf aufmerksam machte [...], eine sehr große Ausweitung erfahren hat, welche die Grenze des Phänomens oft verschwimmen läßt.«¹⁹ Anders

formuliert: Die beständige Rückbindung an die Charakterisierung der Protagonistin im *Oceane*-Fragment birgt die Gefahr, die zweifellos großen Unterschiede zwischen den Frauenfiguren im Erzählwerk Fontanes aus dem Blickfeld zu verlieren, wenn nicht gar einzuebnen.²⁰

II.

Zurück zum Detail – und das heißt in unserem Fall: zum Namen Oceane von Parceval. Zwar bezeichnet der Erzähler des gleichnamigen Fragments die geplante Protagonistin als »exceptionelle«, als »moderne Melusine«, ihr Name jedoch ist ein anderer, eben Oceane von Parceval. So einleuchtend es auch ist, den Zusammenhang aller drei Fragmente mit Fontanes letztem Roman *Der Stechlin* unter dem Stichwort Melusine-Komplex hervorzuheben, so verwunderlich bleibt es doch, dass sowohl Helmuth Nürnberger als auch Klaus-Peter Möller, aber eben auch Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen in all diesen Erläuterungen und Kommentaren nicht einmal die Frage gestellt haben, warum Fontane in diesem einen Fall einen anderen Vornamen ins Auge fasst – und das in einem Fragment, dessen Ausarbeitung auf über neun Druckseiten bis in die Kapiteleinteilung hinein vergleichsweise weit gediehen ist. Diese Frage, die meines Wissens nach in der gesamten Fontane-Forschung zum Melusinischen noch nirgends gestellt worden ist, drängt sich auch deshalb auf, weil allgemein bekannt ist, dass die Namensgebung in Fontanes Erzählwerk niemals willkürlich erfolgte, sondern stets Ausdruck mit ihr verbundener Intentionen gewesen ist. Und schließlich hätte es schon genügt, den von Fontane im Text versteckten Hinweis einmal ernst zu nehmen: »[...] und sie heißt nicht umsonst Oceane.«²¹ Warum also der Vorname Oceane?

Textintern wird im Gespräch der beiden Freunde sogleich eine mögliche Erklärung erwogen. Als Experte für »Wasserbaukunde«²² habe der Vater damals eine Brücke gebaut: »Und den Tag wo die Brücke fertig war, wurde das Kind geboren und sie nannten sie Oceane. Und sie sagten, daß welche von den Meerweibern Gevatter gestanden habe.«²³ Überzeugend ist dieser Erklärungsversuch allerdings nicht. Denn eine Brücke verbindet Land mit Land, überwindet Tiefen und Abgründe. Wer auf einer Brücke steht, befindet sich in luftiger Höhe. Demnach wäre ihr Element die Luft, nicht das Wasser tief unter ihr. Einen anderen, die Textimmanenz überschreitenden Hinweis liefern schon 1975 Rainer Bachmann und Peter Bramböck im entsprechenden Band der Nymphenburger Fontane-Ausgabe. Den Halbsatz »und sie heißt nicht umsonst Oceane« greifen sie in ihren Anmerkungen auf²⁴ und zitieren Erich Wentscher, der in seinem 1928 erschienenen Buch *Die Rufnamen des deutschen Volkes* zum Rufnamen Oceane folgendes bemerkt: »Die Kunstreiterin Oceana Renz war so benannt worden, weil sie

1857 auf einem Dampfer auf dem Meere geboren worden war.«²⁵ Abwegig scheint dieser Hinweis nicht, lässt sich doch zeigen, dass Fontane in seiner Namensgebung ganz gezielt zeitgeschichtliche Bezüge einkalkulierte – so etwa beim Namen Krake Tördenskjöld im Fragment *Melusine von Cadoudal*. Renate Böschstein hat darauf hingewiesen, dass dieser Name »bei den Zeitgenossen unfehlbar die Assoziation ›Nordenskjöld‹ hervorrief, den Namen des damals ungemein bekannten Polarforschers.«²⁶ Demnach läge in unserem Fall die Assoziation Oceana Renz nahe, war sie doch eine bekannte Artistin des *Circus Renz*. Und in der Tat: Der Zirkus Renz findet im Werk Fontanes durchaus Erwähnung. In *Frau Jenny Treibel* (1893) ist es Rosalie Schmolke überlassen, im Gespräch mit Corinna Schmidt deren Heiratspläne mit den Worten zu kommentieren: »[...] aber heirathen is ja nich bei Renz in 'n Circus.«²⁷ Und in einem Brief vom 15. Februar 1888 bemerkt Fontane: »Der Zirkus Renz, so sagte mir meine Frau, ist um die Sommerszeit immer geschlossen.«²⁸ Darüber hinaus wissen wir, dass das Zirkusmilieu im Prosawerk Fontanes mehrfach angespielt wird. Schon 1964 hat Peter Demetz darauf hingewiesen, dass die Welt der Artisten und Kunstreiter »das Außer-Gesellschaftliche« und »Romantische«²⁹ bei Fontane repräsentiert, eine Gegenwelt etwa zum kleinbürgerlichen Milieu der Mathilde Möhring.

Für die Hanser Fontane-Ausgabe, später dann auch für die Ullstein Werkausgabe haben Walter Keitel und Helmuth Nürnberger den Hinweis auf Oceana Renz übernommen und die entsprechende Stelle aus Erich Wentschers *Die Rufnamen des deutschen Volkes* zitiert. Und dennoch hat es den Anschein, als verliere sich diese Spur im Vagen und Ungefähren. Denn mit Blick auf Fontanes Oceane, die sich durch »etwas Elementargeisterartiges«³⁰ auszeichnen soll, schafft der pauschale Verweis aufs Zirkusmilieu keine rechte Klarheit. Verantwortlich dafür ist jedoch ein Umstand, der bislang unbemerkt geblieben ist: Erich Wentscher irrt, wenn er die 1856 auf einem Dampfer geborene Oceana Renz als »Kunstreiterin« bezeichnet. Als Kunstreiterin ausgebildet wurde ihre erst 1874 geborene Tochter gleichen Namens. Deren Mutter aber war in den 1870er und 1880er Jahren eine weit über die Grenzen Berlins hinaus bekannte Seiltänzerin – wenn man so will: eine ›Tochter der Luft‹. Ob es sich nun um Effi Briest handelt oder um Grete Minde: das Fliegen, untrennbar gekoppelt an das Motiv der Sehnsucht, gehört zu den textübergreifenden Leitmotiven im literarischen Prosawerk Fontanes. Und weil das so ist, dürfte es sinnvoll sein, einige Sätze zur ›Luftkünstlerin‹ Oceana Renz einzuflechten.³¹

Geboren wurde Oceana Renz als Oceana Gutteridge Sprake, Tochter eines englischen Pfarrers, am 11. Juni 1856 wohl auf der Überfahrt von Southampton nach New York. Noch keine siebzehn Jahre alt, heiratete sie am 8. März 1873 in Berlin den 1851 geborenen Ernst Johann Gottlieb Renz, einen der Söhne des Zirkusbegründers Ernst Renz. Am 10. Januar 1874

kam ihre Tochter Amanda Ernestine Oceana »Lucy« Renz zur Welt. Oceana Renz starb früh: am 16. April 1894 in Nizza. Über die Umstände ihres Todes ist wenig bekannt. Der Totenschein vermerkt lediglich: »cause of death: Paralysis.«

Ihre größten Erfolge feierte Oceana Renz offenbar in Berlin. Hier hatte der Circus Renz seit 1879 seinen Stammsitz: eine ehemalige Markthalle in Berlin-Mitte, die eigens zu diesem Zweck umgebaut worden war und mit 5600 Sitzplätzen Platz bot. August Cahnbley, damals Kapellmeister des achtzehn Musiker umfassenden Zirkus-Orchesters, komponierte eigens für sie einen Walzer. *Oceana Walzer, für Klavier componiert und Frau Oceana Renz hochachtungsvoll gewidmet / Von: August Cahnbley* ist auf dem Deckblatt der 1890 im Druck erschienenen Noten zu lesen. Dass Oceana Renz eine weithin bekannte Artistin gewesen ist, wird noch von einer ganz anderen Seite aus bestätigt. In ihrer Autobiografie berichtet Erika von Watzdorf-Bachoff, wie sie im Jahre 1894 in Rom die Tochter Oceana kennen lernte. Freilich habe Oceana darauf bestanden, nur noch Lucy genannt zu werden. Seit kurzem verheiratet mit Baron Eduard von Lepel³², habe sie sich endgültig aus dem Zirkusmilieu gelöst, damit auch Abschied genommen von ihrer früheren Existenz als Kunstreiterin. Von Lucy, so Erika von Watzdorf-Bachoff, habe sie auch die Geschichte der Seiltänzerin Oceana Renz erfahren: »Lucys Mutter, die Oceana hieß, weil sie während irgendeiner Seereise das Licht der Welt erblickte, entstammte einem englischen Pfarrhaus, dem sie entfloh, um als große Schönheit und Drahtseilkünstlerin im Zirkus Renz, dessen einen Inhaber sie heiratete, eine große Rolle zu spielen.«³³

In dieser Rolle zeigt sie die eingangs abgebildete Porträt-Visitenkarte. Die kleine, auf Karton aufgeklebte Fotografie eines unbekanntes Fotografen findet sich im Archiv des *Musée Carnavalet* in Paris. Die Bildbeschreibung auf der Rückseite lautet: »Portrait d'Océana Renz, danseuse de corde en 1878.« Die Beine himmelwärts voraus, allen Gesetzen der Schwerkraft widersprechend, scheint die Akrobatin durch die Luft zu fliegen. Solch übernatürlicher Eindruck wird allerdings erzielt durch einen einfachen Trick. Kippt man die Fotografie nach links, liegt Oceana Renz auf dem Drahtseil, bequem ausgestreckt, als läge sie in einer Hängematte. In dieser Position, noch immer erstaunlich genug, entstand die Fotografie, deren vertikale Ausrichtung auf der Visitenkarte das Akrobatische ins Übernatürlich-Sensationelle steigern sollte. In der Tat: Die »Luftkünstlerin« führt hier »merkwürdige Sachen« vor. »Abgebildet auf dem Zettel« an der Litfaßsäule, »flog [sie] durch die Luft« – und raubt dem versonnen betrachtenden Hugo Großmann im Romanfragment *Mathilde Möhring* fast den Atem: »Wenn ich solche schöne Person durch die Luft fliegen sehe, bin ich wie benommen und eigentlich beinah glücklich.«³⁴ Hugo Großmann schwärmt.³⁵ Und es ist wiederum Melusine von Barby vorbehalten, Pastor Lorenzen und uns

aufzuklären über die Natur dieses Gefühls: »Nichts beneidenswerter als eine Seele, die schwärmen kann. Schwärmen ist fliegen, eine himmlische Bewegung nach oben.«³⁶

Ob Theodor Fontane die Visitenkarte der Oceana Renz kannte, wissen wir nicht. Denkbar wäre es. Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich aber ist, dass er bei der Namenswahl Oceane die damals naheliegende Assoziation Oceana Renz einkalkulierte. Obwohl auf dem Meer geboren, war ihr Element doch eher die Luft, in der sie scheinbar schwerelos zu fliegen schien. Und deshalb tritt, anders als beim Namen Melusine, das Element der Luft in der Namenswahl Oceane sehr viel deutlicher hervor. Auch der Handlungsverlauf des geplanten *Oceane*-Romans bestätigt diese Überlegungen – und zwar in Gestalt einer ausdrücklichen Bezugnahme Fontanes auf Eduard Mörikes allegorische Figur der Windsbraut.

Im 5. Kapitel, vorgesehen waren »Badeleben-Szenen«³⁷, sollte es im Gespräch zwischen dem Protagonisten und Oceane einmal mehr um das Element gehen. Neben Richard Wagner wird hier auch Eduard Mörike erwähnt, unter anderem die »Sturm=Gret«³⁸. Das 6. Kapitel wiederum, noch gänzlich unausgeführt, sollte Folgendes zur Darstellung bringen: »Sturmnacht / Große Schilderung / Sturm=Gret«³⁹. Aufgegriffen wird damit ein Motiv, das im *Melusine*-Fragment von 1877 bereits erwähnt wird, dort allerdings eher fehl am Platze zu sein scheint, weil die vorgenommene Charakterisierung der geplanten Melusine-Figur ansonsten ganz und gar auf das Element Wasser zugeschnitten ist: »Das Mädchen ist eine Art Wasser-nixe, das Wasser ist ihr Element [...]. Sie liebt das Melusinen=Märchen und Mörikes Gedicht von der »Windsbraut.«⁴⁰ Das passt hier (noch) nicht so recht – und dürfte Fontanes Entscheidung mit befördert haben, seiner Melusine im nächsten Anlauf den Namen Oceane zu verleihen.

Die allegorische Figur der Windsbraut findet sich in der vierten Strophe des Mörike-Gedichts *Die schlimme Greth und der Königssohn* (1838). Sie lautet: »Es riß die rothe Fahn' vom Thurm / Die Windsbraut und ihr Troß / Es that sich auf der Erden Grund, / Es fiel mein Königsschloß.«⁴¹ Dazu bemerkt Mathias Mayer: »Vor allem diese Metapher von Wind und Sturm ist für Mörike ein Kennzeichen der Liebespoesie. Die stürmische Liebe kann in keiner Weise festgehalten werden«⁴². Als zusätzlicher Beleg zitiert sei Eduard Mörikes Gedicht *Im Frühling* aus dem Jahr 1829: »Ach, sag' mir, all-einzige Liebe, / wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe! / Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.«⁴³

Vor diesem Hintergrund kann es eigentlich gar nicht anders sein: Nach der vorgesehenen »Sturmnacht« macht der Protagonist in Fontanes Fragment Oceane von Parceval eine »leidenschaftliche Liebeserklärung«. Doch aus dem ersehnten Liebesglück erwächst keine Verbindung von Dauer. Oceane, nachdem sie »Abschied von der Mutter«⁴⁴ genommen hat, schwimmt bald darauf aufs offene Meer hinaus, um niemals zurückzukehren.

Der Vorname Oceane verweist gleichermaßen auf die beiden verschiedenen Elemente Wasser und Luft. Das mit dem Element Wasser unmittelbar verknüpfte Melusinische ruft die bis ins Mittelalter zurückreichende Überlieferungsgeschichte der Meer- oder Wassernixen auf, einmündend in die spezifische Gestalt, die Fontane, wenn auch nur in Ansätzen, diesem Stoff in seinen Melusine-Fragmenten verliehen hat. Von zentraler Bedeutung ist dabei der gleich zu Beginn des *Oceane*-Fragments vorgenommene Charakterisierungsversuch: Oceane als »moderne Melusine«, die erfüllt ist von der Sehnsucht nach Integration in die menschliche Gemeinschaft, die »sich einreihen möchte in's Schön=Menschliche«⁴⁵ – wohl wissend, dass ihr dieser Weg auf immer versperrt ist: »Eine Sehnsucht ist da, die Kluft zu überbrücken; ich kann es nicht; ich habe keine Thräne, kein Gebet, keine Liebe. Ich habe nur die Sehnsucht nach dem allem.«⁴⁶ Das spezifisch Melusinische ist von der Forschung vielfach aufgegriffen worden und hat zu mancherlei Interpretations- und Deutungsversuchen geführt. Bislang vernachlässigt, ja unbemerkt blieb die andere, an das Element der Luft geknüpfte Dimension, die im Namen Oceane gleichermaßen präsent ist. Hier geht es nicht um die – unstillbare – Sehnsucht der »Melusine«, sondern um die Frau als Projektionsfläche männlichen Verlangens und Begehrens. Die Luftkünstlerin in ihrer gleichsam schwebenden Existenz wird zum Inbegriff männlichen Liebesverlangens, ob es sich nun um Dr. Felgentreu im *Oceane*-Fragment handelt oder um Hugo Großmann in *Mathilde Möhring*. Auch diese Sehnsucht, die Sehnsucht der Männer, bleibt letztlich unstillbar, erweist sich die Luftkünstlerin doch als Windsbraut, Sinnbild stürmischer Liebe, verlockend nah und flüchtig zugleich.

In aller Behutsamkeit formuliert: Die Namensgebung Oceane scheint ein Modell zu annonciieren, mit dem Fontane in den Fragmenten experimentierte, dessen je spezifische Ausgestaltung jedoch anderen Werken vorbehalten blieb. Zugrunde liegt diesem Modell eine paradox anmutende Gedankenfigur von grundsätzlicher Tragik: Das, was Frau und Mann verbindet, ist zugleich das, was sie unaufhebbar voneinander trennt: eine letztlich unerfüllt bleibende Sehnsucht.

III.

Der Name Parceval war Theodor Fontane durchaus geläufig. In seinem Buch *Der deutsche Krieg von 1866* (1870/71) erwähnt er einen »Hauptmann von Parceval«⁴⁷ von der bayerischen Infanterie. Gemeint war wohl Otto von Parseval (1827–1901), später aufgestiegen zum königlich-bayerischen General der Infanterie. Parseval entstammte einem ursprünglich französischen, 1816 in Bayern immatrikulierten Adelsgeschlecht. Fontane verwendet die französische Schreibweise, obwohl sich die Parsevals seither mit s schrie-

ben. Noch im 1. Kapitel des *Oceane*-Fragments klärt der Freund den Protagonisten auf über die »komplizierte Abstammung« Oceans. Sie sei »aus einer französ. englischen Ehe hervorgegangen«. Obwohl »seit frühesten Jugend eine Deutsche«⁴⁸, weist die Schreibweise ihres Namens noch immer hin auf ihre französisch-englischen Wurzeln.

Weitaus wichtiger als der Bezug zum bayerischen Infanteriegeneral dürfte jedoch jene Assoziation sein, die sich nach der Veröffentlichung eines Romans mit dem Titel *Oceane von Parceval* unzweifelhaft beim zeitgenössischen Leser eingestellt hätte: der Bezug zu Wolfram von Eschenbachs mittelhochdeutschem Versepos *Parzival*. Wolframs wichtigstes Werk, entstanden im Zeitraum zwischen 1200 und 1210 als eigenständige Bearbeitung eines altfranzösischen Stoffs, gehörte zu Fontanes Zeiten noch immer zum festen Bestand des bildungsbürgerlichen Kanons. Auch Fontane selbst war Wolfram von Eschenbach durchaus ein Begriff. Geweckt hatte sein Interesse insbesondere ein Vortrag, den Otto Roquette den Mitgliedern des literarischen Klubs *Ellora* im Dezember 1860 gehalten hatte. Noch immer voller Begeisterung berichtet Fontane davon am 23. Dezember in einem Brief an Paul Heyse: »In der Ellora haben wir noch Otto Roquette. Er schreibt jetzt eine Literatur-Geschichte, wovon ich Anfangs, wie Du Dir denken kannst, nicht viel wissen wollte. Die beiden letzten Kapitel aber die er uns vorgelesen hat (Wolfram v. Eschenbach und Gottfried v. Straßburg) waren so ausgezeichnet, so klar, so maßvoll, so vortrefflich stylisiert, so überaus interessant, daß ich dadurch andren Sinnes geworden bin«⁴⁹. Zur großen Popularisierung des Parzival-Stoffes trug schließlich auch Richard Wagner bei. Im selben Jahr, in dem Fontane mit seinem *Oceane*-Projekt beschäftigt war⁵⁰, wurde Wagners *Parsifal* am 26. Juli 1882 in Bayreuth uraufgeführt. Einige Jahre später, im Juli 1889, unternimmt Fontane von Bad Kissingen aus eine dreitägige Reise nach Bayreuth – eigens zu dem Zweck, Wagners Opern, darunter seine Bearbeitung des Parzival-Stoffes, mitzuerleben. Sein Vorhaben scheitert jedoch: von Platzangst erfasst, von Schwindelanfällen und Atemnot heimgesucht, muss Fontane noch vor dem Ende der Ouvertüre das überfüllte Festspielhaus verlassen.⁵¹

Noch immer dürfte gelten, was Joachim Bumke bereits 1964 in seiner Monografie *Wolfram von Eschenbach* zum Stoff der Parzival-Sage hervorgehoben hat: »Die Parzival-Gral-Sage gehört zum großen Themenkreis der Matière de Bretagne, unterscheidet sich jedoch von den übrigen Sagen um König Artus durch eine Reihe von ausgesprochen christlichen Motiven, die nicht aus keltischer Überlieferung stammen können.«⁵² Wenn es gilt, das weite Feld möglicher Motivbezüge zwischen Fontanes Fragment *Oceane von Parceval* und Wolframs Versepos *Parzival* näher einzukreisen, dann sind es wohl die »christlichen Motive«, die Wolfram in den bretonisch-keltischen Sagenstoff eingearbeitet hat. Denn spätestens mit dem 4. Kapitel

erhält auch Fontanes *Oceane*-Entwurf eine religiöse Sinndimension durch den Verweis auf Jesus Christus als den von Gott zur Erlösung aller Menschen gesandten Messias. Vor einem alten »katholischen Crucifix« stehend, »Christus am Kreuz mit Maria und Magdalena«⁵³, sieht sich Oceane gefangen in einem inneren »Zwiespalt«. Von der demonstrativen Darstellung der Leiden Christi gleichermaßen abgestoßen wie herausgefordert, glaubt sie »sich zu erkennen«: »Ich glaube, ich that es. Und nun seh ich die trennende Kluft. Eine Sehnsucht ist da, die Kluft zu überbrücken; ich kann es nicht; ich habe keine Thräne, kein Gebet, keine Liebe. Ich habe nur die Sehnsucht nach dem allem.«⁵⁴ So rätselhaft die Figur Oceane von Parceval auch ist, dies dürfte eine Schlüsselstelle des Fragments sein. Denn das, was Oceane über sich selbst zu erkennen glaubt, knüpft unmittelbar an an die eingangs vom Erzähler vorgenommene Charakterisierung der »modernen Melusine«. Weil sie »keine Trauer« kenne und »der Schmerz [...] ihr fremd« sei, bleibe ihr, so der Erzähler, nur »die Sehnsucht nach einer tieferen Herzens-Teilnahme mit [...] den Schicksalen der Menschen«.⁵⁵ Oceane aber weiß: sie hat »keine Thräne«. Darüber hinaus sieht sie sich in unüberbrückbarer Distanz zur Gemeinschaft der Gläubigen, die mit der Menschwerdung Gottes und der mit Christus verbundenen Hoffnung auf Erlösung eine Antwort gefunden haben auf die konstitutiven Ungewissheiten menschlichen Daseins: auf die Frage nach dem Woher und dem Wohin. Davon aber weiß sich Oceane ausgeschlossen: sie hat »kein Gebet«. Was ihr im Zustand der Unerlöstheit bleibt, ist nur die »Sehnsucht nach dem allem.«⁵⁶

Oceans Gefühlsstarre oder -kälte, die kein Mitgefühl, kein Mitleid, keine »Herzens-Teilnahme« kennt, und ihre Sehnsucht nach Erlösung, nach Überwindung der unüberbrückbar erscheinenden Kluft: wenn dies Leit-motive der entworfenen Oceane-Figur sind, dann lassen sich durchaus Bezüge zu Wolframs *Versepos* ausmachen. Genauer formuliert: Es ist die Parzival-Figur in ihrem Verhältnis zum Gralkönig Anfortas, in der das Mitleidsmotiv, das Leiden und die Hoffnung auf Erlösung von zentraler Bedeutung sind.

Wolfram von Eschenbachs *Parzival* schildert den langen Lebensweg des Protagonisten bis zur letztendlichen Berufung zum Gralkönig, mit der er die Nachfolge des Anfortas antritt. Gleichsam auf dem Höhepunkt ritterlicher Bewährung und Bewunderung gelangt Parzival zum ersten Mal auf die Gralburg Munsalvaesche und begegnet Anfortas. Dieser leidet an unerträglichen Schmerzen, seit er gegen das Keuschheitsgebot aller Gralkönige verstieß und ihn daraufhin ein vergifteter Speer entmannte. Die Wunde, heißt es, werde erst dann verheilen, Anfortas erst dann von seinem unerträglichen Leiden erlöst werden, wenn ein Ritter komme und ihn nach der Ursache seiner Qualen fragen werde. Parzival aber unterlässt es, die Mitleidsfrage zu stellen. Erst bei seiner zweiten Ankunft auf Munsalvaesche,

nachdem er den Irrweg ritterlicher *hochvart* verlassen und *diemuot* gezeigt hat, stellt Parzival jene Frage, mit der er sein Mitgefühl bekundet und Anfortas erlöst: »oheim, waz wirret dir?«⁵⁷ (»Oheim, was quält dich?«)

Parzivals Lebensweg liegt, so Joachim Bumke, »die christliche Frage nach dem Weg des Menschen in der Welt«⁵⁸ zugrunde. Dabei verläuft Parzivals Entwicklung in drei Stufen: von der Unwissenheit, die von Gott nichts weiß, über die Verabsolutierung des eigenen Selbst (Hochmut) hin zur Einsicht in die Größe und Allmacht des liebenden Gottes (Demut). Wie rudimentär, wie perspektivisch gebrochen auch immer: Fontanes Oceane-Figur durchläuft ebenfalls eine dreistufige Entwicklung. Im 2. Kapitel weiß der Freund zu berichten, Oceane sei der Ansicht, in einer »Welt der Nicht=Empfindung« zu leben, in der »man glücklich sein könne ohne zu fühlen«⁵⁹. Insofern, so die Schlussfolgerung des berichtenden Freundes, könne bei Oceane nicht einmal von der »Sehnsucht nach einem ihr verschlossenen Glück« gesprochen werden: »Sie will dies Glück gar nicht«⁶⁰. Oceane bestreitet die Notwendigkeit von Gefühlen, weil sie sie nicht kennt. Nicht eigentlich wissend, wovon sie spricht, behauptet sie, glücklich zu sein. Ihr Hochmut weicht erst nach der Kruzifix-Szene, die ihr »die große Lehre vom Blut des Erlösers« drastisch vor Augen führt. Sich selbst erkennend, weiß sie nun, was ihr fehlt: »[...] ich habe keine Thräne, kein Gebet, keine Liebe. Ich habe nur die Sehnsucht nach dem allem.«⁶¹ Zuletzt erlebt sie die Welt der Gefühle, tritt ein in die Welt der Empfindung, nachdem ihr Felgentreu eine »leidenschaftliche Liebeserklärung« gemacht hat. Nun hat sie Tränen: »Sie weint« – wie befreit von einer schweren Last: »Ach dies Glück weinen zu können.« Unter diesem Blickwinkel gleicht Dr. Felgentreus Liebesgeständnis einem für Oceane befreienden, gleichsam erlösenden Wort. »Und sie sank an seine Brust«⁶², lautet der letzte, diese Szene beschließende Satz. Die angedeutete Entwicklung Oceans verläuft demnach von der Unwissenheit über die Selbsterkenntnis bis zum erlösenden Wort. Oder anders formuliert: vom behaupteten Glück über die Selbsterkenntnis zur Erfahrung eines ihr bislang verschlossenen Glücks.

Es wäre falsch, in den aufgezeigten Parallelen mehr sehen zu wollen als Spuren, die der alte Text im neuen hinterlassen hat. Wolfram von Eschenbachs *Parzival* ist fest verankert im mittelalterlichen Glauben, dass nur die demütige Hinwendung zu Gott dem Menschen Teilhabe gewährt an der unerschöpflichen Gnadenfülle eines allmächtigen Gottes. Solcher Glaubensgewissheit steht in Fontanes Texten der tastende, von Fragen begleitete Einbezug christlicher Motive gegenüber. Und so wird auch im *Oceane*-Fragment fassbar, was Renate Böschenstein in verschiedenen Fragmenten Fontanes ausgemacht hat: eine »scheue Präsenz des Christentums«⁶³. Dafür spricht nicht zuletzt auch der Name Oceane von Parceval.

IV.

Und schließlich gilt es, noch auf eine weitere Sinnenebene hinzuweisen, die mit der Figur Oceane von Parceval verknüpft ist. Die für das 6. Kapitel vorgesehene »Sturmnacht« sollte nicht nur »Verwüstung am Strand« anrichten, sondern auch ein Opfer fordern: »Einer der jungen Schiffer todt an den Strand geworfen.« Oceane und der Protagonist schauen auf den Toten, der »in der Kapelle« aufgebahrt ist. Nun heißt es: »Sie bleibt ruhig. [...] Sie sagt ihm: es sei ein Bild gewesen. Nichts weiter.«⁶⁴ Ganz offenkundig sollte diese Szene nachdrücklich unter Beweis stellen, was zur Charakterisierung Oceanes als »moderne Melusine« vom Erzähler eingangs skizziert worden ist. Weder »Trauer« noch »Schmerz« empfindend, werde »alles was geschieht [...] ihr zum Bild«⁶⁵. Paradigmatisch erfasst ist damit allerdings auch die Rolle, die Arbeit des Schriftstellers, die ja nicht erst am Schreibtisch beginnt, sondern mit einer Beobachtung der Welt, in der potentiell alles zum Stoff literarischer Bearbeitung, zum Bild werden kann.

Mit Blick auf die Figur Melusine von Barby im *Stechlin* hat Michael Masanetz hervorgehoben, dass es sich bei ihr auf einer textexternen Ebene »um die Personifikation von zentralen Aspekten der künstlerischen Kreativität ihres Autors« handle, »z. B. von Phantasie und philobatischem Reizhunger. Freilich auch der distanzierten Beobachterrolle.«⁶⁶ Dies gilt bereits mit Blick auf ihre Vorläuferin Oceane von Parceval. Theodor Fontane: der fleißige Zeitungsleser und Geschichtensammler; Fontane, der eifrige Spaziergänger, Bahnfahrer und Wanderer nicht nur durch die Mark Brandenburg, sondern auch über die Schlachtfelder der deutschen Einigungskriege – diesem Fontane wurde alles zum potentiellen Stoff seiner Literatur. Unter dem genau beobachtenden Blick des Schriftstellers aber wird alles zum Bild, weil künstlerische Kreativität eine distanzierte Beobachterrolle unabdingbar voraussetzt. Melusine von Barby, so Michael Masanetz, sei »in diesem Sinne eine Allegorie der ästhetischen Einstellung und deren Produkt«⁶⁷ gleichermaßen. Um so mehr gilt dies für Oceane von Parceval; eine Figur, die es Fontane erlaubte, auch die tragische Kehrseite künstlerischer Kreativität ins Bild zu setzen. Sich einzureihen »in's Schön=Menschliche«⁶⁸, wie Oceane es ersehnt, ist unvereinbar mit der Distanz voraussetzenden Rolle des Schriftstellers. Auch ihm muss – wie Oceane – der Schmerz, ja selbst der Tod zum Bild werden, wenn es gilt, das Menschliche darzustellen. Damit aber lebt der Schriftsteller wie Oceane in einer »Welt der Nicht-Empfindung«.

Oceanes Aussagen über die »Welt der Nicht=Empfindung«, in der zu leben auch »ein Glück«⁶⁹ bedeuten könne, werden nur indirekt, also in perspektivischer Brechung wiedergegeben, und zwar im Gespräch der beiden Freunde. Darüber hinaus weist der Freund in einem anderen Gespräch auf einen weiteren Aspekt hin, der in unserem Zusammenhang nicht übersehen werden sollte. Jeder Mensch, so der Freund, trage »den Lügensinn, den

Diebssinn, den Ehebruchssinn, den Mordssinn« in sich, ob er sich dessen nun bewusst sei oder nicht. Niemand bilde da eine Ausnahme, nicht der, »der etwas thut«, noch der, »der dies Gethane beobachtet und beurteilt«⁷⁰. Indirekt angesprochen ist damit erneut die paradigmatische Rolle des Schriftstellers, ist doch gerade er derjenige, der das Handeln der Menschen »beobachtet und beurtheilt«. Doch gelte eben auch für den Beobachter, was schließlich für alle Menschen zuträfe: Erst die Selbsterkenntnis, das heißt die Einsicht in die eigenen inneren Abgründe erlaube es, maßvoll zu handeln und Geschehenes mit »Maaß« zu beobachten und zu beurteilen. »Aber in allem entscheidet das Maaß«⁷¹ – so die Schlussfolgerung des Freundes. Wäre es abwegig, darin auch das Credo des Menschen und Schriftstellers Theodor Fontane zu erblicken?

V.

Nein, ist es nicht. Fünf Jahre nach seiner Arbeit am *Oceane*-Fragment wird Fontane selbst vor einem aufgebahrten Toten stehen. Nur handelt es sich da nicht um einen fremden »jungen Schiffer«⁷², sondern um seinen eigenen Sohn George. Offenbar mit dem Vorwurf konfrontiert, in dieser Situation nicht genug »Kolossalschmerz« gezeigt zu haben, schüttet Fontane am 12. Oktober 1887 in einem Brief an seinen Freund Georg Friedlaender sein Herz aus. Mit einem »Eisblock« sei er verglichen worden, ja, er sei schlimmer noch als ein Eisblock: »Denn der kann doch wenigstens schmelzen.«⁷³ Heide Streiter-Buscher hebt das Symptomatische dieser Vorgänge rund um Georges Tod hervor: »Fontanes Panzerung, »nur keine Sentimentalitäten«, mit der er sich vor affektivem Zusammenbruch und Selbstverlust zu schützen gesucht hat, zieht sich wie ein roter Faden durch alle seine Lebensphasen und prägt in extremen Gefühlssituationen wie dieser sein Verhalten. Seine Mitwelt hat er damit irritiert.«⁷⁴ Und deshalb sah sich Fontane auch andernorts genötigt, dem Vorwurf der Gefühlskälte zu widersprechen. Seine Tochter Martha lässt er am 19. April 1889 wissen, das »sich Entschlagen aller Sentimentalitäten« habe nichts zu tun mit »Gleichgültigkeit oder Gefühlsmangel«⁷⁵.

Aber all diese Unterstellungen, so Fontane abschließend an Georg Friedlaender nach dem Tod von George, könnten seine Überzeugung nicht erschüttern: »Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre. Sie sehen, selbst dieser schmerzliche Fall, der nun auf dem Rest meines Lebensweges neben mir hergeht, hat meine Menschenanschauung nicht geändert [...].«⁷⁶

Anmerkungen

1. Hans Blumenberg: *Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane*. München und Wien 1998, S. 7.

2. Ebd., S. 9.

3. Theodor Fontane: *Der Stechlin. Roman*. GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 17. Berlin 2001, S. 125.

4. Klaus-Peter Möller: *Anhang*. Wie Anm. 3, S. 463–711, hier S. 471 f.

5. Ebd., S. 472.

6. Ebd., S. 473.

7. Klaus Briegleb: *Fontanes Elementargeist: Die Preußin Melusine. Eine Vorstudie zum Stechlin*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberg. Bd. II. Würzburg 2000, S. 109–122, hier S. 110.

8. Fontane, wie Anm. 3, S. 125.

9. Theodor Fontane: *Melusine. An der Kieler Bucht*. In: Theodor Fontane: *Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays*. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Bd. I: *Texte*. Berlin/Boston 2016, S. 296–297, hier S. 296.

10. Ebd., S. 297.

11. Theodor Fontane: *Oceane von Parceval*. In: Fontane, wie Anm. 9, S. 297–306, hier S. 298.

12. Ebd.

13. Theodor Fontane: *Melusine von Cadoudal*. In: Fontane, wie Anm. 9, S. 306–310, hier S. 310.

14. Vgl. Theodor Fontane: *Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays*. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Bd. II: *Kommentare*. Berlin/Boston 2016, S. 190, 193 und 199.

15. Christina von Braun: *Fontanes Melusine-Gestalten*. In: *Fontane-Blätter*. 73 (2002), S. 116–122, hier S. 116.

16. Ebd., S. 117.

17. Edda Ziegler: *Die Zukunft der Melusinen. Weiblichkeitskonstruktionen in Fontanes Spätwerk*. In: *Am Ende des Jahrhunderts*, wie Anm. 7, S. 173–185, hier S. 175.

18. Vgl. Renate Schäfer: *Fontanes Melusine-Motiv*. In: *Euphorion* 56 (1962), S. 69–104.

19. Renate Böschstein: *Ich-Konzeptionen im Horizont von Sinnsuche. Zu Fontanes späten Prosafragmenten*. In: *Am Ende des Jahrhunderts*, wie Anm. 7, S. 81–95, hier S. 94.

20. Wie problematisch es ist, das knapp umrissene Oceane-Porträt des Fragments zum »Programm« zu erheben, zeigt sich bereits im engeren Sinne, nämlich mit Blick auf die Melusine-Figuren im Werk Fontanes. In einem frühen Entwurf zum *Stechlin*, niedergeschrieben auf einer Rückseite der »Convolut«-Umschläge, heißt es über die ersten Jahre der »im Frühjahr 64« geborenen Melusine: »Bei diesem einen Kinde das sich durch Schönheit und Klugheit aber vor allem durch eine seltene Herzengüte ausgezeichnete schien es bleiben zu sollen.« (Zitiert nach: Möller, wie Anm. 4, S. 538 f.) Wie

immer man die Figur Melusine von Barby in der letztendlichen Buchfassung des *Stechlin* interpretieren mag, die ihr zuge dachte »seltene Herzengüte« widerspricht jedem Versuch, Fontanes Melusinen einheitlich auf »Gefühlskälte« oder eine »Unfähigkeit zum Gefühl« fixieren zu wollen.

21. Fontane, wie Anm. 11, S. 301.

22. Ebd., S. 299.

23. Ebd., S. 301.

24. Vgl. Theodor Fontane: *Fragmente und frühe Erzählungen. Nachträge*. NFA Bd. XXIV. München 1975, S. 898.

25. Erich Wentscher: *Die Rufnamen des deutschen Volkes*. Halle 1928, S. 33.

26. Böschenstein, wie Anm. 19, S. 88 f.

27. Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«*. Roman. Hrsg. von Tobias Witt. GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 14. Berlin 2005, S. 161 f.

28. Theodor Fontane: *An Emil Schiff*. In: HFA IV,3. 1980, S. 585 f, hier S. 586.

29. Peter Demetz: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen*. München 1964, S. 212.

30. Fontane, wie Anm. 11, S. 301.

31. Allerdings ist es nicht viel, was sich heute noch über die Lebensumstände der damals gefeierten Artistin in Erfahrung bringen lässt. Am hilfreichsten noch sind Befunde der Ahnenforschung und das Familienbuch der berühmten Zirkusfamilie Renz.

32. Ein Zufall der Geschichte: Wie Bernhard von Lepel, Fontanes langjähriger Freund, entstammte auch Eduard von Lepel dem weit verzweigten Adelsgeschlecht derer von Lepel.

33. Erika von Watzdorf-Bachoff: *Im Wandel und in der Verwandlung der Zeit*. Hrsg. von Reinhard R. Doerries. Stuttgart 1997, S. 21.

34. Theodor Fontane: *Mathilde Möhring*. GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 20. Berlin 2008, S. 69 f.

35. Im Anhang zu *Mathilde Möhring* geht Gabriele Radecke wie selbstverständlich davon aus, dass es sich bei der »auf dem Zettel« abgebildeten Artistin um eine »Trapezkünstlerin« handelt – wohl deshalb, weil Luise von Briest ihre Tochter so bezeichnet: »Immer am Trapez, immer Tochter der Luft.« GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 15. 2. Aufl. Berlin 2018, S. 7.) So eindeutig ist dies in *Mathilde Möhring* jedoch nicht. Denn Fontane belässt es bei dem unbestimmten Hinweis auf eine »Luftkünstlerin«. Es könnte sich also auch um eine Seiltänzerin handeln, die den Eindruck erweckt, als flöge sie durch die Luft. Unstrittig dagegen ist die Anspielung auf Calderóns Drama *La Hija del Aire* (1653), »in dem die assyrische Sagenkönigin von Babylon, Semiramis, als amoralisches Naturwesen dargestellt wird« (Gabriele Radecke: *Anhang*. In: GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 20. 2008, S. 127–423, hier S. 353.). Ob nun Trapezkünstlerin oder Seiltänzerin, den »Töchtern der Luft« haftete seit eh und je etwas Anrühiges und Liederliches an. Schon 1739 bemerkt das *Nutzbare, galante und curiöse Frauenzimmer-Lexicon*: »Seiltänzerin, / Ist eine leichtsinnige Weibsperson, so in dem Lande herum ziehet, und ihre Kunst auf dem straffen oder Schweng-Seil zu tanzen öffentlich um das Geld sehen lässt.« (Franckfurt und Leipzig 1739, Spalte 1487.)

36. Fontane, wie Anm. 3, S. 318.

37. Fontane, wie Anm. 11, S. 303.

38. Ebd., S. 304.

39. Ebd., S. 305.

40. Fontane, wie Anm. 9, S. 296.

41. Eduard Mörike: *Die schlimme Greth und der Königsson*. In: Eduard Mörike: *Gedichte*. Stuttgart und Tübingen 1838, S. 26–33, hier S. 26.

42. Mathias Mayer: *Eduard Mörike*. Stuttgart 1998, S. 43.

43. Eduard Mörike: *Im Frühling*. In: Eduard Mörike: *Gedichte in einem Band*. Hrsg. von Bernhard Zeller. Frankfurt am Main und Leipzig 2001, S. 34 f, hier S. 34.

44. Fontane, wie Anm. 11, S. 306.

45. Ebd., S. 298.

46. Ebd., S. 303.

47. Theodor Fontane: *Der deutsche Krieg von 1866*. UFA Bd. 44. Zweiter Band. Frankfurt am Main u.a. 1980, S. 271.

48. Fontane, wie Anm. 11, S. 299.

49. Theodor Fontane: *An Paul Heyse*. In: HFA IV,2. 1979, S. 15–19, hier S. 18 f. – Otto Roquettes Literaturgeschichte erschien 1863 in Stuttgart unter dem Titel: *Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Dokumenten bis auf die neueste Zeit*.

50. Die Datierung des *Oceane*-Fragments auf das Jahr 1882 beruht auf einer äußerst knappen Bemerkung Fontanes in seinen Tagebüchern. Unter dem Datum des 11. Januar 1882 heißt es: »Gearbeitet:

›Oceane‹.« (Theodor Fontane: [Tagebuch-Eintragung] 11. Januar, Mittwoch. In: GBA *Tage- und Reisetagebücher. Tagebücher 1866–1882. 1884–1898*. 1994, S. 149.) Wie lange sich diese Arbeit hinzog und wann Fontane die Idee eines *Oceane*-Romans aufgab, weiß man hingegen nicht.

51. In einem instruktiven Beitrag hat Heide Streiter-Buscher wohl sämtliche Quellen und Forschungsbeiträge zu diesem Vorfall rekapituliert, um ihrerseits eine eigene Hypothese über die möglichen Ursachen dieser Krise zu formulieren. Danach könnte Theodor Fontanes Beinahe-Zusammenbruch im Bayreuther Festspielhaus in Zusammenhang stehen mit dem kaum verarbeiteten Tod seines Sohnes George im September 1887: »Entscheidender Auslöser für Fontanes seelischen Zusammenbruch [...] war das *Parsifal*-Vorspiel. Die dadurch ausgelöste Erinnerung an den verlorenen Sohn, dessen Leidenschaft für die Musik Richard Wagners – sie stürzten den Vater in ein »emotionales Chaos«. Die Gewissheit der Endgültigkeit dieses Verlustes in einem solchen Augenblick muss ihn überwältigt haben. Sie führte ihn physisch und psychisch an eine Grenze. Im Gefühl, die Kontrolle über sich zu verlieren, schien Flucht der einzig mögliche Ausweg.« (Heide Streiter-Buscher: *›Ach, Bayreuth hat mir ein Leides getan‹. Theodor Fontanes Flucht aus Richard Wagners ›Scheunen-Tempel‹*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*. LVII (2013), S. 198–227, hier S. 227.

52. Joachim Bumke: *Wolfram von Eschenbach*. 4. durchges. u. erg. Aufl. Stuttgart 1976, S. 37.

53. Fontane, wie Anm. 11, S. 303.

54. Ebd.

55. Ebd., S. 298.

56. Ebd., S. 303. – Mit beinahe denselben Worten wird Effi am Vorabend ihres Todes ihre Grübeleien beschließen, wie Oceane nach Antworten suchend, wie Oceane ohne rechten Glauben: »Ich war immer eine schwache Christin; aber ob wir vielleicht doch von da oben stammen und, wenn es hier vorbei ist, in unsere himmlische Heimat zurückkehren, zu den Sternen oben oder noch drüber hinaus! Ich weiß es nicht, ich will es auch nicht wissen, ich habe nur die Sehnsucht.« (Theodor Fontane: *Effi Briest. Roman*. GBA. *Das erzählerische Werk*. Bd. 15. 2. Aufl. 2018, S. 345.)

57. Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Studienausgabe. Berlin 1965. Vers 795.29, S. 362.

58. Bumke, wie Anm. 52, S. 72.

59. Fontane, wie Anm. 11, S. 300.

60. Ebd., S. 301.

61. Ebd., S. 303.

62. Ebd., S. 306.

63. Böschenstein, wie Anm. 18, S. 89.

64. Fontane, wie Anm. 11, S. 306.

65. Ebd., S. 298.

66. Michael Masanetz: »Die Frauen bestimmen schließlich doch alles« oder die Vorbildlichkeit des Bienenstaates. Vom (un)heimlichen Niedergang männlicher Macht und der Macht der Liebe im Stechlin. In: *Am Ende des Jahrhunderts*, wie Anm. 7, S. 187–200, hier S. 195.

67. Ebd.

68. Fontane, wie Anm. 11, S. 298.

69. Ebd., S. 300.

70. Ebd., S. 302.

71. Ebd.

72. Ebd., S. 306.

73. Theodor Fontane: *An Georg Friedlaender*. In: HFA IV,3. 1980, S. 568 f., hier S. 569.

74. Streiter-Buscher, wie Anm. 51, S. 222.

75. Theodor Fontane: *An Martha Fontane*. In: HFA IV,3. 1980, S. 682 f., hier S. 682.

76. Fontane, wie Anm. 73, S. 569.

Die Fontanes und »ihre« Französische Kirche

Bernd W. Seiler

Wer heute von Fontanes Zugehörigkeit zur Berliner Französischen Gemeinde hört, wird sicherlich zuerst an den Französischen Dom am Gendarmenmarkt denken. Zusammen mit seinem Gegenüber, dem Deutschen Dom, und dem Schauspielhaus dazwischen bildet er eine so markante Berliner Stelle, dass sich jeder, der die Stadt auch nur als Besucher kennengelernt hat, leicht an sie erinnert. Zu Fontanes Zeiten jedoch ergab sich diese Zuordnung so selbstverständlich nicht. Die »Französische Friedrichstadtkirche«, wie sie amtlich hieß und heißt, war nur eine von fünf Französischen Kirchen im Stadtgebiet. Neben ihr gab es die Friedrichswerdersche und die Dorotheenstädtische Kirche, beide bis 1841 sowohl deutsch-evangelisch wie französisch-reformiert genutzt, und es gab die Luisenstädtische Kirche und die Kirche in der Klosterstraße. Besonders diese, der »Temple de Berlin«, wie die französische Bezeichnung lautete, stand damals völlig gleichrangig neben dem »Temple de Friedrichstadt«, und es war eben dies die Kirche, in der Theodor Fontane und seine Familie konfessionell verankert waren.

1. Die Französische Klosterkirche

Erbaut wurde die Kirche schon 1726, nur zwei Jahrzehnte nach dem ersten französischen Kirchenbau in der Friedrichstadt, weil sich immer mehr Hugenotten auch östlich der Spree, also in dem alten Berlin, ansiedelten. Die Kirche war ein unregelmäßiges Achteck mit einem hohen Dach, aber ohne Turm. Etwa 250 Personen fanden in ihr Platz, und wie immer in reformierten Kirchen mit ihrem besonderen Gemeinde-Verständnis glich das Innere eher einem Versammlungsraum als einer Andachtsstätte. Ganz zufrieden damit scheint Fontane allerdings nicht gewesen zu sein. Von der »weißgeputhtesten aller Kirchen« hat er einmal gesprochen¹, und nicht zufällig wohl findet in keinem seiner Romane der Besuch einer solchen Kirche je



Die Klosterkirche
im Schleuen-Plan
von 1757

statt. Immerhin bekam die Klosterkirche als erste der Berliner Französi-
schen Kirchen schon 1735 eine Orgel, sodass wenigstens in diesem Punkt
für Gottesdienststimmung gesorgt werden konnte.



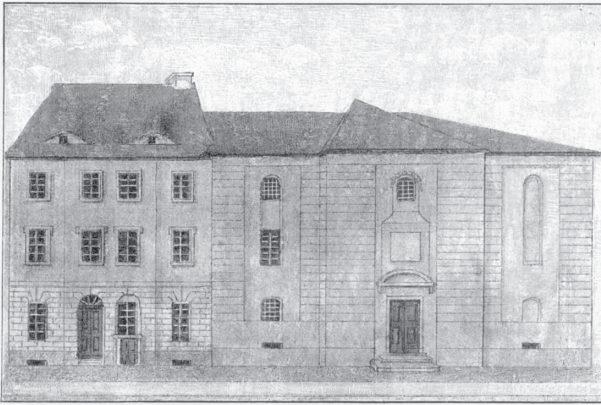
Das Innere der
Klosterkirche

So unscheinbar, wie die Kirche im Inneren war, war sie es auch nach außen: sie war ein Hinterhaus. Vermutlich in dem Gedanken, späterhin Platz noch für einen Turm zu haben, hatte man sie von der Straßenfront etwas zurückgezogen, dabei aber den ökonomischen Sinn der Gemeinde nicht bedacht. »Es war immer die häßliche Seite des Calvinismus, so lebensklug zu sein«, heißt es in *Unwiederbringlich* zum lukrativen Betrieb calvinistischer Pensionsate.² Mit den Jahren hielt man es nämlich für klüger, ein Wohnhaus auf die Freifläche zu setzen, und so war von der Kirche danach nichts mehr zu sehen. Wer vom Alexanderplatz her die Klosterstraße hinunterging, passierte links das Graue Kloster mit seiner Kirche, erblickte links voraus die Parochialkirche, bemerkte aber nicht, dass rechts hinter den Häusern die Französische Kirche noch stand, weil sie nur durch einen Hausdurchgang erreichbar war. Auch bei diversen Umgestaltungen wurde das Haus beibehalten und Anfang der 1880er-Jahre schließlich durch einen repräsentativen Neubau ersetzt, der endgültig nicht mehr vermuten ließ, welches Gebäude sich dahinter verbarg.

2. Die Kirchenkontakte von Fontanes Vorfahren

Die aus Frankreich eingewanderten Hugenotten, von denen Fontane in der väterlichen wie der mütterlichen Linie abstammte, gehörten selbstverständlich der reformierten Glaubensgemeinschaft an, und wo deutsche Frauen in sie einheirateten, wurden sie oft ihrerseits Mitglieder dieser Gemeinde. Eine Folge davon war, dass die französischsprachigen Gottesdienste, die im 18. Jahrhundert noch die Regel waren, mehr und mehr durch deutschsprachige Gottesdienste ersetzt werden mussten. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kehrte sich das Verhältnis dann schon um, es sollte zumindest ein französischer Gottesdienst im Monat noch gewährleistet sein. Nach 1860 aber wurde auch das nicht mehr verlangt. Nur die Kirchenbücher wurden noch bis in das letzte Jahrhundertdrittel hinein auf Französisch geführt und auch die Namen französisch geschrieben, also Charles für Karl, Julienne für Juliane usw. Nach Einführung der standesamtlichen Beurkundung 1874 ging aber auch das zurück. Ein Indiz für das Vordringen des Deutschen sind zudem noch die Handschriften. Statt der früher ausschließlich lateinisch geschriebenen Texte tauchen schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts »deutsch« geschriebene Buchstaben und Wörter in den Einträgen auf, bis gegen Ende des Jahrhunderts Französisch überhaupt nicht mehr verwendet wird.

Fontanes Großvater in der väterlichen Linie, Pierre Barthélemy Fontane, geboren am 3. Juni 1757, wuchs bereits deutschsprachig auf und heiratete auch deutsch, wollte für sich und seine Kinder aber bei der reformierten



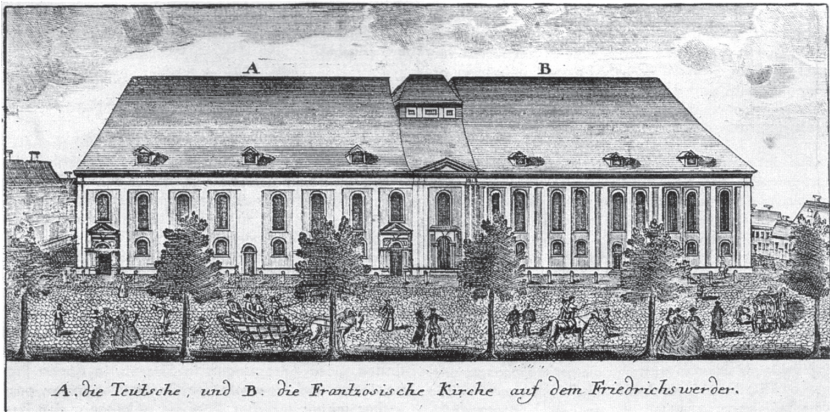
Die Straßenfront
der Kirche in der
Klosterstraße um
1780

Gemeinde bleiben. Er ließ sich mit der um ein Jahr jüngeren Schneidermeisterswitwe Sophia Deubel also zwar evangelisch trauen, eine Haustrauung, gab den Konfessionsunterschied aber an. »Er ein Franzose, sie lutherisch«, heißt es in dem Eintrag der Jerusalemkirche vom 14. Oktober 1790. Und auch noch eine besondere Gebühr ist vermerkt. »Hat bei der Colonie bezahlen müssen zwölf ...« steht mit einem unklaren Zusatz neben dem Betrag, der von der Kirche für die Haustrauung verlangt wurde.³ Was die Zahlung an die Kolonie bezweckte, ist aber klar: die Kinder der Ehe sollten zur Französischen Kirche gehören. So wurde der am 24. März 1796 geborene Louis Henri, Fontanes Vater, denn auch französisch-reformiert getauft, nämlich am 17. April in der Schlosskirche von Köpenick.⁴ Pierre Barthélemy Fontane war als Privatsekretär des Preußischen Kronprinzenpaares und ab 1797 der namhaften Königin Luise offenbar für längere Zeit auf Schloss Köpenick abgestellt. Die Taufe in der Schlosskirche war jedoch kein Privileg, sondern diese der Köpenicker Französischen Gemeinde von Anfang an als Gotteshaus zugewiesen.

Auch seine zweite Ehe ging Fontanes Großvater – seine erste Frau war 1797 gestorben – mit einer evangelisch-deutschen Frau ein, der viel jüngeren Anna Maria Reimann. Auch diese Ehe wurde evangelisch geschlossen, nämlich am 17. März 1799 in der Berliner Bethlehemskirche, nur diesmal ohne Berührung des Konfessionsunterschiedes und auch ohne einen Zahlungsvermerk. Der beim ersten Mal gezahlte Betrag stellte die Zugehörigkeit Pierre Barthélemys und seiner Nachkommen zur Französischen Kirche auf Dauer sicher. Auch der Sohn aus dieser Verbindung, der am 8. Dezember 1801 geborene August, konnte also wieder französisch-reformiert getauft werden, und zwar ebenfalls in Köpenick, weil offenbar der Vater weiterhin

im Schloss beschäftigt war.⁵ Das wurde dann Fontanes »entzückender Onkel August«, wie er ihn in *Von Zwanzig bis Dreißig* so wunderbar anschaulich porträtiert.⁶ Sein Vater, der Königliche Privatsekretär, wurde 1826 durch die Französische Kirche auch bestattet und bekam ein Grab auf deren Friedhof vor dem Oranienburger Tor.

In der mütterlichen Linie von Fontanes Vorfahren stand die Zugehörigkeit zur französisch-reformierten Gemeinde demgegenüber nie in Frage. Die Mutter, eine geborene Labry, kam 1797 als Tochter eines »französischen« Berliner Seidenkaufmanns zur Welt, der seinerseits auch eine Frau mit überwiegend französischen Vorfahren geheiratet hatte.⁷ Hier kommt erstmals auch eine Verbindung zur Klosterkirche in den Blick. Pastor Pajon, der dieses Großelternpaar am 15. November 1794 traute – eine Haustrauung –, war Prediger an eben dieser Kirche.⁸ Doch schon die Taufe von Fontanes Mutter am 21. Oktober 1798 fand in einer anderen, in der Friedrichswerderschen Kirche statt. Vielleicht, weil es von der Wohnung der Labrys in der Breiten Straße nach dort näher war, vielleicht auch, weil in der Klosterkirche der Pastor gewechselt hatte. Denn es war dies auch die am wenigsten ansprechende unter den Berliner Französischen Kirchen. Vormalig eine Königliche Reithalle, »langer Stall« genannt, galt sie in der nach Westen sich ausdehnenden Stadt mehr und mehr als ein Schandfleck. 1831 trat deshalb nach siebenjähriger Stilllegung der noch heute vorhandene Schinkel'sche Backsteinbau an ihre Stelle. Mit ihm allerdings endete nach einigen Jahren auch die Nutzung als Französische Kirche, die zunächst eine doppelte zusammen mit einer deutschen Gemeinde gewesen war.⁹



Der »lange Stall« auf dem Schleuen-Plan von 1757



Die neue Friedrichswerdersche Kirche von Schinkel auf einem Gemälde von Carl Daniel Freydanck (1839)

Als sich die zwanzigjährige Emilie Labry mit dem nur zwei Jahre älteren Apotheker Louis Henry Fontane trauen ließ, richtete sich wie üblich der Kirchgang nach dem Herkommen der Braut. Man begab sich also am 24. März 1819 in den »langen Stall«, in dem der Pastor – Palmié – noch derselbe war, der Emilie getauft hatte. Den Wegzug aus Berlin hatte das Paar da aber schon vor Augen, Louis Henry trat als »Apotheker von Ruppin« vor den Traualtar. Dass es eine Apotheke in der Provinz geworden war, die er erworben hatte, lag an einem Examen nur »Zweiter Klasse«, mit dem er in Berlin eine Apotheke nicht führen durfte. Für den neun Monate später zur Welt kommenden Theodor bedeutete dieser Wohnort aber auch, dass er nicht »französisch« getauft werden konnte. Seine Vornamen trug die Pfarrkirche von Neuruppin als »Heinrich Theodor« ein, die den Eltern sicherlich gemäßere französische Namensform kam nicht in Frage.

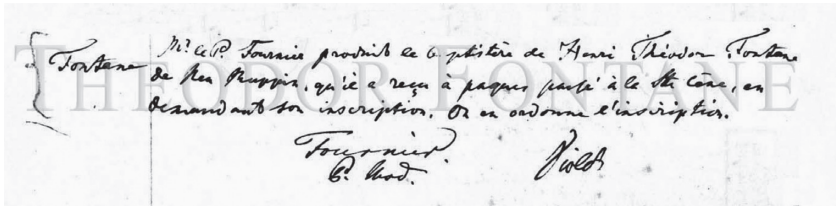
3. Fontanes Eintritt in die Berliner Französische Gemeinde

Als Fontane mit knapp vierzehn Jahren in die Stadt seiner Vorfahren ein, man kann auch sagen: heimkehrte, wäre seine Rückmeldung in der Französischen Gemeinde von jedermann verstanden worden. Abgesehen von der Glaubensfrage – wer französische Vorfahren hatte, war in Berlin jemand, und dies umso mehr, als jedes Jahr Zigtausende Zuwanderer von überall her neu dort Fuß fassten. Wie lässt sich verstehen, dass er mit diesem Schritt drei Jahre gewartet hat? Am Alter jedenfalls lag es nicht. Er war mit siebzehn Jahren nicht anders minderjährig als mit vierzehn, brauchte also in jedem Fall die elterliche Befürwortung. Es wird kein Vorsatz gewesen sein, aber vielleicht sah er die Chance, sich den Konfirmandenunterricht dadurch zu ersparen. Als er im Herbst 1833 das Gymnasium in Neuruppin verließ, könnte er zwar kirchlichen Unterricht dort schon empfangen haben, war mit der Konfirmation aber noch nicht an der Reihe. Frühestens zu Ostern 1834, wahrscheinlich sogar erst 1835 hätte er sich konfirmieren lassen können. Die Konfirmation in einer evangelischen Kirche hätte aber auch bedeutet, dass ihm die Aufnahme in die französisch-reformierte Gemeinde für immer verwehrt gewesen wäre. Frühere Mitglieder dieser Gemeinde, so die Regelung, die »genöthigt waren, sich an einem Orte niederzulassen, wo keine französische Kirche ist«, konnten bei ihrer Rückkehr nach Berlin umstandslos in »ihre« Gemeinde wieder eintreten. Das galt auch für ihre Kinder, außer sie wären, wie ausdrücklich festgelegt war, »durch die Abendmahlsfeier zur deutschen Kirche übergegangen«.¹⁰ Natürlich hätte Fontane den Besuch des evangelischen Konfirmandenunterrichts in Berlin fortsetzen und ihn sich – ohne Konfirmation – bei den Reformierten dann anrechnen lassen können. Danach wird ihn aber nicht verlangt haben, und sein Onkel August wäre der Letzte gewesen, ihn dazu zu drängen. Sein Eintritt in die Französische Gemeinde war absehbar, der Anspruch verfiel nicht, also war es nicht schlimm, wenn er damit noch wartete.

Was nun aber überhaupt nicht in Frage kommt, so oft es auch angenommen wird, dass er sich in der Französischen Gemeinde konfirmieren lassen konnte, ohne zuvor in diese Gemeinde eingetreten zu sein. Immer wieder aber vermutet man eine »französische« Konfirmation im Frühjahr 1836, obwohl jedenfalls seit 1980 bekannt ist, dass es erst im November 1836 zu seiner Aufnahme dort kam. Tatsächlich auch findet sich sein Name unter den Konfirmanden dieser Kirche nicht, und Fontane selbst hat auch nie geäußert, konfirmiert worden zu sein. Nur an einer einzigen Stelle spricht er vage davon, dass er »in frühen Tagen ... mit jungen Leuten aus den alten Kolonistenfamilien, mit Jordans, Devarannes, Chartons, Briets, Sarres, erst auf der Schul- und dann auf der Konfirmandenbank« gesessen habe¹¹, was in seinem Fall jedoch schon wegen der unterlegten Kontinuität von Schul- und Konfirmationsbekanntschaften skeptisch stimmt. Doch sogar noch jüngst

wieder umkleidet die Biographie von Regina Dieterle Fontanes Konfirmation mit einer ganzen Erzählung: Von 1835 bis 1836 habe er bei Pastor Fournier den Unterricht besucht, sei am 20. Mai 1836 konfirmiert worden, vielleicht getrennt, weil er bei der offiziellen Zeremonie »krank« gewesen sei, und habe im November 1836 dann Aufnahme in die französisch-reformierte Gemeinde gefunden.¹²

Man kann aus solchen Konstruktionen nur folgern, dass man sich weder mit der Logik des Konfirmationsaktes noch mit dem seit 1980 bekannten Aufnahmedokument wirklich beschäftigt hat. »Konfirmation« ist eine Bestätigung der Taufe, nämlich die bewusste Übernahme des mit ihr vorbestimmten christlichen Bekenntnisses, setzt also die Zugehörigkeit zu der betreffenden Glaubensgemeinschaft selbstverständlich voraus. Man kann nicht erst nach diesem Bestätigungsakt Mitglied einer solchen Glaubensgemeinschaft werden. Dasselbe besagt die Protokollnotiz, die Fontanes Aufnahme in die Französisch-reformierte Kirche von Berlin festhält.¹³ Sie ist zwar nicht leicht lesbar und noch weniger leicht zu verstehen, aber man kann durchaus zu einem plausiblen Ergebnis bei ihrem Studium kommen. Der handschriftliche Vermerk sieht so aus:



Als Text erschließbar ist:

Fontane. M[onsieur] le P[asteur] Fournier produit le baptistère de Henri Théodore Fontane de Nea Ruppin, qu' il à reçu a paques passé à la Ste Cène, en demandant son inscription. On en ordonne l'inscription. Fournier. P[asteur] Mod[érateur]. Violet

Sinngemäß übersetzt besagt das:

Herr Pastor Fournier hat die Taufdokumente von Henri Théodore Fontane aus Neuruppin bestätigt, welche er vergangene Ostern bei der Abendmahlsfeier mit dem Wunsch seiner Einschreibung erhalten hat. Die Einschreibung wird aufgrund dessen verfügt. Fournier, leitender Pfarrer. Violet [Sekretär].

Problematisch könnte die Übersetzung von »le baptistère« mit »Taufdokumente« sein. Eigentlich bedeutet das Wort »Taufkapelle« oder Baptisterium,

doch in dieser Bedeutung ist es hier unsinnig. Fournier kann keine Taufkapelle »hergestellt« haben, die er letzte Ostern von Fontane erhalten hat. Offenbar wurden in der Amtssprache der Gemeinde alle mit der Taufe in Verbindung stehenden Sachverhalte mit »baptistère« bezeichnet, von der Taufurkunde über die Elternherkunft bis zur Bezeugung der Identität, damit nicht alles einzeln benannt werden musste. Sachlich ist somit aber klar, dass Fontane nicht aufgrund einer Konfirmation, sondern aufgrund seiner Taufzeugnisse in die Französische Gemeinde aufgenommen wurde.

Wie erklärt sich aber, dass Fournier die betreffenden Zeugnisse vergangene Ostern »à la Ste Cène«, also »beim Heiligen Abendmahl« von ihm erhalten hat? Dass Fontane sich zu Ostern 1836 in die Klosterkirche begeben, sich vorn mit zum Abendmahl niedergekniet und Fournier nach dem Empfang die Aufnahmepapiere entgegengestreckt hat, ist auszuschließen. So viel Dreistigkeit wird ihm niemand zutrauen, und Fournier hätte ihm diese Überrumpelung auch nicht mit einem Freundschaftsverhältnis gedankt. Vielmehr wird er sich im Hintergrund gehalten, seine Nichtteilnahme am Abendmahl mit der noch ausstehenden Aufnahme in die Gemeinde erklärt und artig seine Papiere zur Übergabe bereitgehalten haben. Weil das nicht alle Tage vorkam, behielt Fournier die Situation im Gedächtnis und bezog die Übergabe »zu Ostern beim Abendmahl« in seinen Vermerk ein.

Unentschieden muss bleiben, warum er sich ein halbes Jahr Zeit mit der Entscheidung ließ. War das üblich? Zögerte er wegen der fehlenden Konfirmation? Oder hat er gar bewusst ein paar Monate verstreichen lassen, weil er sie ihm dann guten Gewissens erlassen konnte? Im Prinzip nämlich hatte sich die Konfirmationsfrage für Fontane mit dem Aufnahmegesuch erledigt. Denn das, was sie soll, eine mit der Taufe vollzogene Einschreibung in ein

Die Klosterstraße
in einer Zeichnung
von Eduard
Gaertner (1828).
Die Französische
Kirche stand hinter
den hinteren
Häusern rechts.
Die Proportionen
sind aber verzerrt.
Die Parochialkirche
steht zu weit in der
Straßenmitte und
die rechte Seite
zeigt nach vorn
mehr von der
Straße.



christliches Gemeinwesen noch einmal bewusst zu bekräftigen, hatte er mit seinem Antrag getan. Vielleicht hat ihn Fournier wegen seines Versäumnisses ein bisschen gerügt, doch ihn angesichts der unreifen Christlichkeit und so vieler Fünfzehnjähriger, die er regelmäßig konfirmieren musste, mit seinen siebzehn Jahren noch in den Konfirmandenunterricht zu schicken hat er zweifellos unterlassen. Eben deshalb konnte Fontane ihn seinen »alten Gönner aus Konfirmandentagen her« nennen und sich ihm lebenslang verbunden fühlen.¹⁴ Fournier hatte ihn großzügig ohne Konfirmation zum Abendmahl zugelassen – vielleicht sogar an dem besagten Ostertag –, und das hat er ihm nicht vergessen.¹⁵

4. Fontanes Verbindungen zur Klosterkirche

Warum sich Fontane für seinen Eintritt in die Französische Gemeinde an die Klosterkirche hielt, ist nicht schwer zu erschließen. Von der Burgstraße her, wo er bis Ostern 1836 bei seinem Onkel wohnte, war es dorthin am nächsten. So konnte er in Vorbereitung dieses Schrittes schon einmal auch einen Gottesdienst dort besucht, den Pastor Fournier sich angehört und eine günstige Gelegenheit für die Kontaktaufnahme sich überlegt haben. Vielleicht hatte ihm aber auch sein Vater zur Klosterkirche geraten. Dieser hatte von 1808 bis 1810 das Gymnasium am Grauen Kloster besucht, der reformierten Kirche praktisch gegenüber, und da er während der anschließenden Apothekerlehre ins Konfirmationsalter kam, könnte er auch selbst schon dort konfirmiert worden sein.¹⁶ Einen Kirchenbucheintrag dazu gibt es nicht, erst von den 1830er Jahren an wurden die Namen der Konfirmierten festgehalten. Nicht in Frage kam demgegenüber der Eintritt in die Friedrichswerdersche Kirche, in der die Eltern geheiratet hatten. Den »langen Stall« gab es damals nicht mehr, und den Schinkelschen Neubau sah man mehr als eine evangelische Kirche an.

Wie sich das Verhältnis Fontanes zu dem zwanzig Jahre älteren Fournier nach der Aufnahme entwickelte, liegt im Dunkeln. Es muss aber mit der Zeit zu einem Gedankenaustausch mit ihm gekommen sein, da Fournier im Januar 1851 schon ausgesprochen vertraut an ihn schreibt. Fontane hatte ihm die *Waterloo*-Dichtung von Christian Friedrich Scherenberg ausgeliehen und erhielt sie mit den Worten zurück: »Für Dichtung Wahrheit! In letzterer sind wir lange verbunden. Daß ich in ersterer eine neue Bekanntschaft an Ihnen gemacht, hat mir Freude und wahren Genuß gewährt.«¹⁷ Scherenbergs 1849 erschienene Versdichtung feiert den Sieg über Napoleon als deutsche Erhebung gegen einen Weltfeind und sieht sie als ein Beispiel auch für den Weg Deutschlands zu seiner politischen Einheit an. »Für Dichtung Wahrheit!« meint wohl, dass Scherenbergs Werk, obwohl nur Dichtung, für Wahrheit zu nehmen ist, anders, als es sonst aus religiöser Sicht für dichte-



August Fournier (1800–1874)

rische Werke galt. Wenn Fournier bekennt, nach Fontanes Gedanken inzwischen auch seinen Dichtungen etwas abgewinnen zu können, scheint er in diesem Punkt sogar schon grundsätzlich anderer Meinung geworden zu sein.

Vorhergegangen war diesem Austausch im Oktober 1850 Fontanes Trauung. Ob die vier Jahre jüngere Emilie Rouanet-Kummer lieber in einer anderen als in der kargen Klosterkirche geheiratet hätte, entzieht sich dem Einblick. Mit Fournier jedoch hat sie sich von Anfang an gut verstanden. »Meine Braut«, erinnert sich Fontane, machte »einen überaus günstigen, beinahe heitren und wie zur Schelmerei stimmenden Eindruck auf ihn, so daß er uns sofort in sein Herz schloß und, statt uns herabzudrücken, uns erhob und ermutigte«. ¹⁸ Dass Emilie lutherisch getauft und im Herbst 1839 auch noch so konfirmiert worden war ¹⁹, wirkte sich nicht aus, weil sie als Ehefrau umstandslos der reformierten Gemeinde beitreten konnte. Es verstand sich deshalb von selbst, dass man in der Folge auch die Kinder von Fournier taufen ließ. Selbst als die Wege zur Klosterkirche weiter wurden – mehr als fünf Kilometer von 1863 an, als die Familie in die Nähe des Potsdamer Platzes zog –, wurde die Verbindung aufrechterhalten. Allerdings wurden dann nur noch Haustaufen bestellt, lediglich der erste Sohn, der 1851 geborene George Emile, und der 1856 geborene Theodor wurden zur Taufe in die Klosterstraße gebracht. Haustaufen kosteten natürlich extra, aber da an Taufsonntagen immer mehrere Eltern oder gar Dutzende mit ihren Kindern zum Taufen anstanden, meistens »Volk« und auch noch ledige Mütter darunter, kaufte man sich, soweit man es konnte, ganz gern von solcher Nähe frei.

Haustaufen wurden allerdings auch vorgenommen, wenn ein Kind krank war oder es der Mutter nicht gut ging oder gar eine Totgeburt zu befürchten war. Für diesen Fall waren die Pfarrer zumal in katholischen

Gegenden mit einer Art Spritzpistole ausgestattet, mit der auch in den Geburtskanal hinein getauft werden konnte. Das ungeboren bleibende Kind, das wegen der Erbsünde andernfalls direkt zur Hölle gefahren wäre, sollte wenigstens vor diesem Schicksal bewahrt bleiben. In Berlin ließen zu dieser Zeit allerdings doch schon zahlreiche Eltern oder Mütter ihre nicht überlebensfähigen Kinder »ungetauft« sterben, wie die Kirchenbücher jeweils vermerkten, nahmen die Folgen dieses Versäumnisses also in irgendeinem Sinn in Kauf. So weit wollte man im Haus Fontane jedoch nicht gehen. Bei dem Ende August 1852 geborenen Rudolph rief man zwei Wochen nach der Geburt Fournier zu einer »Nottaufe« in die Puttkamerstraße und wendete so das »ungetauft« in letzter Stunde ab. Ebenfalls eine Nottaufe nahm 1855 ein Pfarrer in Luckenwalde vor, wo Emilie während einer Pfingstfahrt ein Siebenmonatskind zur Welt gebracht hatte, das nur zehn Tage lebte.

Auch für die drei weiteren Kinder, die Fontane und seine Frau noch taufen ließen, kam Fournier ins Haus, in diesen Fällen aber nicht, soweit ersichtlich, weil eine Notlage vorlag, sondern weil man sich den Kirchgang ersparen wollte. Bei dem im Oktober 1853 geborenen Peter Paul stellte sich in der Luisenstraße »der ganze Rütli« zu Gevatter ein, wie *Tunnel-Freund* Eggers bemerkte.²⁰ Geholfen hat es dem Kind allerdings nicht, es wurde nur ein halbes Jahr alt. Für die 1860 zu taufende Tochter Martha wurde Fournier in die Tempelhofer Straße bestellt, und für den letztgeborenen Friedrich war es 1864 ein Termin in der Hirschelstraße. Wie lange so ein Besuch dauerte, ist nicht festgehalten, doch Stoff für ein persönliches Gespräch hätte es immer gegeben. In den Londoner Jahren hatte sich Fontane mit Fournier auch brieflich ausgetauscht, wenn schon mit eher unbefriedigendem Ausgang. 1852 wollte ihm dieser einen Kontakt in London vermitteln, was Fontane wegen der damit verbundenen Umstände aber nicht aufgriff. Sechs Jahre später wurde er von ihm gebeten, einen Aufsatz über den jüngst verstorbenen General Havelock zu schreiben, den zu veröffentlichen Fournier dann aber nicht gelang. Trotzdem blieb das Verhältnis intakt. Fontane besuchte Fournier mitunter, und zu den Taufen wurde eben auch er und kein anderer Pfarrer geholt.

5. Fournier und die goehrfeigte Braut

Wie gewogen Fontane Fournier immer blieb, zeigt am besten sein Urteil über den Skandalfall, der 1869 Fourniers Ruf in der Öffentlichkeit schwer beeinträchtigte und ihn mit siebzig Jahren zur Niederlegung seines Amtes zwang: Er hatte einer jungen Frau, die schwanger zur Trauung erschienen war, eine Ohrfeige versetzt. »Hochmut« ist das einzige, was Fontane ihm in diesem Zusammenhang vorwirft. Zwar sei er strenggläubig gewesen, habe aber »durchaus über den Dingen« gestanden, »mehr vielleicht, als er seiner

Stellung und seinem Bekenntnis nach durfte.«²¹ Wenn gerade das ein Fall aber nicht zeigt, ist es Fourniers Verhalten bei dieser Trauung, und erst recht von seinem Auftreten vor Gericht bleibt der Eindruck einer verstörenden Uneinsichtigkeit zurück.

Zu dem Vorfall kam es, nachdem Fournier von einem vormaligen Konfirmanden, dem 23jährigen Musiklehrer Albert Küntzy, gebeten worden war, ihn mit einer 19jährigen Kanzlistentochter zu verheiraten. Am Tag der Trauung, dem 14. Januar 1869, erreichte den Pfarrer ein anonymes Schreiben, aus dem er erfuhr, dass die Braut bereits in anderen Umständen sei. Er nahm beim Eintreffen der Hochzeiter die Mutter des Bräutigams deshalb zur Seite – die Mutter der Braut lebte nicht mehr – und erklärte ihr, eine Trauung mit Myrtenkranz komme nicht infrage, »nicht eine Blume« dürfe die Braut als Kopfschmuck tragen. Außerdem würde die Trauung nicht in der Kirche, sondern nur in der Sakristei stattfinden. Nach einigen Einwänden, die ihn vielleicht zusätzlich empörten, trat er bei den in der Sakristei versammelten Gästen ein, einem Dutzend Angehöriger und Freunden des Paares, ging auf die Braut zu und versetzte ihr mit den Worten »Meine Tochter, was hast du getan!« eine schallende Ohrfeige. Er warf ihr vor, Gott mit dieser Trauung belügen zu wollen, und erhob weitere solche Anklagen. Sie fing an zu weinen, der Bräutigam versuchte sie beruhigen und erklärte dem Pfarrer, Gott sei allwissend, er wisse auch das, der Pfarrer möge sich rein auf die Trauung beschränken. Das geschah auch, wenn schon nicht ohne die Stichelei, dass die Brautleute nicht zu zweit, sondern »zu dritt« vor den Traualtar getreten seien.



Das neue
Vorderhaus der
Klosterkirche
von 1882

Die Gäste waren natürlich erschrocken, verlegen, ratlos, sollen aber die Kirche sogar unter Lachen verlassen haben, wie das eben ist, wenn man nicht weiß, wie man reagieren soll. Es geschah aus diesem Kreis heraus auch weiter nichts, keine Anzeige, keine Beschwerde, die Sache hätte folgenlos bleiben können. Die nachträglich einsetzende öffentliche Empörung ist deshalb viel aufschlussreicher für die Stellung der Kirche in der damaligen Gesellschaft als der Vorfall selbst. Eine Zeitung nämlich, die *Frohnauer Staatsbürger-Zeitung*, bekam Wind von der Sache und brachte eine Woche später darüber einen längeren Bericht. In durchaus vergrößernder Darstellung zum Nachteil des Pfarrers bezeichnete sie den Vorfall als »exorbitantes Attentat«, als »maßlose Ausschreitung eines zelotischen Dieners der ›Religion der Liebe‹« und sah Zeiten heraufkommen, in denen die »Gefahr einer Prügelei zwischen Bräutigam und Prediger« vor dem Altar drohe. Der Staat müsse endlich durch die »schleunigste Einführung der allgemeinen Civilehe« solchen Zuständen ein Ende setzen, vor allem aber »Herr Fournier wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt durch öffentliche Mißhandlung eines Menschen strengstens zur Rechenschaft gezogen werden.«²²

Dazu kam es auch. Der Artikel rief die Staatsanwaltschaft auf den Plan, die Fournier vor Gericht brachte. Eine mit drei Richtern besetzte Kammer hörte am 30. Juni 1869 elf Zeugen an und verurteilte ihn zu 300 Talern Geldstrafe oder vier Monaten Gefängnis. 300 Taler oder 900 Mark waren ein durchaus erheblicher Betrag, nach heutigem Wert leicht mit zehntausend Euro anzusetzen. Fournier machte geltend, dass er die Braut keineswegs geschlagen, sondern allenfalls gestikulierend ihre Wange berührt habe, und wenn, so sei es keine Amtshandlung gewesen, da er gar kein staatliches Amt inne habe. Der Staatsanwalt redete mit Engelszungen auf ihn ein, den Vorgang zuzugeben, dann könne bei einem verdienten Mann wie ihm auch Nachsicht geübt werden, doch vergeblich. So konnte das Gericht zu seinem Bedauern mildernde Umstände kaum erkennen, und es kam zu der verhängten Strafe.²³

Fournier allerdings sah seine Verurteilung nicht ein und ging in Berufung. So befasste sich am 17. Dezember 1869 auch noch das Berliner Kammergericht mit der Ohrfeige, diesmal mit fünf Richtern und wiederum elf Zeugen, nur ohne Fournier, der sich durch einen Anwalt vertreten ließ. In der Befragung der Braut, die bei der ersten Verhandlung nicht hatte erscheinen können, kam dabei etwas zur Sprache, was zuvor nicht berührt worden war: dass sie fünf Tage nach der Trauung eine Fehlgeburt erlitten hatte. Der Staatsanwalt wollte wissen, ob sie die »unrichtigen Wochen« allein auf die Behandlung durch Fournier zurückführe oder noch durch andere Vorfälle beunruhigt worden sei. Sie bestätigte den Zusammenhang und beklagte, noch immer nicht wieder ganz gesund zu sein. Nach Vernehmung aller Zeugen, also einer erneuten Beweisaufnahme, sah sich auch die zweite Instanz von der Schuld Fourniers überzeugt und bestätigte das Urteil der ersten.²⁴

Dass Fournier die durch sämtliche Zeugen beeidete Ohrfeige wiederum bestritt, d.h. durch seinen Anwalt bestreiten ließ, und lediglich eine zufällige Berührung für möglich erklärte, trübt Fontanes Bild von einem aufrechten, durch und durch ehrenwerten Charakter der »alten Garde« doch ein. Nicht nur, dass er einer jungen Frau – und bezeichnenderweise nur ihr – wegen ihrer »anderen Umstände« ganz unverhältnismäßig zugesetzt hatte, er war auch nicht bereit, das zuzugeben oder gar sich zu entschuldigen. Die öffentlichen Reaktionen zeigen aber, für wie unzulässig man solche Maßregelungen durch die Kirche damals schon hielt. Viele Zeitungen berichteten von dem Fall, »weit über die Grenzen Europas hinaus«, wie der Verteidiger registrierte, und die von der Frau erlittene Fehlgeburt wurde zum Indiz für einen erbarmungslosen kirchlichen Moralismus.²⁵

Auch die Französische Gemeinde reagierte und ließ Fournier keine andere Wahl, als in den Ruhestand zu treten. Seine Verabschiedung am 25. September 1870 ist einer der wenigen Gottesdienste, deren Besuch Fontane selbst erwähnt. Das, woran er sich achtundzwanzig Jahre später erinnert, hat mit dem, was Fournier in seiner Predigt sagte, allerdings nur wenig zu



Die Klosterstraße 1913 in einem Foto von Max Missmann.
Die Fassade rechts bis zu den Erkern ist die des Vorderhauses
der Französischen Klosterkirche.

tun. Dieser habe das Gerichtsverfahren nur »leise berührt«, schreibt er in *Von Zwanzig bis Dreißig*, und »kein Ton von Bitterkeit« sei zu vernehmen gewesen. Vor allem aber habe Fournier erkennen lassen, dass er seine Strafe akzeptierte, »sie trifft mich da, wo ich gefehlt«. ²⁶

Tatsächlich gesagt hat Fournier jedoch, dass es ein »unerhörter und zugleich in hohem Grade betrübender« Vorgang gewesen sei, wie man ihn »nach einer mehr als vierzigjährigen ehrenvollen Wirksamkeit« behandelt hätte, und nicht auszumessen, »was Menschen dabei geirrt und gesündigt haben«. Er sei sich aber sicher, dass »alle Zeugenaussagen und Richtersprüche der Welt nicht im Stande sind, die Unwahrheit zur Wahrheit und die Wahrheit zur Unwahrheit zu machen«. Nur weil er wie stets auf Gott vertraue, könne er auch diese Prüfung ertragen, ja er erkenne darin die gute Absicht Gottes, ihn aus seinem Amt scheiden zu lassen, »bevor Krankheit und Altersschwäche es zur Nothwendigkeit machen«. ²⁷

Es mag sein, dass Fontane Fourniers Haltung der Gottergebenheit, die die ganze Predigt durchzog, auch auf dessen Prozessbeurteilung übertrug, zumal diese in dem einstündigen Vortrag nur wenige Minuten beanspruchte. Unübersehbar aber gesteht er Fournier ein Schuldbewusstsein zu, das es nicht gab, sondern das zu bemerken er nur eben sich wünschte. Auch er also war von Fourniers Schuld überzeugt und wollte nicht wahrhaben, dass dieser bis zuletzt alles abstritt. Mit ihm noch über den Fall gesprochen hat er aber sicherlich nicht, der letzte amtliche Kontakt lag mit der Konfirmation des ältesten Sohnes zu Ostern 1867 ja auch schon länger zurück. So war es erst wieder die Nachricht von Fourniers Tod, die ihn beschäftigte, empfangen im Oktober 1874 während der ersten Italienreise. ²⁸ »Für uns ein wirklicher Verlust«, schrieb er an die befreundeten Zöllners. »Er hat, durch die zweifelhaftesten Zeiten hin, in Treu und Liebe bei uns ausgehalten.« ²⁹ Zwanzig Jahre später erinnerte er sich Friedlaender gegenüber noch einmal an eine Predigt Fourniers, in der dieser »den Himmel Gottes ganz nach dem Rezept der Quattrocento-Maler« beschrieben habe. »Er mußte den Tag vorher solch Bild gesehen haben oder kam von einer italienischen Reise zurück.« Nur sei aus solcher Religiosität in der heutigen Zeit »nichts mehr zu machen«, bemerkt er dazu, sie habe sich »längst überlebt«. ³⁰ Es war nicht der Pfarrer, sondern nur der Mensch Fournier, den er schätzte.

6. Die Kirchenverbindungen von Fontanes Kindern

Der Klosterkirche blieben die Fontanes auch nach Fourniers Ausscheiden treu. Dessen Nachfolger für mehr als ein Jahrzehnt wurde Albert Cazalet, und so war er es, der die drei weiteren Fontane-Kinder dort dann konfirmierte. Zu Ostern 1873 war es Sohn Theodor. Er war am 1. Oktober 1871 bereits in das Predigerseminar der Französischen Gemeinde eingetreten, in

dem Cazalet Direktor war, und wohnte nahe am Gendarmenmarkt in einem Internat. Von dort aus besuchte er auch das Französische Gymnasium. Als er sich 1875 entschloss, statt Theologie Jura zu studieren, hatte das für Fontane allerdings die verdrießliche Folge, dass die Kolonie die Seminar-kosten von 960 Mark zurückforderte.³¹ Zu Ostern 1876 dann wurde in der Klosterkirche Tochter Martha konfirmiert und fünf Jahre später auch noch Friedrich, der Jüngste. Der Kontakt zu Cazalet war durch diese Familiener-ignisse immerhin eng genug geworden, dass Fontane wie vormalig bei Fournier auch bei ihm gelegentlich zu einer Visite vorbeiging.³²

George Emile heiratete auch noch in der Klosterkirche, 1886 getraut von dem neuen Prediger Tournier, der den verstorbenen Cazalet ersetzte. Dass die vierzehn Jahre jüngere Braut, die Justizratstochter Martha Robert, ihm in diese Kirche folgte und nicht umgekehrt er ihr sich anschloss, hatte mit ihrer besonderen konfessionellen Vorgeschichte zu tun. Ihre Familie war katholisch, stammte aus Bayern und hatte sich zudem in einer echt bayri-schen Mission in Berlin angesiedelt: der Großvater sollte mit Unterstützung des bayrischen Königshauses das bayrische Bier in Berlin verbreiten. Zu die-sem Zweck erhielt er in Spandau ein Erbpachtgrundstück und eröffnete dort 1842 einen Bierausschank. Daraus entwickelte sich der berühmt-berüchtigte »Spandauer Bock«, ein Großlokal mit Brauerei, zu dem die Berliner an freien Tagen bald zu Tausenden hinauspilgerten.³³ Der Gründer, Conrad Bech-mann, überließ das Unternehmen 1860 zwar seinen Söhnen, bestand aber darauf, dass die Nachkommen katholisch blieben. Als nämlich seine Tochter Emma 1863 einen Protestanten heiraten wollte, eben den späteren Justizrat Carl Robert³⁴, musste sie sich nicht nur katholisch trauen lassen, sondern der



Die Klosterkirche
als Hinterhaus 1942

Bräutigam auch noch konvertieren. Andernfalls hätte er als Vater in dieser »Mischehe« das Recht gehabt, seine Kinder evangelisch zu erziehen, und das durfte aus Bechmannscher Sicht nicht sein. Carl Robert wusste indessen, wofür er das tat: die finanzielle Ausstattung seiner Braut überstieg seine Einkünfte als städtischer Justiziar bei Weitem.

Alle sechs Kinder der Bechmann–Robert–Ehe wurden also katholisch getauft, auch die 1865 geborene Martha Robert als Zweitälteste.³⁵ Ihre Mutter hat das aber wohl von Anfang an missbilligt, wahrscheinlich hatte sie selbst in ihrer Jugend erfahren, welchem Spott man als »Katholische« in Berlin ausgesetzt war. Nach dem Tod ihres Vaters 1881 – ihr Erbe wollte sie natürlich nicht riskieren – trat sie mit allen ihren Kindern aus der katholischen Kirche aus und wurde evangelisch. Das jedenfalls ergibt sich, wenn man die Kirchenbucheinträge mit dem Eindruck verbindet, den Fontane von der Familie hat. Der einzige Katholik bei den Roberts ist seiner Wahrnehmung nach der Vater. Martha Robert, als sie heiratet, ist »evangelisch«, ohne dass von einem vorherigen Glaubenswechsel die Rede ist, und ebenso wenig wird an ihrer vier Jahre jüngeren Schwester Emma, die die Fontanes 1890 im Riesengebirge näher kennenlernen, etwas Katholisches noch bemerkt. Der Jüngste der Familie aber, Emil Robert, wird während des Ehejahres des Fontane-Sohnes in Berlin konfirmiert.³⁶

Der innerfamiliäre Konfessionswechsel wurde den Fontanes gegenüber also fraglos nicht berührt. Es hatte ja auch etwas Komisches, dass der Vater zwecks Heirat Katholik geworden war, sich seine gesamte Familie danach aber auf die Gegenseite schlug. Fontane mit seinem ausgeprägten Sinn für derlei Pikantheiten hätte sich einen Spott darüber schwerlich entgehen lassen. Dass Carl Robert dem Übertritt zugestimmt haben musste, machte die Sache nicht besser, konnte er selbst sich doch nicht anschließen, wollte er nicht vor aller Welt als gewissenlos, ja zynisch dastehen. Für Fontanes Sohn war die Heirat gleichwohl das »Große Los«. Er bezog mit seiner Frau die opulente neue Villa der Schwiegereltern in Lichterfelde und hatte als Offizier jetzt mit Geld beste Aussichten auch für seine Karriere. Das allerdings für nur noch ein Jahr. Im September 1887 beendete ein Blinddarmdurchbruch sein Leben, Fontane konnte ihn, aus dem Riesengebirge zurückkommend, gerade noch einmal sehen. Bestattet wurde er auf dem neuen Lichterfelder Friedhof, damals noch kaum mehr als ein Acker, und ausgesegnet durch einen Pfarrer der nahen Pauluskirche. An ein französisch-reformiertes Begräbnis hat offenbar niemand gedacht, auch Fontane nicht, denn in seinem Tagebuch bemerkt er, der Platz gefalle ihm, er wünschte sich »die gleiche Stelle«.³⁷

Bei den Roberts hingegen war der Konfessionsunterschied noch über ihren Tod hinaus von Bedeutung. Die meisten Beerdigungsplätze von Berlin waren damals Kirchhöfe, also konfessionsgebunden, sodass ein Ehepaar aus einer Mischehe nur unter Verzicht auf eine der Bindungen eine



Eine Anzeige in der *Vossischen Zeitung*
 vom 3. Juni 1890

gemeinsame Grabstätte finden konnte. Als Carl Robert 1890 mit nur 64 Jahren starb, entschied sich seine Frau – fraglos mit seinem Einverständnis – gewissermaßen für seine Heimholung in den Protestantismus. Ein von ihr bezahlter, man kann auch sagen: bestochener Pfarrer »nahm es auf sich«, so Fontane, »einen Katholiken auf dem orthodoxen Matthäikirchhof mit einzuschmuggeln«. Er unterzog sich aber, wie er fand, der Aufgabe mit »rühmlichem Geschick«. Alles sonst jedoch an dieser Beerdigung wirkte »absolut todt« auf ihn, »und dazu dieser gräßlich schöne Gesang von Kerlen, die hinter einer Lorbeerhecke stehn und sich schon auf das Seidel freuen, das sie unterwegs im »Augustiner« trinken wollen.«³⁸ Immerhin bezog er den Kirchhof danach noch in eine Romanhandlung ein: Die Poggenpuhls blicken von ihrer Wohnung aus stolz auf seine Erbbegräbnisse, weil sie sich besserer Familienzeiten durch sie erinnern. Emma Robert aber, die Witwe, konnte sich 1918 – sie war zwanzig Jahre jünger – dann regulär an der Seite ihres Gatten dort beisetzen lassen.³⁹

Hatte sich George Emile auch in der Klosterkirche noch trauen lassen, so kam das für seinen Bruder Theodor nicht mehr in Betracht. Er war als Intendanturassessor des Preußischen Heeres nach Münster beordert worden, lernte dort die neun Jahre jüngere Tochter eines Oberpostdirektors kennen und heiratete sie am 5. Oktober 1886 in der Münsteraner Garnisonkirche, der einzigen evangelischen Kirche von Münster damals überhaupt. Martha Soldmann war auch keine Münsteranerin, sondern in Dortmund zur Welt gekommen, ihr Vater als preußischer Postbeamter erst über verschiedene Dienstorte zuletzt in Münster gelandet. Fontane und seine Frau, aber auch George Emile und Martha nahmen an der Hochzeit teil. Zur Taufe der beiden in Münster geborenen Kinder, Otto 1887 und Gertrud 1889, kamen sie allerdings nicht mehr, übernahmen aber Patenschaften. So lernten sie die Enkel erst kennen, als die Schwiegertochter 1888 einmal zu Besuch kam und 1890 Theodor mit seiner Familie nach Berlin zurückkehrte.

Etwas anders hätten sich die Dinge bei dem dritten Kind, der im Mai 1896 geborenen Enkeltochter Martha darstellen können. Nach zwei Jahren

in Hannover war Theodor wiederum nach Berlin versetzt worden, inzwischen als Intendanturrat, und fand eine Wohnung im damals neu entstehenden »Bayrischen Viertel« nahe dem Wittenbergplatz. Einen Kirchenkontakt hatte er dort natürlich nicht, konnte sich mit der Taufe des Kindes aber auch Zeit lassen. Längst wurden die Neugeborenen standesamtlich registriert, die Taufe war immer nur der zweite Akt. Fontane scheint angeregt zu haben, den Prediger Neßler von der Französischen Friedrichstadtkirche zu nehmen, mit dem er in einer Art kollegialem Austausch stand. Karl Neßler verfasste Reiseberichte und hielt auch Vorträge im *Verein für die Geschichte Berlins*. Doch Theodor wollte ihn nicht. Am 11. Juli 1896 schreibt Fontane an Martha, er habe von Neßler ein »nett und manierlich« geschriebenes Heftchen über Christi Gefangennahme in Gethsemane erhalten und bedauere, dass er »für Theo und Otto nicht fromm genug ist oder wohl gar nicht fromm genug für die kleine Oberpoststietze«, also die sechsjährige Gertrud.⁴⁰

Für welchen Pfarrer, welche Kirche sich Theodor stattdessen entschied, ist bei seiner Zugehörigkeit zum preußischen Militär nicht schwer zu erraten: die Taufe von Tochter Martha am 27. September 1896 fand in der Garnisonkirche statt.⁴¹ Deshalb konnten sowohl Fontane wie die Geschwister Martha und Friedrich ihre Teilnahme ohne Weiteres zusagen: bis zur Neuen Friedrichstraße rechts der Spree gegenüber der Nationalgalerie brauchte man vom Potsdamer Platz aus nur eine dreiviertel Stunde.⁴² Emilie allerdings ließ sich schon eine Woche vorher entschuldigen, sie hatte eine Reise nach Dresden zu ihrer Freundin Johanna Treutler vor. »Natürlich könnte sie's verschieben«, schreibt Fontane am 19. September an Theodor, »es ist aber, wie der Hase nun mal läuft, für alle Theile besser, sie fehlt. Deiner Frau – geben wir uns darüber keinen Illusionen hin – wird bei dieser Nachricht ein Stein vom Herzen fallen und Mama selbst kommt um eine bedrückliche Scene.«⁴³ Das wird sich auf die Unstimmigkeiten beziehen, die es über längere Zeit hin zwischen Theo und seiner Frau zuvor gegeben hatte und bei denen Emilie wohl allzu entschieden für ihren Sohn eingetreten war.

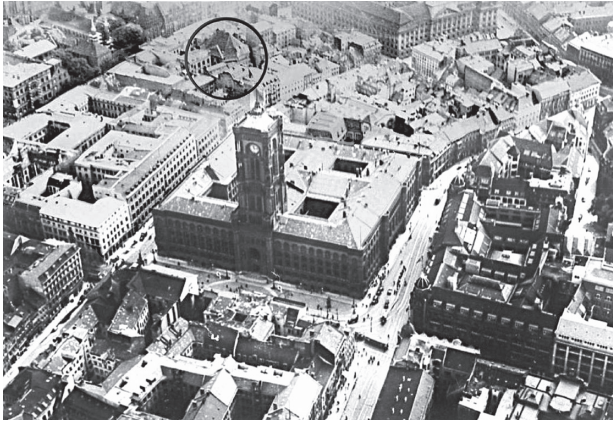
Auch für die Kinder dieser Ehe kam ein Eintritt in die Berliner Französische Gemeinde nicht mehr in Betracht. Theodor junior wechselte 1899 für fast zehn Jahre zur Militärintendantur nach Kassel, so dass die beiden Älteren dort konfirmiert wurden. Sohn Otto (1887–1958) wurde dann Kaiserlicher Marineoffizier und heiratete nach Hamburg, heuerte aber auch in Hitlers Kriegsmarine noch wieder an, weil ihn der zwischenzeitliche Polizeidienst nicht befriedigt hatte.⁴⁴ Tochter Gertrud, die »kleine Oberpoststietze«, heiratete, als hätte es Fontane vorhergewusst, einen hohen thüringischen Postbeamten, mit dem sie nach Erfurt zog⁴⁵, und die nachgeborene Martha verband sich mit der jüdischstämmigen Familie Rinkel in Schlesien.⁴⁶ Theo selbst aber und seine Frau, gestorben 1933 und 1934, liebten sich nicht auf dem Französischen Friedhof an der Liesenstraße bestatten, sondern auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf.⁴⁷



Die Garnisonkirche in einem Foto von 1910

Aufrechterhalten wurde die Verbindung zur Französischen Gemeinde aber von den beiden jüngeren Fontane-Kindern, wenn auch wohl nur aus einer gewissen Verlegenheit heraus. Als Sohn Friedrich Anfang 1897 eine Frau zum Heiraten fand und sie seinen Eltern vorstellte, entschieden diese sehr schnell, dass sie gesellschaftlich nicht in Frage komme. »Sie vertritt eine Welt- und eine Gesellschafts-Einstellung, die der unsrigen diametral entgegengesetzt ist«, schreibt Fontane an die Tochter, Friedrich werde seinen Weg allein gehen müssen.⁴⁸ So wird es am 20. März 1897 bei ihm nur eine Haustrauung, vorgenommen von einem Prediger der Französischen Louisenstadtkirche, den Friedrich wohl persönlich kannte. Die Ehe hielt dann aber auch nicht, schon ein Jahr später wurde sie geschieden.⁴⁹

Ähnlich einsam heiratete zwei Jahre später auch Tochter Martha. Schon ihre Verlobung mit dem Witwer Karl Emil Otto Fritsch am 16. September 1898 hatte Mutter Emilie so missbilligt, dass sie ihr demonstrativ fernblieb: der künftige Schwiegersohn hatte das volle Trauerjahr nach dem Tod seiner Frau nicht abgewartet. Dass Martha selbst nun bereits drei Monate nach



Eine Luftaufnahme von 1920 mit der eingebauten Klosterkirche

dem Tod des eigenen Vaters heiraten wollte, ging deshalb erst recht nicht, es hätte auch in der Öffentlichkeit schweren Anstoß erregt. Martha wusste aber, dass Fontane solche Bedenken herzlich egal waren, und so blieb sie bei ihrem Vorhaben. Allerdings kam auch in diesem Fall nur eine Haustrauung in Frage. Gebeten wurde Fontanes Favorit, Prediger Neßler von der Französischen Friedrichstadtkirche, und er traute sie am 4. Januar 1899 unter Anwesenheit zweier befreundeter Zeugen. An Prediger Devaranne von der Klosterkirche, für den die Tradition gesprochen hätte, konnte sich Martha selbstverständlich nicht wenden, da er ja gerade erst ihren Vater beerdigt hatte.

Als Fontane am 20. September 1898 für alle unerwartet verstarb, hätte als Prediger für ihn auch sicherlich Neßler gebeten werden können, weil er nicht nur als Pfarrer, sondern auch aus persönlicher Bekanntschaft etwas über ihn hätte sagen können. Dass er nicht zur Kloster-, sondern zur Friedrichstadt-Paroisse gehörte, wäre demgegenüber nicht ins Gewicht gefallen. Beauftragt wurde aber Eugène Devaranne, weil ihn Sohn Theodor aus seiner Zeit am Predigerseminar kannte. Das hat in der Fontane-Literatur zu der Meinung geführt, es habe besonderer Bemühungen bedurft, ihn in Anspruch zu nehmen, er sei amtlich nicht zuständig gewesen.⁵⁰ Das jedoch trifft nicht zu. Devaranne hatte am 1. April 1898 die zweite Pfarrstelle an der Klosterkirche übernommen und war damit ein dort regulär anzusprechender Prediger.⁵¹ Es wird also vielmehr so gewesen sein, dass Theo, der sich schon für die Taufe seiner Tochter mit Neßler nicht einverstanden erklärt hatte, zu dem üblichen Bestellungswege, also zu Devaranne riet, während die übrige Familie wahrscheinlich lieber Neßler beauftragt hätte.



Die Klosterstraße mit der Parochialkirche heute. Die Klosterkirche stand hinter dem langen Gebäude rechts nächst dem U-Bahn-Eingang.

Bemerkenswert ist nämlich, dass bei der Beerdigung von Ehefrau Emilie vier Jahre später gerade nicht Devaranne die Aussegnung vornahm, obwohl er seit 1899 sogar der erste Prediger der Klosterkirche war, sondern der weniger zuständige Neßler. Diesmal hatte sich Sohn Friedrich um die Beerdigung gekümmert und kümmern müssen, weil Theodor ja mit seiner Familie in Kassel lebte. Er wird gewusst haben, zu wem seine Mutter, die in demselben Haus wie er in der Elßholzstraße wohnte, das bessere Verhältnis hatte. Oder hat Devaranne Emilie gar missfallen? Zur Beerdigung ihres Mannes war sie auf den Friedhof nicht mitgekommen, angeblich in Rücksicht auf ihre Gesundheit, doch das kann auch eine Ausflucht gewesen sein. Wenn sie der fünfzehnjährigen Gertrud Mengel währenddessen Fontanes Balladen hat vorlesen können, war sie so hinfällig vielleicht nicht, und sie hätte ja auch nicht die ganze Zeit über auf dem Friedhof verbleiben müssen.⁵² Viel Persönliches hat Devaranne den Berichten zufolge auch nicht gesagt, sondern nur das, was ihm Theodor zuvor mitgeteilt hatte und was jeder andere Pfarrer auch hätte sagen können.⁵³

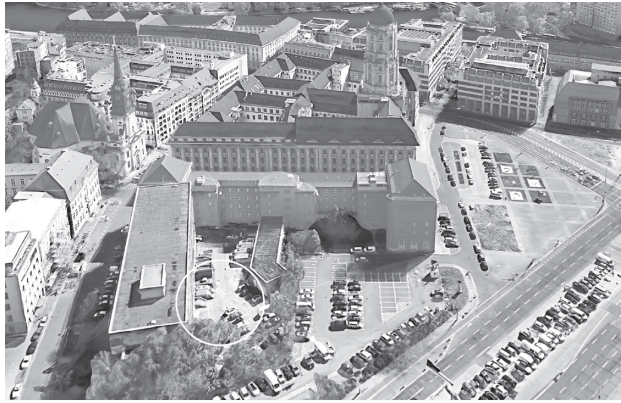
7. Das weitere Schicksal der Klosterkirche

Mit der Beerdigung des Ehepaars Fontane auf dem Französischen Friedhof endete die Verbindung der Familie zur Klosterkirche und damit zur Französischen Gemeinde überhaupt. Keines der Kinder Fontanes gehörte zum Lebensende einer französisch-reformierten Kirche noch an, nicht Martha, die 1917 in Waren an der Müritz begraben wurde, nicht Friedrich, der 1941 in Neuruppin starb, und auch nicht Theodor mit der Grabstelle auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf. Erst recht aber die Wege der Enkel und Urenkel führten von dem französischen Erbe weg. Es trat bei ihnen dasselbe ein, was bei den meisten der im 17. Jahrhundert nach Preußen eingewanderten Hugenotten eintrat: sie wurden nach und nach ein Teil der deutschen Bevölkerung, sprachlich sowieso, aber auch konfessionell und in ihrem Selbstverständnis. Wenn man bedenkt, dass um 1700 ein Fünftel der Berliner Bevölkerung eingewanderte Franzosen gewesen waren, etwa 6000 Neubürger, so ist ihr allmähliches »Verschwinden« in dem einstigen Zufluchtsort ein guter Befund. Es ist genau das, was auch heute wieder für soundso viele Neuankömmlinge gehofft, erwartet, gewünscht wird: eine gelungene Integration. Nur die Zeit, die darüber vergangen ist, wirkt dann doch bedrücklich.

Je mehr die eingewanderten Franzosen zu Deutschen wurden, desto geringer wurde auch der Bedarf an französischen Kirchen. Die Klosterkirche blieb immerhin bis 1921 geöffnet, wenn auch hauptsächlich mit Rücksicht auf Devaranne, den man nicht vorzeitig in den Ruhestand schicken wollte. Die Dienstwohnung im Vorderhaus behielt er sogar bis zu seinem Tod zwei Jahre später. Währenddessen wurde der Kirchenraum aber schon zu einem Theater umgebaut. Ein Verein, der sich um die Russlanddeutschen kümmerte, die zu Zehntausenden wegen der Revolution nach Deutschland geflohen waren, hatte den Raum gepachtet. Diese Deutschen bildeten schon eine eigene evangelische Gemeinde, besaßen eine Realschule und sollten nun auch noch ein speziell für sie spielendes Theater bekommen. Devarannes Sohn, ein bekannter Missionar, begrüßte und lobte den Umbau ausdrücklich. »Das Erbe unserer eingewanderten Vorfahren geht nun über in die Benutzung anderer Flüchtlinge, ... aus der gottesdienstlichen Stätte soll eine Kultstätte edler Kunst werden.«⁵⁴

Die neue Nutzungsform konnte sich allerdings nicht lange halten. 1925 meldeten die Betreiber des Theaters Konkurs an, und es folgten ihnen verschiedene andere Theater-Vereine nach. Auch sie aber scheiterten oder es wurde ihnen gekündigt, weil die Französische Kirche immerhin darauf achtete, dass nur »politisch neutrale und sittlich und religiös akzeptable Veranstaltungen« stattfanden. Nach 1933 pachtete eine *Gesellschaft für Volksbildung* das Kirchenhaus, später aufgegangen in der NS-Organisation *Kraft*

Blick auf die Stelle,
an der die Kloster-
kirche stand
(© Google Earth
2020)



durch Freude, und machte aus ihm ein als »Haus der Länder« bezeichnetes Filmtheater. Gezeigt wurden Erbauungs- und Belehrungsfilme der NSDAP, ob nun der Französischen Gemeinde genehm oder nicht.⁵⁵ Das blieb so, bis immer mehr von der Stadt den Bombardierungen zum Opfer fiel und eines Morgens auch die Klosterkirche nur noch ein Trümmerhaufen war.

Von 1947 an wurde das gesamte Carré zwischen dem Neuen Stadthaus und dem Roten Rathaus, in dem sie gestanden hatte, abgeräumt. Neben so vielen anderen, markanteren Gebäuden, die in Berlin verloren gingen, hat man sie nach dem Krieg aber auch nicht mehr vermisst. Unscheinbar, wie sie immer gewesen war, geriet sie mehr und mehr in Vergessenheit, nicht einmal die Fontane-Literatur ist sich ihrer Existenz immer bewusst. Es kommt vor, dass die ebenfalls an der Klosterstraße gelegene Parochialkirche als Fontanes »Klosterkirche« bestimmt wird, oder man stellt sich den Französischen Dom als Fontanes Kirchenplatz vor.⁵⁶ Das ist auch nicht weiter schlimm. Wenn man bedenkt, wie viel öfter in Fontanes Werk andere Berliner Kirchen in den Blick kommen – die Nikolaikirche in *L'Adultera* oder die Parochialkirche in *Frau Jenny Treibel*, die Jakobikirche in *Irrungen, Wirrungen* oder die Garnisonkirche im *Stechlin* –, so sieht man, dass auch er selbst den Bau für nicht weiter bemerkenswert hielt. Wer allerdings weiß, welche Rolle er in seinem Leben gespielt hat, möchte eine Erinnerung an ihn doch bewahrt sehen, und so musste von der Klosterkirche hier einmal ausführlich die Rede sein.

Anmerkungen

1 Th. Fontane an Georg Friedlaender am 29. 11. 1893. In: HFA IV,4. 1982, Nr. 316.

2 Th. Fontane *Unwiederbringlich*, Viertes Kapitel.

3 Die Kirchenbücher der Jerusalemkirche sind über das Portal »archion.de« online einsehbar, die Beträge lassen sich ohne ein aufwändiges Studium der Eintragsüblichkeiten aber nicht entschlüsseln.

4 Die Taufen dieser Fontane-Vorfahren finden sich im Kirchenbuch der Berliner französischen Gemeinde ganz regulär eingetragen, weil man in Köpenick zu dieser Zeit die Pfarrer aus Berlin kommen ließ. Die im Fontane-Archiv kopiert aufbewahrten Kolonie-Einträge (Film-signatur 19FA12002000007, Nr. 9783) sind keine Taufzeugnisse, sondern Vermerke für die Rückkehr Pierre Barthélemy Fontanes und seiner Kinder nach Berlin, wie sie nach Wegzügen – erst nach Köpenick, dann nach Liegnitz – erforderlich waren. Falsch ist die verschiedentlich zu lesende Angabe, die Taufen seien in der Köpenicker Laurentiuskirche vorgenommen worden. Sie finden sich in dieser evangelischen Kirche nicht und hätten gerade bedeutet, dass die Kinder nicht mehr der Französisch-reformierten Gemeinde angehört hätten.

5 Der Taufeintrag lautet: *Fontane. Le 26 Decembre 1801. Mr. le Pasteur Hauchecorne a batisé dans le Temple du Fauxbourg de Koepenick Ferdinand Auguste, né le 8. du dit mois à 8½ heures du Soir. Fils de Pierre Barthélemy Fontane, Secretaire privé de S. M. la Reine, et de Anne Marie Reimann sa femme, tout deux natifs de Berlin. Il à été présenté par Chrétien Werner et par Chrétienne Reimann née Donath, les Parain et Maraine.* Abgesehen von Namen und

Daten lautet der Taufeintrag für Fontanes Vater – einschließlich der Fehlschreibungen – ebenso.

6 Th. Fontane *Von Zwanzig bis Dreißig*, Abschnitt »Mein Leipzig lob ich mir«, Sechstes Kapitel: Mein Onkel August (Fortsetzung).

7 Horlitz, Manfred: *Neue Erkundungen zu Theodor Fontanes Vorfahren mütterlicherseits*. In: *Mitteilungen der Theodor Fontane Gesellschaft* Nr. 42. Neuruppin 2012. S. 48–54.

8 Alle Angaben zu den Kirchenverhältnissen der Berliner Französischen Gemeinde stammen aus Muret, Eduard: *Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen*. Berlin 1885, hier S. 170. Dieses mit großer Sorgfalt gearbeitete Standardwerk zur Berliner Kolonieggeschichte ist auch im Internet aufrufbar: <https://digital.ub.uni-potsdam.de/content/pageview/18202>.

9 Der Grund des Auszuges der Französischen Gemeinde aus der Friedrichswerderschen Kirche waren Streitigkeiten wegen der Kosten. Den Vorgängerbau, den »langen Stall«, hatten sich zwei Kirchen geteilt. Der nördliche, direkt an die wichtigsten Gebäude der Französischen Kolonie angrenzende Teil war die Französische Kirche, der südliche Teil, auf der Fläche des heutigen Schinkel-Baues stehend, eine deutsch-evangelische Kirche. Die neue Friedrichswerdersche Kirche sollte – mit unterschiedlichen Gottesdienstzeiten – abwechselnd genutzt werden, aber zu gemeinsam getragenen Kosten. Wegen der weit stärkeren Inanspruchnahme der Kirche durch die evangelische Gemeinde ging das auf die Dauer nicht gut.

10 Welge, M. und F.: *Klarstellungen zu Th. Fontanes Aufnahme in die Franz. Kirche zu Berlin*. In: *Die Hugenottenkirche* 33 (1980), Nr. 2, S. 5 f.

11 Th. Fontane, *Die Märker und die Berliner*. In: HFA II,3 (1968), S. 649–662, hier S. 652.

12 Dieterle, Regina: *Theodor Fontane: Biographie*. München 2018. S. 137 f.

13 Eine Kopie des Vermerks ist im Theodor-Fontane-Archiv Potsdam unter der Filmsignatur 19FA12002000007, Nr. 9781 abgelegt. Aufgefunden und zeitlich bestimmt hat ihn der Pfarrer Friedrich Welge (1927–2015), siehe Anmerkung 10.

14 Th. Fontane, *Von Zwanzig bis Dreißig*, Abschnitt »Im Hafem«, 2. Kapitel: Hochzeit

15 Zu diesem Resultat kommt auch schon Jochen Desel: »An die Stelle der feierlichen Konfirmation trat für den fast 17-jährigen jungen Mann offensichtlich die für Erwachsene übliche schlichte Aufnahmehandlung in die Kirche.« (Desel, Jochen: »Land-Fremde waren wir, nicht Herzens-Fremde«. *Fontane und die Hugenotten*. In: *Fontane, Kleist und Hölderlin*. Hrsg. von H. Aust, B. Dölemeyer und H. Fischer. Würzburg 2005. S. 45–58, hier S. 49).

16 Vom Besuch des Gymnasiums des Grauen Klosters durch den Vater berichtet Fontane in seinen *Kinderjahren*, Erstes Kapitel, Abschnitt »Meine Eltern«.

17 Brief Fourniers vom 9. 1. 1851. Zitiert bei Berbig, Roland: *Theodor-Fontane-Chronik*. (1851), Bd. 1, Berlin 2010, S. 232. Näher ausgeführt findet sich das Verhältnis Fourniers zu Theodor Fontane und seiner Frau bei Berbig, Roland: *Schafsköpfe, Heuchler, Narren – und noble Naturen. Pastoren im Leben von Theodor Fontane*. In: *Irmela von der Lühe und J. Wolschke-Bulmann* (Hg.): *Landschaften – Gärten – Literaturen. Festschrift für Hubertus Fischer*. München 2013. S. 387–410.

18 Siehe Anmerkung 14.

19 Erler, Gotthard: *Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane. Biographie*. Berlin 2002. Erler nennt den 24. September 1839 (S. 22) als den vorbestimmten Termin für die Konfirmation in der Dorotheenstädtischen Kirche. Der Konfirmationseintrag selbst fehlt, weil es entweder noch keine Aufzeichnungen gab oder sie sich nicht erhalten haben. Die Konfirmation war natürlich eine in der deutschen Gemeinde, nicht in der ebenso dort angesiedelten französisch-reformierten.

20 Berbig, Roland: *Theodor-Fontane-Chronik (1853)*. Bd. 1, Berlin 2010, S. 407.

21 Siehe Anmerkung 14.

22 *Staatsbürger-Zeitung* Jg. 5, Nr. 22A (Berlin, 22. 1. 1869), Beilage B.

23 *Berliner Gerichts-Zeitung* Jg. 17, Nr. 74 (1. 6. 1869)

24 *Berliner Gerichts-Zeitung* Jg. 17, Nr. 147 (18. 12. 1869)

25 Die meisten jüngeren Darlegungen des Falles beziehen sich nur auf die Verhandlung der ersten Instanz und erwähnen die Fehlgeburt nicht. – Von den späteren Schicksalen des Musiklehrers Küntzy und seiner Frau ist nicht viel mitzuteilen. Ein weiteres Kind bekam das Paar nicht. Albert Küntzy starb bereits im September 1871, nur 25 Jahre alt, an Diphtherie, und von seiner Frau fehlt danach jede Spur. Höchstwahrscheinlich hat sie bald wieder geheiratet, ist in den Heiratsregistern der Kirchen, die nur die Namen der Männer alphabetisch auflisten, ohne großen Suchaufwand aber nicht auffindbar.

26 Siehe Anmerkung 14.

27 Dr. Fournier: *Vom christlichen Stillleben in der Gottseligkeit*. Abschiedspredigt vom 25. September 1870. Berlin (J. F. Starcke), S. 13f. Das Fragwürdige an Fontanes Urteil kennzeichnet auch Roland Berbig (siehe Anmerkung 17), wenn auch unter Erklärungen, die ihn erst recht verblendet aussehen lassen. Richtiger sollte man davon ausgehen, dass sich Fontane an den genauen Wortlaut von Fourniers Predigt nicht erinnert hat.

28 Die *Vossische Zeitung* meldete am 3. 10. 1874, dass Fournier zwei Tage zuvor bei einer Droschkenfahrt in Berlin vom Schlag getroffen worden sei.

29 Th. Fontane an Karl und Emilie Zöllner am 10. 10. 1874. HFA IV, 2. 1982, S. 480.

30 Siehe Anmerkung 1.

31 Näheres dazu bei von Forster, Ursula: »*Theo*«. *Aus dem Leben ihres Großvaters Th. Fontane jun. berichtet eine Enkelin*. In: *Fontane Blätter* 32 (1981), S. 691–705, hier S. 698.

32 Laut Tagebuch hat Fontane am 2. 5. 1881 und am 17. 1. 1882 Besuche bei Cazalet gemacht. GBA *Tagebücher*. 1994, Bd. 2, S. 112 und 150.

33 Der »Spandauer Bock« war auch den Fontanes ein Begriff, wie ein Brief Martha Fontanes vom 27. 7. 1881 zeigt, in dem sie von einem Ausflug dorthin berichtet. (*Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Hrsg. von R. Dieterle. Berlin 2002. Nr. 94)

34 Die Taufe Carl Roberts, geboren am 27. 9. 1825 in Berlin, fand am 11. 11. 1825 in der evangelischen Dreifaltigkeitskirche statt. Als er am 20. Juni 1863 in der St-Hedwigs-Kirche die zwanzig Jahre

jüngere, erst siebzehnjährige Emma Bechmann heiratet, ist er laut Heiratseintrag katholisch.

35 Martha Robert, geboren am 18. 8. 1865, wurde am 17. 9. 1865 in der katholischen St.-Michaels-Kirche getauft, ihre vier jüngeren Geschwister Felix (1866), Emma (1869), Friedrich (1870) und Emil (1872) dann in der St.-Hedwigs-Kirche. Das erste der Kinder, eine am 9. 6. 1864 geborene Tochter, starb mit drei Jahren an Scharlach.

36 Der am 16. 6. 1872 geborene Emil Robert, getauft in St. Hedwig am 28. 7. 1872, wurde am 22. 9. 1887 in der Dorotheenstädtischen Kirche konfirmiert, und auch Emma Robert ist, als sie 1893 in Charlottenburg heiratet, »evangelischer Religion«. Ebenso war der Bruder Felix, geboren 1866, laut Todesurkunde von 1907 evangelisch.

37 Th. Fontane: *Tagebücher* (siehe Anmerkung 31), S. 240.

38 Th. Fontane an Martha Fontane am 9. 6. 1890. HFA IV, 4. 1982, Nr. 49.

39 Laut Todesurkunde des Standesamts Charlottenburg Nr. 2674 vom 6. 12. 1918 war Emma Robert »evangelischer Religion«. Die Grabstätte auf dem Matthäikirchhof existiert nicht mehr.

40 Th. Fontane an Martha Fontane am 11. 7. 1896. HFA IV, 4. 1982, Nr. 631. Die »kleine Oberpoststieze« ist jedoch nicht, wie generell angenommen wird, Theodors Frau Martha, geb. Soldmann, wie schon aus der Reihenfolge Theo, Sohn Otto und dann eben der Tochter als der Jüngsten hervorgeht. Mit Theos Frau kam Fontane gut zurecht, sie gefiel ihm sogar, und er hätte Martha gegenüber so abfällig von ihr nicht gesprochen. Die sechsjährige Gertrud war aber wohl

etwas atklug und überkorrekt, sodass eine grimmige Übertreibung darin liegt, dass Theo womöglich auch auf sie bei der Wahl des Pfarrers noch Rücksicht nimmt.

41 Laut Kirchenbuch war es der Garnisonpfarrer Goens, der die Taufe vornahm, nicht Hofprediger Frommel, der Armgard und Woldemar im *Stechlin* in dieser Kirche traut. Frommel (1828–1896) war bei der Taufe der Fontane-Enkelin bereits im Ruhestand. Taufpaten waren neben Friedrich Fontane und einem Bruder der Mutter des Kindes zwei Militär-Kameraden Theos, ebenfalls Intendanturräte, sowie die Ehefrauen zweier Kollegen, also sein engerer dienstlicher Bekanntenkreis.

42 Diese Zeit gibt Fontane für den Weg an, den George Emile als Bräutigam zum Haus der Roberts, dicht bei der Garnisonkirche, vom Potsdamer Bahnhof aus zurückzulegen hat. (Th. Fontane an Friedrich Fontane am 12. 3. 1886. HFA IV, 3. 1982, Nr. 433.)

43 Siehe Anmerkung 20. Bd. 5, Berlin 2010, S. 3517.

44 Otto Fontane brachte es im Ersten Weltkrieg zum Kapitänleutnant, heiratete am 15. 7. 1916 die Hamburgerin Gertrud Lembcke und wurde nach dem Krieg in Hamburg Polizeibeamter. 1937 zog er nach Berlin und meldete sich zum Aufbau von Hitlers Marine zurück. Er wurde Kapitän zur See, geriet bei Kriegsende in britische Gefangenschaft und starb am 18. 6. 1958 als Pensionär in Hamburg.

45 Die Ehe Gertrud Fontanes (1889–1968) mit Oskar Grosse (1867–1949) wurde am 12. 4. 1912 in Berlin-Friedenau geschlossen. Grosse war bis 1911 Präsident der Oberpostdirektion Erfurt gewesen, wurde danach Geheimer Oberposttrat am Reichspostministerium in

Berlin und kehrte in den 1920er Jahren als Präsident der Oberpostdirektion nach Erfurt zurück.

46 Martha Fontane (1896–1966) heiratete am 7. 10. 1919 in Landeshut den Justizbeamten Herbert Rinkel (1886–1929). Bei den Eltern Fontane in Berlin-Wilmersdorf hatte nur die Verlobung am 29. 6. 1919 stattgefunden. (Anzeige in der *Osnabrücker Zeitung* vom 30. 6. 1919, gem. Namensdatei Familienforschung Tecklenburger Land e.V.)

47 Das Grab im Kapellenblock des Stahnsdorfer Friedhofes ist noch vorhanden.

48 Th. Fontane an Martha Fontane am 25. 1. 1897. HFA IV, 4. 1982, Nr. 704.

49 Die Trauung nahm der Prediger Péronne in der Wohnung Friedrich Fontanes vor, Lützowstraße 84b. Die Scheidung am 11. 5. 1898 ist auf der Heiratsurkunde von Friedrichs zweiter Ehe vermerkt, geschlossen mit Dina Toerpisch am 7. 8. 1902 in Luzern.

50 Verbreitet hat diese Annahme u.a. eine Enkelin Fontanes, Ursula von Forster (siehe Anmerkung 31). In ihren Erinnerungen heißt es: *Theo freundete sich dort [im Seminar der Franz. Gemeinde] mit dem Seminaristen und Theologie-Studenten Eugène Devaranne an, der später Pasteur an der Kloster-Paroisse wurde und 1898 dem Dichter das letzte Geleit auf dem französischen Friedhof an der Liesenstraße gab, obwohl der Pfarrer einer anderen Paroisse eigentlich dafür zuständig gewesen wäre.*

51 Für diese und eine ganze Anzahl weiterer Auskünfte zu Angelegenheiten der Klosterkirche habe ich Robert Violet vom Hugenottenmuseum der Französischen Kirche zu Berlin zu danken.

52 Schacht, Gertrud (geb. Mengel):
 »Kind, du darfst kommen«. In:
 »Erschrecken Sie nicht, ich bin es selbst«. *Erinnerungen an Theodor Fontane*. Hrsg. von Wolfgang Rasch und Christine Hehle. Berlin 2003, S. 258–264.

53 Die Zeitungen nahmen wie selbstverständlich an, dass sich neben den Kindern und Enkeln auch die »tiefgebeugte Witwe« unter den in der Friedhofskapelle versammelten Angehörigen befand (*Vossische Zeitung* Nr. 448 vom 24. 9. 1898, Abendausgabe). Eine besondere Beanspruchung wäre mit der Teilnahme an der Trauerfeier auch nicht verbunden gewesen. Den vier Kilometer langen Weg von der Potsdamer Straße bis zum Französischen Friedhof legte das Trauergefolge hinter dem Sargwagen in Kutschen zurück.

54 Devaranne, Theodor: *Was ist aus unserer Klosterkirche geworden?* In: *Kirchliche Nachrichten für die französisch-reformierte Gemeinde in Großberlin*. Nr. 33 (7. 11. 1924), S. 130 f.

55 Die Nutzung der Klosterkirche nach 1921 ist dargelegt unter <https://kirchen-nutzung.wordpress.com/2010/09/21/berlin-mitte-franzoesische-kirche-klosterstrasse-9431371/>.

56 So verwechselt die Klosterkirche mit der Parochialkirche Roland Berbig (siehe Anmerkung 20. Bd. 2, S. 1446 und Bd. 3, S. 2349). Dass Fontane zur Friedrichstadtkirche gehört habe, wird u.a. angenommen von Rutenborn, Günter: *Fontane als Mitglied der Französischen Kirche zu Berlin*. In: *Anstöße. Berichte aus der Arbeit der evangelischen Akademie Hofgeismar* 1972, Heft 1/2, S. 30–36, hier S. 32. Für ihn ist Devaranne für die Beerdigung Fontanes nicht zuständig gewesen, weil er Prediger an der Klosterkirche und nicht an der Friedrichstadtkirche war.

Nachruf

Abschied von Günter de Bruyn

Roland Berbig

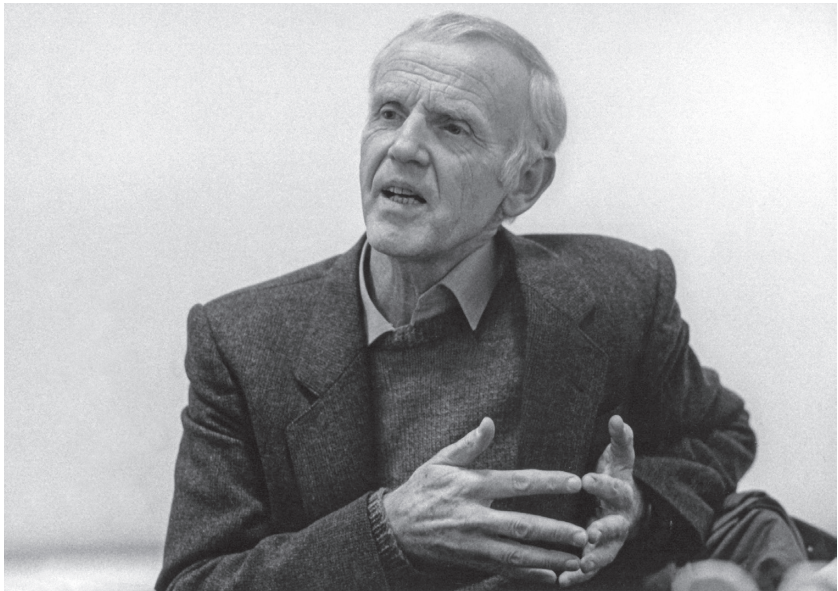
Einem Toten das Abschiedswort auf den letzten Weg geben, es ist ein schweres Geschäft. Und wenn dieser Mensch ein Autor war, mit dessen literarischer Arbeit man seit Jahrzehnten gelebt hat, doppelt.

Günter de Bruyn ist am 4. Oktober gestorben, er stand im 94. Jahr. Als er das neunte Lebensjahrzehnt vollendet hatte, schrieb er mir: »Das postalische Echo auf meinen Geburtstag war gewaltig. Als ob es ein Verdienst sei, 90 werden zu dürfen! Mehr als Glückwünsche von oben hat mich ein Brief aus Werneuchen erfreut: Der Bürgermeisterdank für mein Schmidt-Buch.«¹ Jener Schmidt von Werneuchen, von dem de Bruyn schon 1981 einen Gedichtband mit Dokumenten zur Wirkungsgeschichte herausgegeben hatte, war Zeitgenosse Goethes und wäre längst vergessen gewesen, hätte der ihm nicht eine vielgedruckte und weitverbreitete Parodie (*Musen und Grazien in der Mark*) gewidmet. Was dabei gemeinhin übersehen wird, war Goethes späte Bemerkung, man hätte sich über diesen Märker nicht lustig machen können, »wenn er nicht als Poet wirklich Verdienst hätte das wir an ihm zu ehren haben.«² Gemeinhin, ja, aber nicht Günter de Bruyn. Ihm waren solche Gestalten der Literaturgeschichte Anlass für Aufwand und Zuwendung. Er hielt ihnen die Treue, und stünde am Ende nicht der Roman *Der neunzigste Geburtstag*, dann wäre der Schmidt von Werneuchen gewidmete Band in der *Frankfurter Buntbücher-Reihe*³ charakteristisches Schlussiegel seines schriftstellerischen Werkes.

Der schon über die Gratulationsorgien zum »Neunzigsten« den Kopf schüttelte, was erst würde er denken über das, was ihm nachgerufen wird? Und nun auch noch in den *Fontane Blättern*. Obwohl, vielleicht freute es ihn. Denn Fontane war er zugetan, und er hat kein Hehl daraus gemacht. Zuerst vielleicht im Privaten. Vor mir nämlich liegt die Ausgabe 9/1969 der Halbjahresschrift für Literatur und Kritik *Die Diagonale*: auf dem Cover »1819–1969 FONTANE« und darin ein Kuriosum. Ein West-Berliner Verlag erklärte sich bereit, eine Theodor-Fontane-Anthologie in sein Programm aufzunehmen, vorausgesetzt, dass es dem ungenannt bleibenden Herausgeber

»gelingt, renommierte Autoren für die Mitarbeit zu gewinnen«⁴. Unter den nachstehend abgedruckten Reaktionen der Angefragten findet sich auch die von Christa Wolf mit einem Fingerzeig: »Dabei habe ich noch einen Vorschlag an Sie, zur Erweiterung der Autorenliste: Der bei uns (in der DDR) gut bekannte Autor Günter de Bruyn beschäftigt sich, wie ich weiß, seit einiger Zeit mit Fontane und hätte auch Lust, diese Beschäftigung einmal in eine schriftliche Äußerung münden zu lassen.«⁵ Am Ende aller Statements von Heinrich Böll, Günter Grass über Uwe Johnson bis zu Hans Scholz und Christoph Meckel – nach der Mitteilung, dass der Verlag das Vorhaben fallen lassen müsse! – druckte die Zeitschrift doch noch das, was der so prominent Empfohlene erwidert hatte: »Doch er hätte auch ablehnen können. (Wie viele vor ihm hatten das schon getan!). Er redete um die Sache herum, gewiß, aber wenn man die unwichtigen Worte seiner halbständigen Antwort wegließ, blieb nichts übrig als: Ja, ja, ja, ja, ja!«⁶

Fünfmal Ja. Das war eine Willensbekundung, und was für eine. Der Bekundung folgte ein Jahr später das Bekenntnis. Fontane sei ein »Fixstern«, stets komme Neues hinzu, ohne dass das Bekannte an Bedeutung verlöre. Mit diesen Aussagen leitete de Bruyn eine Ausgabe von *Stine*, *Irrungen*, *Wirrungen* und *Mathilde Möhring* ein, die der Verlag Neues Leben 1970



Günter de Bruyn im Literarischen Colloquium Berlin, November 1987
© Renate von Mangoldt

herausgab. Noch immer, gestand er, könnten einzelne Balladenzeilen »bei mir eine Gänsehaut verursachen«. Wenn er sich frage, warum gerade Fontane, dann fallen ihm die dargestellten Örtlichkeiten ein und die Bilder »einer Landschaft, die ich von Kindheit an kannte und liebte und die ich hier wiederfand, vertraut und doch fremd«⁷. Die unverwechselbare Sprachmelodie bewirke, was mancher Musik gelänge: »Sie wird schöner durch Vertrautheit«, durch Wiederholung.

Als ich diese Geständnisse las, war das Buch längst nur noch antiquarisch zu haben. Peter Wruck, Verfasser des Nachwortes, hatte es mir 1988 geschenkt. Amüsiert von der Geschichte meiner persönlichen Bekanntschaft mit de Bruyn, meinte er, das könne vielleicht etwas für mich sein. Ich war, dies nur beiläufig, mit der Moderation einer Lesung de Bruyns während des Internationalen Hochschulferienkurses beauftragt worden. Aber anstatt mit ihm über dessen literarisch großartigen und politisch befehdenen Roman *Neue Herrlichkeit* zu reden, war ich im Vorgespräch unversehens in die Welt von Lessing-Franz Kugler, Anakreon-Friedrich Eggers und Hölty-Paul Heyse geraten. Sein »das ist ja spannend, wissen Sie, das interessiert mich alles sehr« hatte mich derart befeuert, dass bei der Vorstellung alles Licht auf einen soeben in den *Fontane Blättern* erschienenen dreiseitigen Aufsatz gefallen war. Das Erzählwerk hatte sich mit drei, vier Gemeinplätzen begnügen müssen, ein Umstand indes, den mir der Autor gar nicht verübelt hatte. Kaum waren wir an der frischen Luft gewesen, hatte er den Fontane-Faden wieder aufgenommen und beim Abschied darum gebeten, doch auf dem Laufenden gehalten zu werden.

Bald war offensichtlich, wie ernst es Günter de Bruyn mit Fontane meinte – und wie ernsthaft sein Interesse war. 1989, als die die weltpolitische Lage eine in dieser Weise unerwartete Wende nahm, erschienen zwei maßgebliche Publikationen, die seinem Namen mit dem Fontanes verknüpften. Im Band 3 des von Walter Killy herausgegebenen Literaturlexikon hatte er den hochkarätigen Artikel »Theodor Fontane«⁸ verfasst, und im Sonderband von *Text+Kritik* den bald vielzitierten Aufsatz *Mein Liebling Marwitz oder Die meisten Zitate sind falsch*⁹. Am Lexikonartikel fällt auf, mit welcher behutsamen Wachheit und sprachlicher Klarheit de Bruyn auf die sogenannte »mittlere« Phase Fontanes eingeht. Damit lag er auf einer Linie mit Forschungen etwa von Peter Wruck, dessen Ansätze aus den sechziger Jahren nun Anfang der neunziger die ihnen gebührende Resonanz fanden. Dass es gerade Friedrich August Ludwig von der Marwitz auf Friedersdorf war, dem de Bruyns *Text+Kritik*-Aufsatz galt, weist schon auf die schriftstellerischen Neigungen der nächsten Jahre hin. Dass Gewissenhaftigkeit, die diese Arbeiten auszeichnet, mit Gewissen zu tun hat, verdient einen schönen Beleg:

[...] Ich behaupte (S. 26) ganz am Schluß, daß Fontane eine Marwitz-Anekdote erfunden habe – aber das stimmt nicht; an sehr entlegener Stelle bei Marwitz gibt es sie doch. Der Witz daran ist, daß ich das nun

wieder von einem weiß, der behauptet, Fontane würde die Anekdote nicht kennen – denn bei ihm steht sie auch sehr entlegen, in einer Fußnote zu einer Fußnote. [...]»¹⁰

Mit der deutsch-deutschen Wende vollzog de Bruyn eine eigene in seiner literarisch-bevorzugten Arbeit. In ihr gesellten sich zu Marwitz weitere illustre Gestalten preußischer Provenienz: wie etwa Königin Luise, das Geschlecht der Finckensteins oder der Dramatiker Zacharias Werner. Landschaften und Örtlichkeiten, die Fontanes Aufmerksamkeit gefunden hatten, fanden auch die de Bruyns. 1992 und 1993 erschienen Veröffentlichungen unter dem Titel *Mein Brandenburg* (mit Fotografien von Barbara Klemm), die die literarische Nähe zu dem verehrten Dichter spiegeln, aber sich nicht in ihm.

Fontane blieb im Handgepäck, immer griffbereit. Der von Wruck schon Ende der achtziger Jahre initiierte »Fontane-Tag« am literaturwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität weckte de Bruyns Aufmerksamkeit und fand seine Sympathie. Er nahm die Einladungen an und an den Debatten teil. Alles andere als besserwisserisch, frei von jenem Prominentenstatus, der ihm längst zugewachsen war. Als die Herbstereignisse des Jahres 1989 zur Verschiebung des zweiten Fontane-Tages nötigten, ermutigte er durch ein Zeichen anhaltenden Interesses: »[...] lassen Sie sich in Eile von mir schnell sagen, daß ich auch zu dem neuen Termin kommen werde.«¹¹ Auch fortan blieb Günter de Bruyn Wegbegleiter der Fontane-Welt, wie sie sich nach Mauerfall zurechtrückte. Auf Distanz, die nicht verletzen wollte, bedacht, hatte er keine Bedenken, sich maßbewusst zu beteiligen. Ost und West »mischten« sich, er verfolgte es mit freundlichem Blick, der Befremdliches nicht übersah. Dass er Mitglied der im Dezember 1990 gegründeten *Theodor Fontane Gesellschaft* wurde, war ein ermutigendes Zeichen, und mit Ermutigung half er auch über die frühen Nöte dieser Vereinigung hinweg. »Ihre Literatur-Gesellschaft-Enttäuschung ist auch die meine«, schrieb er November 1992. »Der ewige Widerstreit zwischen Ideal und Realität.«¹² Das tat der bekümmerten Vereinsseele gut, aber noch besser taten die freundlichen Zusagen, sich auf Unternehmungen dieser literarischen Gesellschaft und des Universitätsbetriebs einzulassen. Wer in einem schaukelnden Bus durchs Oderland mit de Bruyn als Reiseführer gefahren ist, wird das so gerne bestätigen wie die Studierenden, die ihn in einem Seminar zu den *Wanderungen* erlebt haben und noch viele Jahre später davon zu erzählen wissen. Ähnlich lag es, als an der Humboldt-Universität im Fontane-Jahr 1998 eine Ring-Vorlesung angeboten wurde und ihr unbestrittener Höhepunkt sein Vortrag *Märkische Musenhöfe oder Anmerkungen zu einem von Fontane nicht ausgeführten Kapitel der »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«*¹³ war. Ungeteilte Zustimmung löste die ihm im selben Jahr und an derselben Universität verliehene Ehrendoktorwürde aus. Nicht wenige mussten abgewiesen werden, die am 4. November 1998

noch in den überfüllten Senatssaal drängten, um de Bruyns feingestrickten und lebensklugen Vortrag *Altersbetrachtungen über den alten Fontane* zu hören. »Überrascht hat mich übrigens das Presseecho«, bekannte de Bruyn selbst, »das bis in die entferntesten Provinzen reichte. Heute bekam ich gerade Glückwünsche, die auf Notizen in der *Frankenpost* und dem *Wetzlarer Boten* beruhten.«¹⁴ Ein Jahr darauf verlieh ihm die Stadt Neuruppin ihren Theodor-Fontane-Preis. Freudiger und feuriger Laudator war Helmuth Nürnberger, Vorsitzender der *Theodor Fontane Gesellschaft*.¹⁵

Der über das Alter bei Fontane sprach, wusste, worüber er redete und worin er sich selbst einzurichten hatte. Doch der Verzicht, den das auch bedeutete, wogen die Gegenstände, mit denen er sich in seinem Spätwerk beschäftigte lange auf. Gäbe es vieles, was er gerne noch unternähme, »so lebt es sich mit Tieck, Schadow, Kleist usw. auch ganz gut.« Literarisches Leben um 1800 sei sein Thema, »gerade ist Jean Paul in Berlin auf Brautschau.« Zwei Bücher geben eindrucksvoll Zeugnis von dieser Schreibphase: *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstepoche 1786 bis 1807* (Frankfurt/Main: S. Fischer 2006) und *Die Zeit der schweren Not: Schicksale aus dem Kulturleben Berlins 1807 bis 1815* (Frankfurt/Main: S. Fischer 2010).

Es berührt, dass de Bruyn, parallel zu diesem großen Projekt, ein anderes, nur scheinbar kleines in die schriftstellerische Tat umsetzte:

Als ich lange krank war im Winter, habe ich mir eine genaue Beschreibung meiner hiesigen dörflichen Umwelt vorgenommen, natürlich auch mit geschichtlichen Rückblicken, eigentlich nur zum eignen Vergnügen, aber nun wird wohl doch ein kleines Büchlein daraus. »Abseits« soll es heißen. [...]»¹⁶

Dieses »Büchlein«¹⁷ nimmt eine Sonderstellung in seinem Werk ein und ist etwas Besonderes. Auf eine eher glanzlose Landschaft fällt ein Schein, der sie erhellt. Dieses Licht illuminiert nicht und verklärt nicht. Aber wer es liest, bekommt einen tiefen Begriff von dem, was seinen Verfasser ausmacht und seinen bleibenden Rang begründet.

Dass dieser Mensch in seiner ersten Freundlichkeit und seltenen Redlichkeit nicht mehr lebt, ist traurig. Bedacht, vor der Welt zu bestehen und im Abstand zu ihr zu bleiben, gehörte Günter de Bruyn zu jenen vornehmen Schriftstellern, deren Umgangsformen anachronistisch erschienen – und zeitgemäßer nicht sein konnten. So zeitlos das literarische Werk ist, das sie hinterlassen.

Anmerkungen

- 1 Günter de Bruyn an R. B., 5. November 2016.
- 2 Johann Wolfgang von Goethe: *Maximen und Reflexionen* 1044. Zit. In.: Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe. Bd. 17. Hrsg. von Gonthier-Louis Fink, Gerhart Baumann und Johannes John. München u.a. 1991, S. 895.
- 3 Günter de Bruyn: *Der Sandpoet. Friedrich Wilhelm August Schmidt, genannt Schmidt von Werneuchen*. Frankfurter Buntbücher 60. Hrsg. von Wolfgang de Bruyn und Anette Handke. Kleist-Museum. Frankfurt (Oder) /Berlin: vbb 2017.
- 4 In: *Die Diagonale. Zeitschrift für Literatur und Kritik*. Gegründet im Herbig Verlag 1966 von Marianne Cantwell, Joachim Seyppel und Michael Krüger, jetzt im Verlag Die Diagonale. Redaktion: Jeanette Lander. 4 (1969), Heft 9, S. 19.
- 5 In: *Die Diagonale* (wie Anm. 4), S. 25.
- 6 In: Ebd., S. 26.
- 7 In: Theodor Fontane: *Stine*. Irrungen, Wirrungen. Mathilde Möhring. Mit einer Einführung von Günter de Bruyn und einem Nachwort von Peter Wruck. Berlin: Neues Leben 1970, S. 6.
- 8 In: *Literaturllexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Hrsg. von Walter Killy unter Mitarbeit von Hans Fromm, Franz Josef Görtz, Gerhard Köpf u. a. München: Bertelsmann 1989, Band 3, S. 430–452.
- 9 In: *Theodor Fontane. Sonderband aus der Reihe TEXT+KRITIK*. Redaktion: Ulrich Fries, Wilhelm Krull. München: edition text+kritik 1989, S. 11–29.
- 10 Günter de Bruyn an R. B., 13. Juli 1989.
- 11 Günter de Bruyn an R. B., 4. Oktober 1989.
- 12 Günter de Bruyn an R. B., 19. November 1992.
- 13 Abgedruckt in: Roland Berbig (Hrsg.): *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang 1999, S. 51–66.
- 14 Günter de Bruyn an R. B., 13. November 1998.
- 15 Helmuth Nürnberger: *Theodor-Fontane-Preis 1999 der Stadt Neuruppin. Laudatio auf Günter de Bruyn*. In: *Fontane Blätter* 69 (2000), S. 138–149. Hier ebenfalls abgedruckt de Bruyns *Dankesworte für den Fontane-Preis für Literatur. Neuruppin, am 30. Dezember 1999*, S. 150–152.
- 16 Günter de Bruyn an R. B., 2. Mai 2004.
- 17 Günter de Bruyn: *Abseits. Liebeserklärung an eine Landschaft*. Mit Fotos von Rüdiger Südhoff. Frankfurt/Main: S. Fischer 2006.

Rezensionen

Dieter Richter: Fontane in Italien. Mit zwei Städtebildern aus Fontanes Nachlass.

Berlin: Wagenbach 2019. 142 Seiten. € 18

Der wiederholte Schnitzer »Effie Briest« hätte einem aufmerksamen Lektor neben anderen Ausrutschern nicht entgehen dürfen. Doch mag eine solche Mäkelei beckmesserisch erscheinen angesichts des großen Vergnügens, das der kleine, liebevoll aufgemachte Band bereitet. Dieter Richter, Autor zu Recht vielgelobter Bücher über Italien und deutsch-italienische Kulturbeziehungen, gelingt es nämlich, Fontanes Italienerlebnisse und deren literarische Spiegelungen kenntnisreich, unterhaltsam und mitunter erfrischend respektlos zu präsentieren.

Nach dem Muster der Grand Tour unternahmen Fontane und seine Frau Emilie vom 30. September bis 20. November 1874 eine Zugreise nach Italien, die sie nach Verona, Venedig, Florenz, Rom und an den Golf von Neapel führte. Ein Jahr später, vom 3. August bis 6. September 1875, zog es Fontane noch einmal alleine in den Norden des Landes. Als Geburtshelferin des Massentourismus hatte die Eisenbahn das Reisen komfortabel und für breitere Kreise der Bevölkerung erschwinglich gemacht, wovon dank einer durchgehenden Verbindung von Berlin nach Neapel nicht zuletzt der deutsche Italiëntourismus profitierte. Auch die Eheleute Fontane praktizierten touristische Gepflogenheiten. Das beginnt mit dem Sparpreisangebot einer 50-tägigen Rundreise »durch die Hauptstädte Italiens« (22), setzt sich fort mit dem *Baedeker* als ständigem Begleiter, und hört nicht damit auf, dass man fast ausschließlich Umgang mit Landsleuten pflegte und die lokale Küche zugunsten von gastronomisch Bekanntem verschmähte. Indessen wurde das Wohlbefinden nicht nur durch Ungeziefer, Bettler und den Diebstahl von Fontanes Brieftasche getrübt, der zu einschlägigen Kommentaren über Land und Leute beigetragen haben dürfte.

Fontane verfügte im Alter von 54 Jahren, als er mit seiner Frau Emilie in den Süden aufbrach, bereits über umfangreiche Reiseerfahrungen, hatte schon 1844 an einer organisierten Gruppenfahrt nach England teilgenommen, kannte große Bereiche Nordeuropas und war als Autor der *Wanderungen*, Kriegsberichterstatte und Analytiker des touristischen Reisens hervorgetreten. Was aber den überzeugten »Nordlandsmensch[en]« (7) und anglophilen Schriftsteller nach Italien führte – Iwan-Michelangelo D’Aprile deutet das Unternehmen mit Wilhelm Vogt als den eiligen Versuch Fontanes, sich für eine Stelle an der Berliner Akademie der Künste zu qualifizieren –, bleibt letztendlich ein Geheimnis. Ohne Frage eröffnet sich hier jedoch ein spannungsreiches Thema, dessen verschiedene Facetten Dieter Richter beleuchtet. Als arkadisches Sehnsuchtsland im Geiste Goethes kam Italien für Fontane nicht in Frage, wie er überhaupt als skeptischer Märker nicht zum Schwärmen neigte. Während seiner Reise hielt er seine Eindrücke in Notiz-

büchern und Briefen fest, sicher nicht ganz ohne die Absicht, sie später in seinen Schriften zu verarbeiten. Immer wieder bringt er dabei vergleichend den Norden gegen den Süden in Stellung. Wohl nicht erst nach seiner Rückkehr setzte sich die Einsicht durch, dass seine Zukunft nicht am Vesuv, sondern an den Müggelbergen liege, nicht am Golf von Neapel, sondern an Spree und Havel. Schon gegen Ende der ersten Italienreise vermeldet er den Freunden Karl und Emilie Zöllner: »Ich komme preußischer zurück denn je« (82), oder mit den Worten Dieter Richters: »Die Reise in den Süden war die Kontrasterfahrung, die ihn zu sich selber brachte. Auch Fontane musste durch Italien hindurch nach Deutschland finden.« (ebd.)

Unter dem Titel *Ein letzter Tag in Italien* hat Fontane ein einziges italienisches Reisefeuilleton in der *Vossischen Zeitung* veröffentlicht, eine ironische Schilderung eines kurzen Aufenthalts im verschneiten Florenz. Verschollen ist ein Konvolut mit zahlreichen Manuskripten zum Thema Italien, darunter auch eine umfangreiche Aufzeichnung über italienische Kunst und Malerei. Immerhin kann man Auszüge aus Abschriften entnehmen, dass das Thema Italien ihn auch noch nach seinen Reisen beschäftigte. Angesichts der vergleichsweise dürftigen Quellenlage ist die erstmalige Veröffentlichung der beiden Städtebilder *Pisa* und *Bologna* im Anhang des Bandes umso mehr zu begrüßen. In nuce zeigen die beiden aus den Handschriften edierten Texte, wie man sich Fontanes mögliche italienische Reisefeuilletons vorzustellen hätte. Dass die Städtebilder erhalten geblieben sind, verdanken wir einem Glücksfall. Sie befanden sich im Besitz des Emigranten H.H. Remak, der nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland als Professor für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft in den USA lehrte und sie 1993 dem Fontane-Archiv vermachte. Einmal mehr wird deutlich, wie die jüdische Emigration zur Rettung von Fontane-Zeugnissen beigetragen hat.

Während sich Fontane in seinen Reisenotizbüchern Natureindrücken gegenüber eher reserviert verhält, etwa die außerordentliche Schönheit der Landschaftslinien auf der Strecke von Florenz nach Rom bemerkt, um relativierend den Satz »Es heimelt nicht an« nachzuschieben (46), steht im Zentrum seiner Italienwahrnehmungen – wie könnte es anders sein – die Kunst. Schwärmerei und Überschwang aber bleiben ihm auch auf diesem Terrain fremd. »Hat mich kalt gelassen« oder »Läßt mich ziemlich kalt« (52), lauten wiederkehrende Urteile. Wie einfühlsam und eigenwillig seine Kunstbeschreibungen dennoch ausfallen können, zeigt Dieter Richter an den Kommentaren zu Leonardo da Vincis *Abendmahl*, das Fontane im Rahmen seiner zweiten Reise in Mailand sah, einer Stadt, die er aufgrund ihrer modernen urbanen Kultur unter allen Orten Italiens am meisten schätzte. Ohne sich von Jacob Burckhardts *Cicerone*, der als *Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens* eine verbindliche Richtschnur bot, und dem Ruf von Leonardos Gemälde als Höhepunkt der Renaissancekunst beeindrucken zu

lassen, legt er eine sehr individuelle Betrachtung an den Tag, die zwar keine kunsthistorische Expertise bietet, dafür aber seine erzählerischen Talente offenbart.

Unter den zahlreichen italienischen Motiven in Fontanes Werk, denen der Band ein eigenes Kapitel widmet, haben Hochzeitsreisen, die die im Alter noch gewachsene Skepsis des Verfassers gegenüber Italien artikulieren, sicher den höchsten Bekanntheitsgrad. So sind wohl jedem Fontane-Leser die Qualen Effis präsent, die von Innstetten auf einer Tour durch Galerien und Kirchen mit dem Pflichtprogramm und Bildungswissen kunstbeflissener Italienreisender traktiert wird. »Aber es muß ja sein« (90), lautet die sowohl für die Kunst wie für die Ehe geltende Maxime. Darüber hinaus legt Dieter Richter noch eine ganze Reihe weiterer Italien-Spiegelungen im Werk Fontanes offen, die aber an dieser Stelle unerwähnt bleiben müssen, um die Vorfreude auf die Lektüre nicht zu schmälern.

Gemeinsame Reisen von Paaren stellten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber älteren Zeiten, in denen das Reisen vornehmlich den Männern vorbehalten war, eine Neuheit dar. Wie Theodor Fontane führte auch seine Frau Emilie auf der Italienreise 1874 ein Tagebuch, in dem sie unbefangen ihre Eindrücke festhielt. Die Parallelität der beiden überlieferten Materialien ist vor allem unter reise- und kulturhistorischen Gesichtspunkten aufschlussreich, da sich die Erfahrungen und Ansichten wechselseitig ergänzen. In Venedig notiert Emilie: »Während unseres Aufenthalts das schönste Wetter, gar nicht zu heiß, nur freundliche Menschen, nirgends Uebertheuerung, dazu diese Natur und Kunst – facit: Venedig kann wieder besucht werden.« (68, 69) Zu schaffen machten ihr aber die ausgedehnten Museums- und Kirchenbesuche ihres Gatten, denen sie sich nur gelegentlich durch kleine Abstecher zu entziehen wusste. Schon in Florenz bricht es aus ihr heraus: »Eigentlich ginge ich nun gern wieder ein bisschen heeme«, denn mein armer Grips reicht nirgends aus.« (69) Allerdings muss sie noch etliche Kunstausstellungen durchlaufen – allein die Vatikanischen Museen stehen siebenmal auf dem Programm –, bis ihr Wunsch Erfüllung findet.

Einen letzten gelungenen Akzent setzt die Wiedergabe von Knittelversen mit dem Titel *In memoriam Nicolai*, die Fontane 1891 an seinen Verleger Wilhelm Hertz schickte. Der Sechzehnzeiler ist keineswegs Friedrich Nicolai (1733–1811) gewidmet, wie die Nymphenburger und die Hanser-Ausgabe mitteilen, sondern Gustav Nicolai (1795–1868), Verfasser des zu seiner Zeit umstrittenen Buchs *Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen* (1834). Erklärtes Ziel des erkennbar missvergnügten Verfassers war es, die Deutschen von ihrer durch Goethe, Jean Paul und die Romantik genährten »krankhaften Sehnsucht nach dem Süden« (106) zu heilen. Vor diesem Hintergrund wirft das Gedicht *In memoriam Nicolai* die

Frage auf, ob sich sein Verfasser in die »Truppen dieses Philister-Generals« (108) eingereiht sehen will. Die Antwort ist, wie so oft bei Fontane, komplizierter. Zum Glück bleibt sie uns Dieter Richter nicht schuldig: Mit »dem Ehrengedächtnis für den geächteten alten Nicolai stellt er [Fontane] sich in eine Tradition der deutschen Italienwahrnehmung und Italienerfahrung, in der Identifikation und Abwehr, Liebe und Hass immer dicht beieinander lagen.« (109)

Michael Ewert

Christoph Wegmann: Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes. Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv. Mit einem Vorwort von Peer Trilcke.

Berlin-Brandenburg: Quintus 2019. 568 S. € 60

Fontanes *Aufsätze zur bildenden Kunst* lassen sich seit 1970 in den beiden Bänden der Nymphenburger Fontane-Ausgabe erlesen. Den »Montagecharakter der enzyklopädischen Kunstwelt Fontanes«, also das Bildwissen und den Bildgebrauch im Romanwerk, hat Peter-Klaus Schuster am Beispiel von *Effi Briest* und anhand von 58 Abbildungen nachgewiesen (1978, S. 166). Zwanzig Jahre später zeigte *Fontane und die bildende Kunst*, der Ausstellungskatalog der Berliner Nationalgalerie, welche Bilder Fontane überhaupt betrachtet, besprochen und im Romanwerk verarbeitet hat. Und im neuen Jahrhundert rückte Gerhart von Graevenitz mit vielen Bildbelegen den Autor in den Mittelpunkt einer Studie »über das Imaginäre« (2014). Längst also ist offensichtlich, dass Fontane unter Bildern aufwuchs und einen Blick für Bilder hatte, dass er ein »Augenmensch« war »mit einer ausgeprägten optischen Veranlagung« (Reuter: *Fontane*, 1968, S. 329), ein »urbane[r] Voyeur« (Schuster 1978, S. 165) oder gar »Kunstfex« (*Fontane und die bildende Kunst*, S. 11), der hauptsächlich und wesentlich mit Bildern »handelte«. Diese An- und Einsicht setzt Christoph Wegmann mit seinem *Bilderfex* fort, einem gewichtigen Führer durch ein »imaginäre[s] Museum«, dessen Räumlichkeit in Fontanes »Kopf« bzw. in seinem Romanwerk aufgesucht wird, und dessen Exponate Wegmann trotz der genannten Vorläufer zum ersten Mal ausbuchstabiert. »Imaginär« heißt dieses Museum in Anlehnung an den Begriff, den André Malraux geprägt hat, meint aber nicht dessen autonomes Weltkunstkonzept, sondern die Menge der in den Romanen erwähnten Bilder und bildartigen Gegenstände. »Bild« ist hier fast alles, also nicht nur Gemälde und Skulpturen, sondern auch Sternbilder, Landkarten, Münzen, Spielzeug, Park, ja alles, was das Auge lockt.

Es lohnt sich, Buchdeckel bzw. Schutzumschlag der beiden Jubiläumskataloge zum hundertjährigen Todes- und zweihundertjährigen Geburtstag zu vergleichen, um den Unterschied bei aller Nähe anzudeuten (drittes

Bild im Bunde könnte Menzels ›Hinterhof und Haus‹ sein, das v. Graevenitz für den Schutzumschlag seiner Studie wählte). Dort beansprucht John Everett Millais' *Mariana* (Ausschnitt) die ganze Aufmerksamkeit und verweist doppeldeutig (bildliche und vorbildliche Frau, alltägliche und heilsgeschichtliche Figur, biblische Verkündigung und natürliche Erwartung, Glasmalerei zwischen draußen und drinnen) auf ein Geschehen, das für das christliche Abendland ebenso fundamental ist wie für Fontanes prägende Begegnung mit Kunst (seit den 1850er Jahren) und wie sich diese »bildende Kunst« in seiner Romanwelt auswirkt. Hier, auf Wegmanns Schutzumschlag, bietet sich laut Paratext eine vom Verfasser angeregte »Collage unter Verwendung des Gemäldes *Sehen* [...] von Jan Brueghel d. Ä. und Peter Paul Rubens [...] und eines Porträtfotos von Theodor Fontane [...]«, ein buntes, medienflexibles Bilder-, Köpfe-, Figuren-, Schmuck- und Rahmen-Allerlei im Bilderrumpelkammersaal mit zusätzlichem Durchblick aufs Außenbild; es wimmelt geradezu. Der ältere Ausstellungskatalog leistet sich auf seiner Rückseite ein ironisches Zwinkern: »Bilder und immer wieder Bilder« steht bilderlos zu lesen und drum herum wie eine Helix: »Nein, meine gnädigste Frau, nur gleich nicht wieder Kunst und Kunstgespräche«. Diese keineswegs ernstgenommene Ironie leistet sich Wegmann (in voller Kenntnis des Angesprochenen) nicht. Ihm geht es um den schwarz-weiß und gerastert präsentierten Fontane, sein Foto ausgeschnitten und aufgeklebt über die bunte Vielfalt einer Kunst-Augenweide, die im Kopfe wuchert und aus den Buchstaben der Romanliteratur penibel aufgelesen wird. Prägend ist beides: der verkleidete Realismus der Präraffaeliten, der unter Fontanes Federführung Gegenwärtiges demaskiert, und der unterm »Zeigezwang« (S. 240) gebannte, wild gemischte Bilderfundus eines (melancholisch getönten?) »Bilderfexes«, der imaginär mit seinen Werkzeugen bastelt oder mit Bilderbällchen jongliert, auch wenn er photorealistisch wie eine Statue steht.

Christoph Wegmann verfolgt, grob gezählt, zwei Ziele: Er rekonstruiert jene »Bilderwelt, wie sie Fontane wahrgenommen und literarisch umgewandelt hat«, und er will aufdecken, »was für Geschichten in die Bilder hineinverwoben sind und wie diese wiederum in die Geschichte hineinwirken« (S. 12). Natürlich sind Bild-Wahrnehmung und Bild-Umwandlung zu trennende Teilakte, die aber im jeweiligen Romanzusammenhang ineinander übergehen. Hinzukommt, dass es auch um die potentielle Bildwahrnehmung von Fontanes Publikum geht. Die Wechselbeziehungen zwischen Geschichten und Bildern scheinen zunächst das Stoffliche zu betreffen und allen recht zu geben, die glauben, dass Fontane mehr am Inhaltlichen der Bilder interessiert gewesen sei. Es zeigt sich aber, dass auch Darstellungstechnisches eine Rolle spielt (Perspektivenwahl, Konfiguration, Tönung, Gratwanderungen zwischen Wimmelbild und Vielheitsroman, Poetisierung des »Kleinen«). Dass Bildobjekte nicht einfach gegeben sind, sondern gemacht werden und wirken wollen, zeigt sich immer wieder.

Als erster Fontane-Leser will Wegmann alle »Bildobjekte« ausstellen, die in Fontanes Romanen vorkommen, unabhängig davon, ob sie konkret genannt oder nur vage erwähnt werden; selbst was Fontanesche Figuren gesehen haben könnten, rückt in den Blick und wird gezeigt. Wegmann hat die betreffenden Textstellen ausgezählt und sogar statistisch bewertet (zu Bild-dichte und Themen S. 566 f.). Gefunden hat er an die 1800 Stellen, von denen sich allerdings nur 340 auf Gemälde und Skulpturen beziehen, während der Rest im weiteren Sinn bildtragende Gegenstände betrifft. Im Bewusstsein der alltäglichen Rolle vieler Bildgegenstände (gerade auch ihrer Kopien) geht es ausdrücklich um »Kunst und Kram« (S. 17), doch nicht aus Verlegenheit, sondern wohl wissend, dass Fontane gerade in dieser Hinsicht viele ästhetische Rochaden unternimmt. Im Detail ist zu erfahren, dass die höchste Bilddichte überraschenderweise in *Grete Minde* (21%), *Stine* und *Der Stechlin* (20% Textanteil bildbezogener Textstellen), keineswegs aber in *L'Adultera* nachzuweisen sei (S. 16).

Wegmanns Museumsführer beginnt mit einer Gebrauchsempfehlung, die beim Durchschreiten der erschlossenen Bildersäle viel Freiheit lässt. Schon vor dem inneren Titelblatt präsentieren sich in gekachelter Form 16 Bildchen als eine Art (magischer?) quadratischer Wegweiser durchs Innere der sechzehn Räume, die in beliebiger Reihenfolge aufgesucht werden können. Freilich suggerieren bereits die vorangestellten »Kacheln« eine, vielleicht bevorzugte, Bewegung: Der gedruckte »Gang« beginnt mit beschuhten Füßen, die (blickführend?) fortschreiten; daraufhin erhebt sich der Blick zum »Bären« im Sternbild und senkt sich wieder zum irdischen Tier (dessen gemeintes Geschlecht aber erst später gezeigt wird); es folgen steinerne Figur, essbares Hexenhäuschen und Robinson für Kinder, weiterhin Litfasssäule, Schädelstätte, Odins Wagen und Uhr mit Hippenmann – wahrlich ein buntes Allerlei, aber eigentlich nicht bunt gewürfelt, schlägt doch am Ende eine Pendeluhr auf dem »Boot des Chronos« die Stunde der »letzten Dinge« an.

Ein »Vorsaal«, das erste von insgesamt 17 Kapiteln, das nun doch zu Beginn gelesen werden sollte, präsentiert 7 repräsentative Schaustücke, die eine Art Kurzfassung dessen bieten, was das Fontanesche Bilderuniversum birgt: Skarbinas Stiefeletten (das angesprochene Bild ist aber verschollen), eine Photographie, die den »eisernen« Kanzler Bein an Bein mit der Sängerin Pauline Lucca zeigt, Wackelkopfpagoden aus Porzellan, eine Bahnstreckenkarte (wie sie St. Arnaud benutzen könnte), das Panorama der Schlacht von St. Privat, Kalenderbildchen vom »Alten Fritz« und einen Hirschgeweihleuchter. Das alles sehen, bereden oder behandeln Fontanes Romanfiguren irgendwann einmal oder sogar wiederholt.

Weit mehr Bildgegenstände und dann thematisch gebündelt bieten die folgenden 16 Kapitelräume (ihrerseits noch unterteilt). Hier treten in der Rolle der »Bildermacher« die »Bastler, Spinner und Malerinnen« auf (welch

eine Reihung!), eine »Welt der Dinge« öffnet sich, die man essen, aufstellen, tragen und ausstopfen kann, Puppenstuben für Kinder, wertvoll Wertloses, aus dem sich dennoch Geld machen lässt, aber auch Ruhm und Ehre. Folgt man dem Bildangebot weiter, so sind es die Panoramen, die den Wunsch, sehen zu können, »wie alles ist« (9. Kap.) rundum erfüllen, klipp und klar zeigen, was Realismus ist und wie er funktioniert. Auch erotische Wünsche können durch Bilder bedient und kriegerische Lüste ausgelebt werden. Ähnliche Befriedigungen gewährt das Feuerwerk als Lichtkunst (12. Kap., bes. auch L'Hermites Lichtskulpturen). Immer wieder begegnet die suggestive Verschränkung von Bild und Macht (13. Kap.). Zugleich aber lassen sich die Querschläger der Karikatur verfolgen und machen bewusst, wie tief der ernste Realismus auch vom Grotesken durchdrungen ist. Im Grund aber dominieren die ernst genommen Bilder, sei's die archäologischen aus der Frühzeit, sei's die »Bilder von den letzten Dingen« (Totentanz) mit Effis angenommenem Höllen-Sturz und anschließender Auffahrt zum leuchtenden Gestirn (S. 458).

Welch atemberaubender Überfluss der Bilder, gewonnen aus buchstäblichem Wortlaut und Stück um Stück real ausgestellt auf der Bühne des Imaginären! Wegmann erkennt hierin Fontanes »Schaulust und Sehnsucht«, belegt Seite für Seite die Empfänglichkeit und Produktivität der Fontaneschen Augen, die, so heißt es lapidar, den Nicht-Maler Fontane von den Maler-Dichtern Stifter und Keller unterscheidet. Ein Tohuwabohu der Sichtbarkeit macht sich geltend, das aber in den Augen kein Flimmern hinterlässt, sondern sie im Gegenteil schärft für etwas, was Wegmann treffend als »Wasserzeichen« (S. 12) der Fontaneschen Romanhandschrift bezeichnet. So folgt man der gebotenen »Wegleitung« und den vorgeschlagenen »Lesepfaden« willig, neugierig und bestens versorgt (allenfalls fehlt ein Personenverzeichnis). Ganz selten nur wird nicht prompt eingelöst, was angekündigt wurde. So im Unterabschnitt »Sarastro und Papageno am Wilhelmplatz« (S. 332), in dem die Aufmerksamkeit auf zwei Figuren gelenkt wird, von denen nur die eine als Medium für den Blick auf die Feldherrn am Wilhelmplatz dient, um die es eigentlich geht.

Erklären lässt sich diese Lust an Bildern biographisch und mediengeschichtlich. Biographisch rücken Fontanes Großvater, der Maler war, und die eigene Lesesozialisation in den Blick (z.B. die Neuruppiner Bilderbogen, die den Eindruck des Prägenden hinterlassen). Parallel dazu beginnt die visuelle Mediengeschichte ihren Jahrhundertlauf von der Lithographie im Vierfarbendruck über Daguerreotypie und laufende Bilder in der Wundertrommel bis hin zu den Illustrierten der Massenpresse, den neu gegründeten Museen und sensationellen Panoramen. Fontanes Zeit wird so zu einer Phase der »Bilderflut« (S. 10), die sich zwar mit der heutigen nicht messen kann, aber gewiss schon das Leben damals und die Wahrnehmung beeinflusste.

Hervorgehoben sei eigens der Anmerkungsteil, der nicht nur Quellenbelege gibt, sondern sich immer wieder zu vertiefenden Exkursen ausweitet (z.B. die Exkurse zum »inneren Auge«, S. 471, zu »Fontane und die Bäckerkunst«, S. 475 f., hier mit der gelungenen Formulierung: »Der Napfkuchen ist also die Schlafmütze unter den Bäckereikunstwerken«, oder über »Emil Benjamin bei Rudolf Lepke«, S. 481 f.).

Der Rundgang durchs vorgestellte Fontane-Museum, wie ihn Wegmann organisiert, beginnt regelmäßig bei der Registrierung der bildrelevanten Textstelle. Jedes entdeckte, erschlossene oder gemutmaßte »Ding« wird abgebildet und mit enormer Sachkenntnis kommentiert. Immer wieder weitet sich die einzelne Sacherläuterung zur biographischen oder historischen Auskunft über das Umfeld. Und obwohl nicht eigentlich beabsichtigt, kommt es durchaus zu texterschließenden und bilderhellenden Deutungen.

Besonders fesselnd – das ist ein persönlicher Eindruck – fällt die Bildpräsentation dort aus, wo Bild und epische Bildbeschreibung nicht genau übereinstimmen. Wer hat da flüchtig hingesehen oder wessen Bilderinnerung weist Lücken auf, oder ist das alles »Finesse«? Malerprofessor Cujacius kann kein guter Bildkennner sein, wenn er sich bei der Zahl der abgebildeten apokalyptischen Reiter und der keineswegs stehenden Tubabläser vertut. Illustriert Böcklins *Drachenschlucht* die Angst des Herrn von Stechlin oder bricht sie den Schreck vor dem Verschlungenwerden humoristisch entzwei?

Wer »Erläuterungen« bei der Lektüre Fontanescher Romane braucht oder gern berücksichtigt, wird Wegmanns *Bilderfex* nicht mehr aus der Hand legen wollen, so reich und anregend ist alles. Ja, wer »Lesereisen« mit offenem Auge liebt, kommt auf seine Kosten. Wegmann versteht es, die heutige Lektüre mit kunsthistorischen Instrumenten zu orchestrieren, das heißt, heute Lesende so zu informieren, dass sie sich in den idealen Leser der Fontane-Zeit versetzen und alles sehen können, was dieses Konstrukt vor Augen haben mochte.

Ob die einmal real gesehenen Bilder in Wegmanns »imaginärem Museum« die Lektüre, die ja ihrerseits nicht minder »imaginär« verläuft, stören könnten, wird nicht eigens bedacht. Wegmann beginnt mit »Elementarbildern« (S. 53) und behauptet: »Die Welt mit all ihren Dingen ist immer schon da, und mit ihnen sind es die Bilder« (S. 93). Zugleich steht er der bewusstseinsphilosophischen Auffassung Henri Bergsons nahe, der zufolge jede Gegenstandswahrnehmung eine Bildwahrnehmung sei (S. 466 zu S. 53). So wird in allen Fällen die eher freizügige Bildbeschreibung durch die Schärfe der Abbildung ersetzt und verlockt zu dem vielleicht auch anfechtbaren Lob der »filmische[n] Kunstwirklichkeiten« (S. 16 und S. 470 f.) Fontanes und der stereotypen Klage über das Versagen von »Sprache und Logik« (S. 17) bei der Vermittlung einer bunten und vielfältigen Welt. Geht hier nicht verloren, was Fontanes »Sprache«, vielleicht sogar »Logik«, zu leisten vermag, da beide doch Wegmanns »imaginäres Museum« ausstatten? Wo genau »fehlten«

Fontane »die Worte« (Wegmann scheint an Tabuisiertes zu denken, sobald von »Urzuständlichkeiten«, S. 264, die Rede ist), und welche Bilder können als »Stellvertreter einer Sprache des »Natürlichen«« (S. 240) gelten (wohl die »nackten«, aber wäre das nicht etwas billig)? Oder noch anders akzentuiert: Behindert eine VR-Brille, wie Wegmann sie in Buchform anbietet, nicht den Lesevorgang?

Gleichviel, es ist ein augenfreundliches »Lese- und Bilderbuch« (S. 11) voller Informationen, Ideen, Anregungen, mit zahllosen Funden, bislang überlesen und kaum kommentiert, oft winzige Stellen, die, einmal besehen, weithin leuchten. Das Ganze ist klug und schön gestaltet im Wechsel von Text und Bild: Man freut sich beim Umblättern auf die nächste Seite und wagt kaum Anstreichungen. Alles ist bestens lektoriert (laut Paratext war Christine Hehle tätig). Wenn trotzdem »Kluckhahn« (S. 31), ein dem »Manna« zugeordneter »Ambrosius« (S. 329) oder ein lediger Crampas (S. 239) stehen geblieben sind, so fällt das nicht ins Gewicht, weil es die Argumentation nicht berührt. Seite für Seite bewährt sich die »Gerechtigkeit« des Kurators gegenüber dem Großen wie dem Kleinen. So zeichnet sich eine »imagerie populaire« (Champfleury) ab, errichtet auf wörtlichem Fundament mit »anschaulich« (S. 16) begehbaren Stockwerken. Eigentlich gibt es nichts, was nicht gezeigt wird. Rez. vermisst nach persönlicher Erinnerung allenfalls den Grabstein mit »Bild und Spruch«, der nach Ausweis der Kommentare in der Berliner Nikolaikirche liegen soll (AFA I,377 zu S. 14, GBA I,474 zu S. 13) und eine geschminkte Leiche, die als Vorlieben von General Bamme oder Prinz Heinrich (vgl. S. 426) doch auch »Bild« ist.

Befremdlich klingt (allein) der Satz, es sei »nicht nötig, Fontanes Romane zu kennen, um den Bildexpeditionen durch sein (!) Musée imaginaire folgen zu können« (S. 11). Gerade wenn es bei diesem Gang um den »Nexus« zwischen Bild und Geschichte geht und nicht nur um Roman(stellen) als Medium für Bilder, sollten gelesene Texte in der Hand nicht fehlen. Andernfalls behaupten sich unkontrolliert Etikettierungen (die smarte Käthe, S. 94, die blutjunge Effi, S. 28 u.ö., die prude Zwicker, S. 223, die fade Mathilde, S. 120) oder eigenwillige Bewertungen (Effis Zwangsverheiratung, S. 396).

Die Frage, ob der Romancier Fontane als »Bilderfex« glücklich eingeführt wird, sei nicht ganz unterdrückt, auch wenn sie den Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigt und nur eine Nuance der beabsichtigten »Hommage« (S. 12), ihren klaren Klang, betrifft. Nichts ist dagegen einzuwenden, Fontane als einen Menschen zu kennzeichnen, der »etwas in leicht übertriebener Art liebt« (das tut wohl Wegmann, wenn er in Anlehnung an Hoppe, S. 464 zu S. 46, den »Fex« wortschöpferisch ins Spiel bringt, und keineswegs ist an »Fächs« lt. DWb zu denken). Aber ist das nicht etwas zu wenig für einen Romancier dieses Formats, zumal wenn »Bilderfex« an »Kunstfex« erinnern sollte, und damit an die ersten Erfahrungen eines soeben verheirateten »Naturkinds« mit ihrem kunstbegeisterten Gatten? Es

überrascht also nicht, wenn Peer Trilcke schon in einem »Vorwort« eine andere Rolle, den »Auktionator«, (alternativ/komplementär?) ins Bild rückt, um Fontanes »Mittlerrolle« mit all ihren »angeeigneten Waren« zu betonen. Und natürlich kennzeichnen Fontane, wenn es um seine »Titel« geht, noch andere auffallende »Vorlieben«, zum Beispiel die zum Theater oder zu den tausend Finessen oder gar zu den Listen des Apothekers. Sie alle erweisen den Autor als bewunderungswürdigen »Fex«, der eigentlich nicht genug »übertreibend« konnte, nicht wahr?

Hugo Aust

Claudia Stockinger: An den Ursprüngen populärer Serialität.

Das Familienblatt »Die Gartenlaube«.

Göttingen: Wallstein 2018. 384 S. € 29,90

Vermutlich sah Fontane in den Entscheidungen der *Gartenlaube*-Redaktion nur bestätigt, was er selbst in seinen Aufzeichnungen zu Zola als Grundregel kultureller Aushandlungsprozesse formuliert hatte, dass in »irdischen Dingen« letztlich doch »alles auf Majoritätsbeschluß« beruhe, »wie man sich auch dagegen sträuben mag« (HFA III,1, 1969, S. 548). Jedenfalls nahm Fontane die großflächigen Kürzungen, die für den Vorabdruck seiner Erzählung *Quitt* verlangt wurden, ohne größeres Sträuben hin, so als ob die Redaktion des Familienblattes angesichts der »300.000 Abonnenten, oder wie viel ihrer sein mögen«, und einer um ein Vielfaches höheren Zahl an tatsächlichen Lesern prinzipiell der Kritik enthoben sei: »[A]us der Schüssel, aus der 300.000 Deutsche essen, ess' ich ruhig mit.« (HFA IV, 3, 1980, S. 737)

Der Künstler, so hat es den Anschein, übt sich in Resignation und beugt sich den Gesetzen des Marktes und der Massenpresse oder sucht sie zu unterlaufen. Tatsächlich wurde die *Gartenlaube* in der älteren Forschung ja vornehmlich als Massenmedium wahrgenommen, als »Kitschpostille«, die lieber um die Gunst des breiten Publikums buhlte als um die der wahren Kenner. Die *Gartenlaube* war (und ist) für viele zudem Inbegriff für biedere Bürgerlichkeit und »gut-deutsche Gemüthlichkeit«, wie es im Editorial der ersten Ausgabe von 1853 heißt. Aus diesem »Dunst« galt es den »wahren«, den künstlerisch anspruchsvollen Realismus herauszuziehen, wollte man ihn für die Moderne retten (vgl. Rudolf Helmstetter: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des poetischen Realismus*. München 1997).

Dass es sich die Literaturwissenschaft mit diesem Urteil möglicherweise zu leicht gemacht hat, zeigt Claudia Stockinger in ihrer Monografie über das Familienblatt auf. Sie präsentiert, das sei vorweggenommen, einen erfrischend unvoreingenommenen Blick auf den Gegenstand. Ihre Analyse ist

dabei weniger diskursgeschichtlich und auch nicht – trotz des Rückgriffs auf die soziologische Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) – im engeren Sinne mediensoziologisch oder mediengeschichtlich ausgerichtet. Im Fokus steht vielmehr das, was die Literaturwissenschaft in der Regel am meisten interessiert, nämlich der »Text«, und zwar, wie Stockinger präzisiert, der »ganze Text« der Zeitschrift, »der von den Jahrgangseinbänden über die Umschlagblätter und Inhaltsverzeichnisse der Jahrgänge sowie die Einzelhefte bis zu den Inseratenteilen oder Beilagen reicht« (S. 20–21). Es geht der Autorin mithin um die Faktur der Zeitschrift, um die Strategien der Verknüpfung und Bezugnahme zwischen einzelnen Texten sowohl innerhalb der einzelnen Ausgaben als auch über die Einzelhefte hinweg. Auf diese Weise entwickelt sie die Kernthese ihrer Studie, die besagt, dass der außergewöhnliche Erfolg der *Gartenlaube* primär »auf der Serialität ihres Programms« beruht (S. 12). Herausgearbeitet werden dementsprechend die »Formen und Verfahren des Seriellen« (ebd.), wie sie sich auf allen Ebenen des Periodikums, eben im »ganzen Text« und nicht nur in den abgedruckten Fortsetzungsromanen und fortlaufenden Sachbeiträgen manifestieren.

Eine Konsequenz aus diesem Ansatz ist, dass die einzelnen Textbausteine der Zeitschrift in ihrer Bedeutung für das Textganze gleich gewichtet werden. Statt (mit Genette) zwischen einem Haupttext und angelagerten oder rahmenden Para-, Peri- oder Epitexten kategorial zu unterscheiden, präferierte die Autorin, von peri- und paratextuellen Bezügen zwischen den einzelnen Textteilen zu sprechen, um ihr Verhältnis zueinander bestimmen zu können (S. 21). Bis in die kleinsten Verästelungen hinein werden die Bezüge zwischen den einzelnen Segmenten der Zeitschrift, von den fiktionalen und faktualen Beiträgen bis hin zu den Eigenwerbepblöcken, den Leserbriefen und den Illustrationen, beschrieben und interpretiert. Für den Leser ergibt sich daraus ein umfassendes Bild von den – um ein Wort der Fontane-Forschung zu gebrauchen – »Finessen« eines Textes, der bisher kaum in einer solchen Weise auf seine kohärenz- und sinnstiftenden Verfahren analysiert wurde.

Die *Gartenlaube* erscheint in Stockingers Buch als ein engmaschiges Netzwerk, an dem neben den Redakteuren und professionellen Autoren auch die Leser und zahlreiche nicht professionelle Schreiber mitwirkten. Diese Sichtweise auf den Gegenstand wird auch über die Strukturierung des Buches transportiert. Weder zielt die Darstellung auf einen chronologisch geordneten Aufriss, noch werden einzelne Akteure, Redakteure oder Autoren in Einzelporträts vorgestellt. Stattdessen fokussieren die Kapitel verschiedene Aspekte serieller Gestaltungs- und Lektürepraktiken wie die »Formen der Rubrizierung«, »Stückelungspraktiken und Fortsetzungslogiken« oder »Notationsformen des Seriellen«. In seiner eher paradigmatischen (und nicht syntagmatisch-chronologischen) Logik spiegelt dieser Aufbau also den Gegenstand der Analyse, die seriellen Organisationsprinzipien der

Zeitschrift. Gelegentliche Redundanzen – die Grundlage jeder Serie – sind dabei bewusst einkalkuliert.

In der Konsequenz dieses Ansatzes liegt auch, dass einige Gesichtspunkte, die man in einer umfassenden Monografie zu diesem Thema erwarten könnte, begründetermaßen entweder ganz ausgeklammert oder nur am Rand behandelt werden. Biografisches Detailwissen zu den Persönlichkeiten hinter der *Gartenlaube*, etwa zum Verleger und Begründer des Blattes Ernst Keil oder zu prägenden Autoren wie dem Mediziner Carl Ernst Bock, wird man vergeblich suchen. Auch über die Geschichte des Blattes erfährt man insgesamt wenig, abgesehen von den Hinweisen auf die zunehmende Verdrängung des belehrenden zugunsten des unterhaltenden Elements oder auf Variationen in der Fortsetzungsdichte und Fortsetzungsreichweite der Serien. Die Hintergründe des kurzzeitigen Verbots der Zeitschrift in Preußen etwa bleiben unbeleuchtet, und ihre Entwicklung in den Zeiten abflauer Popularität, d. h. in den Jahren um und nach 1900, ist ebenfalls nicht Gegenstand des Buches. Zu den nicht berücksichtigten Aspekten gehören ferner die medialen Kontexte, mithin der Blick auf konkurrierende Zeitschriftenprojekte, wobei dies für eine umfänglich überzeugende Bestätigung der Kernthese, dass die programmatische Serialität der Zeitschrift ihren Erfolg begründete, vielleicht nötig gewesen wäre; denn so bleibt am Ende die Frage offen, was vergleichbare Zeitschriften anders gemacht haben, dass ihnen dieser außerordentliche Erfolg verwehrt blieb.

Stockingers Kernthese scheint die verhältnismäßige Irrelevanz des Inhalts bei der Frage nach den Erfolgsgründen der Zeitschrift zu betonen. Tatsächlich ergibt sich aber aus ihrer Darstellung, dass die Art und Weise, wie in der Zeitschrift Texte und Bilder miteinander verbunden und aufeinander bezogen werden, eng mit der Aufnahme ihrer Inhalte verbunden ist. Insofern hat jedes Urteil beispielsweise über die politische Position der *Gartenlaube* die textuelle Faktur der Zeitschrift unbedingt mitzudenken. Besonders klar werden diese Zusammenhänge in einer »paradigmatischen« (S. 235) Lektüre der ersten Nummern des Jahrgangs von 1872, die in die Zeit des sich zuspitzenden Kulturkampfes fallen. Stockinger schlüsselt detailliert auf, wie der in diesen Heften abgedruckte kirchen- und katholismuskritische Roman *Am Altar* von E. Werner (Pseudonym für Elisabeth Bürstenbinder) von einer Reihe weiterer faktualer und fiktionaler Texte sowie von illustrativen Elementen flankiert, kommentiert und weitergeführt wird. Dabei sieht Stockinger, und das ist ein bemerkenswertes Ergebnis ihrer Studie, die Funktion dieser komplexen Verweise, Ergänzungen und antizipierenden Hinweise keineswegs darin, eine einzige ideologische Position gewissermaßen auf verschiedenen Kanälen durchzusetzen. Eher ergibt sich nach ihrer Einschätzung aus dem Zusammenspiel der Texte tatsächlich auch eine diskursive Vielstimmigkeit, die an eindeutigen Antworten und der »Schwarz-Weiß-Zeichnung im Grunde genommen nicht interessiert war« (S. 249).

Demnach liegt ein Hauptgrund für die Popularität der *Gartenlaube* vielleicht gerade darin, dass sie auf gesellschaftliche Differenzen und Brüche nicht durch populistische Vereindeutigung oder gezwungene Harmonisierung reagierte, sondern innerhalb eines gewissen Rahmens Meinungspluralität und Diversität zuließ.

Aus dieser Erkenntnis zieht Stockinger (mit Bezug auf Marlitts Roman *Das Geheimniß der alten Mamsell*) an einer Stelle die Schlussfolgerung, dass die »Zeitschriftenfassung« der abgedruckten literarischen Texte »der Buchfassung überlegen ist, weil ihre spezifische mediale Logik vertiefende Deutungsspielräume eröffnet« (S. 174). In dieser allgemeinen Form muss die Aussage freilich Widerspruch provozieren. Zwar ist nachvollziehbar, dass das komplexe Netzwerk von para- und peritextuellen Bezügen die fiktionsinternen behandelten Themen gewissermaßen ausdifferenzieren kann und die *Gartenlaube* insofern bisweilen »mehr« aus den Texten macht, als ursprünglich in ihnen steckt. Doch müssten hier auch die spezifisch anderen »Möglichkeiten der Aufmerksamkeits- und Sympathie lenkung« und der »Spannungssteigerung« (ebd.), die in der Buchlektüre zum Tragen kommen, Berücksichtigung finden, ebenso wie die Frage nach unterschiedlichen Graden an formaler und thematischer Komplexität in den fiktionalen Texten selbst. Der Vorstellung, dass die Prävalenz der Zeitschriftenfassung etwa auch bei einem Text wie Theodor Storms *Im Schloss* anzunehmen wäre, widerspricht auch Stockingers eigene Analyse dieses Beispiels (S. 342–344). Der Mehrwert der kontextuellen Einbettung in Texte und Leserbeiträge rund um das Thema »Darwinismus« beschränkt sich hier darauf, dass Storms Novelle in diesem Zusammenhang »gar nicht auffällt!« (S. 343).

Unabhängig von der Frage nach den Unterschieden von Zeitschriften- und Buchpublikation können die aufgezeigten Verknüpfungen von textueller Organisation und ideologischer Positionierung den Erfolg des Familienblattes aber in einer anderen Weise erhellen: Die in der *Gartenlaube* perfektionierte Vernetzung von Texten korrespondierte mit dem, was Stockinger als anthropologische Basisprämisse der Zeitschrift identifiziert: der Annahme vom »Menschen als vernetzte[m] Wesen« (S. 46). Die auf der Titelillustration der Zeitschrift abgebildete Gartenlaube, in der man sich zum familiären Austausch trifft, will demnach mehr zeigen als eine »deutschgemütliche« Heile-Welt-Fiktion. Die Illustration und damit die titelgebende Metaphorik weisen auf die Integration des Menschen in interpersonale (familiäre) Strukturen und Kommunikationsprozesse. Zu dieser Deutung ließe sich ergänzen, dass die Abhängigkeit von familiären Netzen und Beziehungen ja keineswegs nur ein bürgerliches Wunschbild war; vielmehr zeigen gerade jüngere alltagsgeschichtliche Darstellungen, dass die »familiäre Gefühls- und Wirtschaftsgemeinschaft«, wie sie die *Gartenlaube* zum Programm erhob, für viele Menschen des 19. Jahrhunderts gelebte Realität war (Peter-Paul Bänziger: *Die Moderne als Erlebnis. Eine Geschichte der Kon-*

sum- und Arbeitergesellschaft 1840–1940. Göttingen 2020, 43). Wobei die räumliche Entfernung einzelner Mitglieder etwa durch Auswanderung oder durch längere Auslandsaufenthalte nicht bedeuten musste, dass die familiären Netzwerke ihre stabilisierende Wirkung zwangsläufig verloren hätten. Insofern konnte auch die von Stockinger beschriebene territoriale Entgrenzung des Heimatbegriffs in der *Gartenlaube* (S. 269), die darauf abzielte, deutsche bzw. deutschsprachige Leser in aller Welt in den imaginären Familienkreis der Produktions- und Rezeptionsgemeinschaft aufzunehmen, durchaus mit der Erfahrungswirklichkeit der Leser korrespondieren.

Mit diesen Überlegungen zum Konzept vom vernetzten Menschen bereitet die Studie den Weg für weiterführende literaturgeschichtliche Untersuchungen, die sich für die Querverbindungen zwischen realistischer Poetik und den Produktions- und Rezeptionspraktiken von Familienblättern wie der *Gartenlaube* interessieren: Denn auch in der Literaturtheorie der 1850er und 60er Jahre zeigt sich jene Ausrichtung auf eine »enge Produzenten-Rezipienten-Kommunikation« (S. 61), wie sie Stockinger für die *Gartenlaube* herausarbeitet. Auch hier werden serielle Erzählformen besprochen bzw. erprobt und die Rezipienten eingeladen, die Textwelt als »eine Art »Parallelwelt« wahrzunehmen, »die der eigenen Lebensrealität ähnlich, mit ihr aber nicht identisch« ist (S. 258). Die Rekonstruktion eines historisch wie medial differenzierten Realismuskonzeptes, das die literarischen und journalistischen Schreibpraktiken dieser Zeit gleichermaßen berücksichtigt, könnte an diesem Punkt ansetzen.

Es gibt also weiterhin gute Gründe für die Literaturwissenschaft, sich mit den Textstrukturen und formalen Organisationsprinzipien von Familienblättern im Allgemeinen und der *Gartenlaube* im Besonderen zu beschäftigen. Befreit man sich von dem Vorurteil, man habe es lediglich mit »Kitschpostillen« zu tun, so zeigt sich, dass gerade bei dieser Form von »Literatur mit ihren engmaschigen Verknüpfungen und weitreichenden Verzweigungen eine »auf bloß oberflächliche Aufmerksamkeit abonnierte Lektürehaltung [...] nicht funktioniert« (S. 196). Stattdessen verlangt die textuelle Organisation eine konzentrierte, wenn nicht »exhaustive« Lektüre (S. 25) – auch vom literaturwissenschaftlichen Leser. Diesem Anspruch wird Stockingers Studie zur *Gartenlaube* in jedem Fall gerecht.

Matthias Grüne

Georg Herwegh: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Hrsg. von Ingrid Pepperle in Verb. mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein.

Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2005–2019. 6 Bände. 898, 556, 630, 352, 474, 790 Seiten. Zus. € 738,- (jeder Band einzeln erhältlich)

Georg Herwegh, dessen 200. Geburtstag wir 2017 feiern konnten, gehört zu den bedeutendsten und wirkungsvollsten Lyrikern der Vormärzpoche. Er hat wie kein Zweiter die politische Lyrik in Deutschland erneuert und bis weit ins 20. Jahrhundert beeinflusst. Seine *Gedichte eines Lebendigen* (1841) machten ihn schlagartig berühmt, ja zu einem Popstar der literarischen Szene: Von den Vertretern des alten Systems gehasst, von einer aufmüpfigen, politisch zu neuen Ufern strebenden Jugend geliebt, gefeiert, verehrt.

Zu dieser Generation und Fan-Gemeinde gehörte auch Theodor Fontane, der sich 1841/42 als 2. Rezeptar in der Leipziger Apotheke »Zum weißen Adler« einem illegalen studentischen Literaturzirkel angeschlossen hatte, den er in seinen späteren Lebenserinnerungen eingedenk der unter den Studenten verbreiteten Begeisterung für den Dichter kurzerhand *Herwegh-Club* nannte. Dem immensen Einfluss Herweghs verdanken wir Fontanes 1841/42 entstandene Sammlung *Gedichte eines Berliner Taugenichts*, mit der er 1842 als Buchautor debütieren wollte. Er schickte das Manuskript beherzt an Herweghs Verleger Julius Fröbel nach Winterthur, der es im Sommer 1842 jedoch »mit Bedauern« zurückwies. Wie Fontane noch nach über fünfzig Jahren indigniert mutmaßte, ohne einen Blick hineingetan zu haben. Das Manuskript blieb ungedruckt. Herweghs literarisches Vorbild in dieser politischen, sozialkritischen, antiklerikalen Lyrik Fontanes zu Beginn der 1840er Jahre ist gewaltig. Seinem Idol widmete Fontane auch das Einleitungsgedicht, in dem er mit Emphase festhält, welche Kraft und Lebensfreude, oppositionelle Gesinnungsstärke und Zuversicht er aus Herweghs Gedichten gesogen.

Fontane hat sich diese poetische Jugendliebe über alle politischen Wendungen und Wandlungen hinweg lebenslang bewahrt. Selbst als er Anfang der 1850er Jahre vom revolutionären links-republikanischen ins konterrevolutionäre, reaktionäre Lager konvertiert war, hielt er am Dichter Herwegh fest. In alle Auflagen seiner repräsentativen Lyrikanthologie *Deutsches Dichter-Album* (zuerst 1852) nahm er auch vier Gedichte Herweghs auf, dessen Ruf zu diesem Zeitpunkt in den deutschen Staaten auf einem Tiefpunkt angelangt war. Denn Herweghs aktive Revolutionsbeteiligung im April 1848 als Anführer der Deutschen Demokratischen Legion zur Unterstützung der in Südwestdeutschland kämpfenden Republikaner, deren Niederlage und Herweghs abermalige Flucht in die Schweiz hatte ihm Spott, Hass, Verläumdungen, Feindseligkeiten von allen Seiten eingetragen.

Fontane betrachtete später die politische Lyrik des Vormärz keineswegs unkritisch, vor allem die der zahllosen jungen Herwegh-Nachahmer, zu denen er selbst gehört hatte. Doch der Dichter selbst blieb in seinen Augen unangefochten eine poetische Ausnahmeerscheinung. In *Von Zwanzig bis Dreißig* verteidigt er ihn nachdrücklich und weist in einer Fußnote darauf hin, »daß alles Spöttische, was ich hier gegen die Freiheitsphrasendichtung jener Zeit ausgesprochen habe, sich wohl gegen uns Herweghianer von damals, aber nicht gegen Herwegh selbst richtet. Ich will nicht bestreiten, daß auch das, was Herwegh in Person geschrieben hat, vielfach an Phrase leidet, aber es ist durch eine ganz ungewöhnliche Fülle von Geist und Talent auf eine solche Hochstufe gehoben, daß, für mich wenigstens, die Frage ›Phrase oder nicht‹ daneben verschwindet.« So nimmt es nicht Wunder, dass Fontane 1889 bei einer öffentlichen Umfrage nach jenen »besten Büchern«, die man unbedingt gelesen haben sollte, auch Herweghs Werke zählt, von denen er kategorisch »beinahe alles« empfiehlt.

Nicht nur »beinahe alles«, sondern wirklich alles kann man heute in einer 2019 abgeschlossenen sechsbändigen »kritische(n) und kommentierte(n) Gesamtausgabe« von Georg Herweghs *Werken und Briefen* nachlesen. In je zwei Bänden wird Herweghs Lyrik (darunter auch die *Gedichte eines Lebendigen*), seine Prosa (Literaturkritik, Korrespondenzartikel, politische Publizistik, Theaterkritik) sowie seine Korrespondenz in größtmöglicher Vollständigkeit, chronologisch angeordnet und mit Hilfe umfangreicher Apparate dargeboten. Ausgespart wurden aus dem Werkkomplex nur die Übersetzungsarbeiten Herweghs, darunter seine acht Übertragungen Shakespearscher Dramen aus den 1860er Jahren. Den Übersetzungen wurde von den Herausgebern im editorischen Sinne grundsätzlich kein Werkcharakter zugesprochen, so dass sie auch nicht zur Ausgabe der Werke gehören.

Diese Ausgabe schließt eine gravierende Editionsücke. Denn die einzige umfangreichere Werkausgabe Herweghs, mit der die Forschung jahrzehntelang arbeitete, erschien vor dem Ersten Weltkrieg. Sie war 1909 von Hermann Tardel für Bongs »Goldene Klassiker Bibliothek« veranstaltet worden. Die Ausgabe Tardels ist aus philologischer Sicht schon lange veraltet. Sie enthält auch bei weitem nicht alle Texte Herweghs, verzichtet ganz auf Briefe und bietet eine (aus heutiger Sicht) unsichere Textkonstitution. Unter anderen sind die Texte damals »modernisiert« worden, d. h. Orthographie und Zeichensetzung wurden den seinerzeit gängigen Rechtschreibregeln angepasst. Einige gute Einzelausgaben von Herwegh-Texten im Laufe des 20. Jahrhunderts (vor allem von Bruno Kaiser) haben die editorischen Defizite nie ausgleichen können. Sie sind nun mit dieser Gesamtedition beseitigt. Wir haben endlich, kritisch ediert und kommentiert, den »ganzen« Herwegh. Allein in quantitativer Hinsicht ist der Fortschritt erheblich, denn die Menge

des edierten Materials »hat sich [...] gegenüber der Ausgabe von Hermann Tardel vervierfacht.« (»Vorwort zur Ausgabe«, Bd. 1, S. IV.) Dabei sind nicht nur zahlreiche bislang ganz unbekannte Texte Herweghs wiederentdeckt worden, auch etliche anonym oder mit Chiffre erschienene Arbeiten konnten sicher identifiziert und dem Autor zugeschrieben werden.

Groß ist auch der Fortschritt gegenüber den älteren Briefausgaben bzw. den zahllosen unselbstständigen Briefpublikationen: Die Hälfte der insgesamt rund 650 überlieferten Briefe Herweghs wird hier erstmals veröffentlicht. Die älteren Textausgaben, vielfach gekürzt, stellenweise fehlerhaft transkribiert, nach unterschiedlichsten und oft sehr fragwürdigen editorischen Praktiken und Intentionen zustande gekommen, werden durch diese Gesamtausgabe überflüssig. Für fast alle Briefe konnten die Herausgeber die Handschrift zugrunde legen. Nicht ediert wurden in dieser Ausgabe die Gegenbriefe, die zum Teil auszugsweise im Kommentarteil der Ausgabe wiedergegeben sind. Das ist sicher keine ganz befriedigende Lösung, aber man muss wohl nüchtern konstatieren, dass eine Edition aller Briefe an Herwegh die logistischen, finanziellen und zeitlichen Möglichkeiten dieser Ausgabe überfordert hätte.

Die Ausgabe basiert auf verlässlichen, modernen editionsphilologischen Voraussetzungen. Die Grundlage für die Textkonstitution ist der (vielfach unselbstständige) Erstdruck. Abweichend davon folgen die *Gedichte eines Lebendigen* (2 Bände) der jeweils ersten Buchausgabe von 1841 und 1843. Unveröffentlichte und nachgelassene Arbeiten (wie auch Briefe) werden diplomatisch getreu nach der Handschrift ediert. Die historische Orthographie und Zeichensetzung wird nicht angetastet, Texteingriffe erfolgen nur bei eindeutig festgestellten Druck- bzw. Setzerfehlern und werden nachgewiesen. Die Apparateile bieten in übersichtlicher Form alle wesentlichen entstehungs-, überlieferungs- und wirkungsgeschichtlichen Informationen, darunter auch Lesarten und Varianten. Bei den Gedichten werden neben der bibliographischen Angabe des Erstdrucks weitere zeitgenössische Einzelveröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien und anderen Druckwerken dokumentiert. Auch diese umfassend bibliographierten Publikationskontexte können wichtige Aspekte und Hilfen für spätere Deutungsansätze bieten.

Ein Autor wie Herwegh, der in seinen Gedichten und Aufsätzen auf zahllose aktuelle Ereignisse Bezug nimmt, in dessen Texten sich viele Anspielungen, Metaphern, Allusionen, literarische, rhetorische, zeitgeschichtliche und biographische Zusammenhänge verbergen, die dem heutigen Leser nicht mehr geläufig sind, ist besonders kommentierungsbedürftig und stellt an den Kommentar hohe Ansprüche. Der Schwerpunkt des Apparates liegt auf den Stellenerläuterungen. Sie sind (unter Einbeziehung neuer Forschungsliteratur) in der Regel präzise, bündig, ergiebig und gut lesbar.

Die zu Tage geförderten bio-bibliographischen, literaturhistorischen, politischen, sozial- und ideengeschichtlichen Detailkenntnisse sind oft ganz erstaunlich und zeugen von einer gründlichen Quellenkenntnis. Die Herausgeber und Bearbeiter der Bände haben den Lesern und Forschern damit eine stabile Verständnis-Brücke zu den Texten und in jene Vormärzepoche gebaut, die Fontane als »Herwegh-Zeit« bezeichnete. Außerordentlich hilfreich sind zudem die Personenregister am Ende aller sechs Bände, die auch Namen erfassen, auf die angespielt wird, und die die historischen Personen auch in den Apparateilen berücksichtigen. Das erleichtert die langfristige Arbeit mit der Edition ungemein.

Der Apparat der Gesamtausgabe macht deutlich, dass der Edition jahre- wenn nicht jahrzehntelange umfangreiche, sorgfältige Forschungs- und Quellenarbeiten vorausgegangen sein müssen. Erstmals wurde für diese Ausgabe Herweghs gesamter handschriftlicher Nachlass ausgewertet, Teilnachsätze oder einzelne Autographen in europäischen Archiven und Bibliotheken ermittelt, Erkundungen im Autographenhandel und Informationen bei Privatsammlern eingeholt. Man gewinnt den Eindruck, dass die Herausgeber mit großer Leidenschaft und Energie (diese sind nötig, wenn man derlei philologisches Kärrnerwerk leisten will) wirklich jeder Spur gefolgt sind und auch entlegenste Quellen berücksichtigt haben. Umfassende bibliographische Vorarbeiten waren nötig, die Ermittlung zum Teil sehr seltener Zeitungen, Zeitschriften und Drucke. Ohne die Herausgeberin Ingrid Pepperle, die nahezu ihr ganzes Forscherinnenleben Georg Herwegh gewidmet hat, wäre diese Leistung wohl kaum erbracht worden. Mit Volker Giel, Heinz Pepperle, Norbert Rothe und Hendrik Stein stand ihr ein ausgezeichnetes Expertenteam zur Seite. Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle die förderliche Rolle des Bielefelder Aisthesis-Verlags, der auch für eine ausgezeichnete buchtechnische Präsentation der Ausgabe sorgte.

Schon nach Erscheinen der ersten Bände 2011 hatte Walter Hettche in *Arbitrium* diese Ausgabe als »editorische und verlegerische Großtat« gepriesen. Diesem Urteil können wir uns nach dem Abschluss der Edition nur anschließen. Sie ist alles in allem vorbildlich und könnte geradezu als Muster für moderne Gesamtausgaben dienen. Ein wertvoller Beitrag auch für die Fontane-Forschung. Denn wenn man sich hier etwas genauer umsieht, so ist das Thema »Fontane und Herwegh« bislang keineswegs hinreichend bearbeitet worden. Die Forschungsliteratur ist überraschenderweise schmal, die Fontane-Bibliographie nennt nur einen Titel, der sich explizit auch mit dem »Herweghianer« Fontane befasst (Sylvia Peuckert: *Freiheitsträume. Georg Herwegh und die Herweghianer. Politische Gedichte der 1840er Jahre und Metaphern für Freiheit in dieser Zeit*. Frankfurt a.M. [usw.], 1985.) Mit dieser Gesamtausgabe ist eine ausgezeichnete Gelegenheit gegeben, endlich den »authentischen« und »ganzen« Herwegh wieder

zu entdecken, die bisherigen, zum Teil von Klischees und Vorurteilen verstellten Herwegh-Bilder zu prüfen und Fontanes Beziehung zum Werk und zur Persönlichkeit des Dichters einmal gründlich zu untersuchen.

Wolfgang Rasch

Informationen

Autorenverzeichnis

Klaus-Peter Möller, arbeitet seit 1998 als Archivar im Theodor-Fontane-Archiv; Forschungsinteressen: Literatur der frühen Neuzeit, Lexik der deutschen Sprache, Buchgeschichte, Fontane.

Prof. Dr. Peer Trilcke, geb. 1981; Juniorprofessor für deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (mit dem Schwerpunkt Fontane) an der Universität Potsdam und Leiter des Theodor-Fontane-Archivs. Forschungsschwerpunkte u.a.: Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts, Gattungstheorie, Literatursoziologie, Literatur und Journalismus, Digitale Literaturwissenschaft.

Rudolf Muhs; Emeritus Reader in Modern European History, Royal Holloway, University of London; Dozent für deutsche Geschichte, CityLit, London. Mitherausgeber von Fontanes Londoner Tagebüchern und von *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*.

Prof. Dr. Mark Jantzen; Professor für Geschichte am Bethel College, North Newton, Kansas, USA; studierte Germanistik, Informatik, Theologie und Geschichte in North Newton, Kansas, Wuppertal, Berlin, Elkhart und South Bend, Indiana. Zuletzt: Mitherausgeber *European Mennonites and the Challenge of Modernity over Five Centuries: Contributors, Detractors, and Adapters* (2016).

Prof. Dr. Thomas Brechenmacher, geb. 1964; seit 2007 Professor für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Potsdam; jüngste Buchpublikationen zur deutsch-jüdischen Geschichte: *Neuere deutsch-jüdische Geschichte. Konzepte – Narrative – Methoden* (2017, zusammen mit M. Szulc); *Bruno Blau. Ein deutsch-jüdisches Leben* (2018, zusammen mit Ch. Bothe).

Dr. habil. Oliver Sill, geb. 1957; Studium der Germanistik, Geschichte und Erziehungswissenschaften; 1990 Promotion in Münster; 2000 Habilitation an der Universität Duisburg; Dozent an der Universität Münster; zahlreiche Aufsätze und Buchveröffentlichungen zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts sowie zur Gegenwartsliteratur.

Prof. Dr. Bernd W. Seiler, geb. 1939; lehrte von 1974 bis 2005 Neuere deutsche Literatur an der Universität Bielefeld. Von seinen literaturgeschichtlichen Arbeiten wurde seine Habilitationsschrift zur literarischen Wahrscheinlichkeit (*Die leidigen Tatsachen*. Stuttgart 1983) über die Fachgrenzen hinaus beachtet. Als Veröffentlichungen zu Theodor Fontane zuletzt *Fontanes Berlin* (2010); *Fontanes Sommerfrischen* (2018).

- Prof. Dr. Roland Berbig, geb. 1954; lehrte am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin Neuere deutsche Literatur. Mithrsg. *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens*. Publikationen u.a. zu Hölderlin, Heine, Storm, Fontane, Eich, Aichinger, Johnson und zu Theorie und Geschichte des literarischen Lebens. Zuletzt: *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde (2010); *Berlins 19. Jahrhundert. Ein Kompendium* (Mithrsg., 2012); *Zwischen Kiefern und Kasernen. Märkische Autorinnen und Autoren zum 200. Fontane-Geburtstag* (Mithrsg., 2019).
- Dr. Michael Ewert; Akademischer Oberrat an der Ludwig-Maximilians-Universität München; Veröffentlichungen zur Literatur des 18. bis 21. Jahrhunderts. Mitherausgeber der Georg-Forster-Studien, Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft München und von 2002 bis 2012 der Theodor Fontane Gesellschaft.
- Prof. Dr. Hugo Aust, geb. 1947; lehrte Neuere deutsche Literatur und ihre Didaktik an der Universität zu Köln; Monographien und Aufsätze über Realismus, Novelle, Volkstheater, historischer Roman und Lesetheorie.
- Dr. Matthias Grüne, geb. 1982; Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft und Mittleren und Neueren Geschichte in Leipzig und Lyon; Promotion 2016 über die romantheoretischen Studien Otto Ludwigs; Forschungsschwerpunkte: Literatur des Realismus, historische Narratologie, Gattungstheorie, literarische Subjektkonstruktionen.
- Dr. Wolfgang Rasch, geb. 1956; Studium der Germanistik und Philosophie in München und Berlin, Promotion 1996. Arbeitsschwerpunkte: Literatur des 19. Jahrhunderts, Edition und Bibliographie.

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Trilcke, Peer (Hrsg.): Text + Kritik. Zeitschrift für Leser. Sonderband Theodor Fontane. 3. Aufl. (Neufassung). München: edition text + kritik 2019. 224 S. € 34 (Im Buchhandel erhältlich)

Wegmann, Christoph: Der Bilderfex. Im imaginären Museum Theodor Fontanes. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv. Mit einem Vorwort von Peer Trilcke. Berlin: Quintus-Verlag 2019. 640 S. 450 Ill. € 60 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Briefe im Kontext. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Andreas Köstler. Würzburg: Königshausen & Neumann 2019. 284 S. (Fontaneana; 16) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

Formen ins Offene. Zur Produktivität des Unvollendeten. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Christine Hehle. Berlin, Boston: de Gruyter 2018. VI, 290 S. € 89,95 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte; 151) (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Fragmente. Erzählungen, Impressionen, Essays. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Christine Hehle und Hanna Delf von Wolzogen. Band I: Texte; Band II: Kommentar. Berlin, Boston: de Gruyter 2016. XLIV, 456 S.; XII, 464 S. € 248 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane: Dichter und Romancier. Seine Rezeption im 20. und 21. Jahrhundert. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Richard Faber. Würzburg: Königshausen & Neumann 2015. 303 S. (Fontaneana; 14) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Fontanes Briefe ediert. Internationale wissenschaftliche Tagung des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 18. bis 20. September 2013. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Rainer Falk. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 322 S. (Fontaneana; 12) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Berlin, Brandenburg, Preussen, Deutschland, Europa und die Welt. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen, Richard Faber und Helmut Peitsch. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 267 S. (Fontaneana; 13) € 38,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Chambers, Helen: Fontane-Studien. Gesammelte Aufsätze zu Romanen, Gedichten und Reportagen. Deutsche Übersetzungen von Christine Henschel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2014. 361 S. (Fontaneana; 11) € 39,80 (Im Buchhandel erhältlich)

Leuchtturm. 20 kulturelle Gedächtnisorte. Brandenburg Mecklenburg-Vorpommern Sachsen Sachsen-Anhalt Thüringen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u.a. Wiederstedt: Forschungsstätte für Frühromantik und Novalis-Museum Schloss Wiederstedt 2009. 227 S. € 14,95 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28 (Im Buchhandel erhältlich)

Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)

Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. € 619 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)

Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20 (Im Buchhandel erhältlich)

Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50

Aus den »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. € 8,00 (vergriffen)

Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. € 8,00 (vergriffen)

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg« (Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) € 68,00 (Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. Gesamtpreis € 102,00 (Im Buchhandel erhältlich)

I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis € 44,00

II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis € 40,00

III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis € 44,00

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. € 17,50 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. € 10,00 (Zu beziehen beim Theodor-Fontane-Archiv)

Publikationen der Theodor Fontane Gesellschaft

- Bauer, Milena: Die Landpartie in den Romanen Theodor Fontanes. Ritualisierte Grenzgänge. (Schriften der Fontane Gesellschaft Bd. 12) Berlin: de Gruyter 2018. VIII; 358 S. (Im Buchhandel: € 99,95)
- Aus der Au, Carmen: Theodor Fontane als Kunstkritiker. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 11) Berlin: de Gruyter 2017. XI, 446 S. (Im Buchhandel: € 99,95)
- Dunkel, Alexandra: Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 10). Berlin: de Gruyter 2015. 290 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Metropole, Provinz und Welt. Raum und Mobilität in der Literatur des Realismus [Fontane, Raabe u.a.]. Hrsg. von Roland Berbig und Dirk Göttsche. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 9). Berlin: de Gruyter 2013. 349 S. *Sonderpreis: € 44,95 (Im Buchhandel: € 89,95)
- Hoffmann, Nora: Photographie, Malerei und visuelle Wahrnehmung bei Theodor Fontane. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 8). Berlin: de Gruyter 2011. 376 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)
- Fontane als Biograph. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 7). Berlin: de Gruyter 2010. 272 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)
- Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne. Hrsg. von Ursula Amrein und Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 6). Berlin: de Gruyter 2008. 284 S. *Sonderpreis: € 79,95 (Im Buchhandel: € 159,95)
- Theodor Fontane – Bernhard von Lepel, Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Gabriele Radecke. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 5.1;5.2). Berlin, New York: de Gruyter 2006. 1430 S. *Sonderpreis: € 204,50 (Im Buchhandel: € 409,00)
- Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz. Hrsg. von Regina Dieterle. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 4). Berlin, New York: de Gruyter 2002. 971 S. *Sonderpreis: € 89,95 (Im Buchhandel: € 179,95)
- Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine. Dargestellt von Roland Berbig unter Mitarbeit von Bettina Hartz. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 3). Berlin, New York: de Gruyter 2000. 498 S. *Sonderpreis: € 74,95 (Im Buchhandel: € 149,95)

Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane. Hrsg. von Roland Berbig. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 2). Berlin, New York: de Gruyter 1997. 480 S. *Sonderpreis: € 94,95 (Im Buchhandel: € 189,95)

Theodor Fontane: Unechte Korrespondenzen 1860-1865/1866-1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. 2 Bände. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft Bd. 1.1; 1.2). Berlin, New York: de Gruyter 1996. 1296 S. *Sonderpreis: € 69,95 (Im Buchhandel: € 139,95)

* nur für Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft – Bestellungen richten Sie bitte direkt an die Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft. Preisänderungen vorbehalten. Preise inkl. MwSt. zzgl. Versandkosten

Theodor Fontane. Dichter des Übergangs. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e. V. 2010. Hrsg. von Patricia Howe. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013 (Fontaneana, Bd. 10). 220 S. € 29,80

Fontane und Italien. Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V., Mai 2009 in Monópoli (Apulien). Herausgegeben von Hubertus Fischer und Domenico Mugnolo. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011 (Fontaneana, Bd. 9). 200 S. € 26

Jolles, Charlotte: Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. Herausgegeben von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Helen Chambers. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009 (Fontaneana, Bd. 8). 423 S. € 49,80

Fontane und Polen, Fontane in Polen. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008 (Fontaneana, Bd. 6). 136 S. € 19,80

Boccaccio und die Folgen. Fontane, Storm, Keller, Ebner-Eschenbach und die Novellenkunst des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Hugo Aust und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana, Bd. 4). 171 S. € 19,80

Fontane, Kleist und Hölderlin – Literarisch-historische Begegnungen zwischen Hessen-Homburg und Preußen-Brandenburg. Hrsg. von Hugo Aust, Barbara Dölemeyer und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. (Fontaneana, Bd. 2). 150 S. € 19,80

Die Fontaneana-Bände 1/3/5/11/13/14/16 sind herausgegeben in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv [vgl. Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs, S. 188 ff.].

- »Die Gartenkunst« Jg. 21/ 2009 Heft 1: Frühjahrssymposium »Landschaftsbilder – Theodor Fontane und die Gartenkunst«. Worms: Wernersche Verlagsgesellschaft. 162 S. € 40,00
- »Die Decadence ist da«. Theodor Fontane und die Literatur der Jahrhundertwende. Beiträge zur Frühjahrstagung der Theodor Fontane Gesellschaft vom 24. bis 26. Mai 2001 in München. Hrsg. von Gabriele Radecke. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. 149 S. € 22,00
- Fontane und Potsdam. Hrsg. von der Theodor Fontane Gesellschaft, dem Berliner Bibliophilen Abend und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. Konzeption und Gestaltung: Werner Schuder, begleitende Texte: Gisela Heller. Berlin 1993. (Jahresgabe/Berliner Bibliophilen Abend 1994). 93 S. (Vergriffen)
- »Theodor Fontane hat es aus geschrieben gans allein ...«. Fontanes erstes »Geschichten Buch«. Faksimileausgabe nach der Handschrift Nachl. Fontane 11 der Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz. Hrsg. von Helmuth und Elisabeth Nürnberger. Berlin 1995. (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz Bd. 2). 88 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)
- 30 Balladen – rund um den Ruppiner See. Balladen-Wettbewerb der Theodor Fontane Gesellschaft für die Neuruppiner Schulen 2012. Mit Illustrationen eines Kunstkurses des Evangelischen Gymnasiums Neuruppin. Hrsg. im Auftrag der TFG und der Evangelischen Schule Neuruppin von Claudia Drefahl, Klaus Goldkuhle und Bernd Thiemann. Regional-Verlag Ruppin KG Pusch & Co., Neuruppin. 64 S. € 5,00 (Zu beziehen bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft)

Fontane Blätter im Abonnement

Wir bieten die *Fontane Blätter* als Einzelheft zum Preis von € 13,50 zzgl. Versandkosten oder im kostengünstigen Abonnement (2 Hefte jährlich) für jeweils € 9,50 zzgl. Versandkosten an.

Ferner sind erhältlich:

Das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994.
126 S., das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 106/2018.
31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte. Den aktuellen Stand erfahren Sie unter www.fontanearchiv.de

Für Ihre Bestellung wenden Sie sich bitte an das
Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47,
14469 Potsdam, Telefon 0331. 20 13 96,
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Richtlinien für Autoren der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstraße 46/47
14469 Potsdam
fontanearchiv@uni-potsdam.de

Beiträge werden entsprechend dem Peer-Review-Verfahren von einem unabhängigen Beirat begutachtet. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Beirat.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten geschrieben werden. Der Umfang sollte einschließlich der Anmerkungen 25 Manuskriptseiten (à 3.000 Zeichen einschließlich Leerzeichen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 5 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und möglichst auf Anmerkungen verzichten. Das Manuskript bitte als E-Mail-Anhang (word-Datei/rtf-Datei und als pdf-Datei resp. als Ausdruck) senden.

2. Texteinrichtung

Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig.

Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.

Titel von Werken, Zeitungen und Zeitschriften sowie Namen von Institutionen: *kursiv*.

Hervorhebungen *kursiv* oder in einfachen Anführungszeichen „...“ oder ...c.

3. Zitate

In Anführungszeichen: „...“ oder: »...«.

Zitat im Zitat in einfachen Anführungszeichen: ‚...‘ bzw. ›...‹.

Zitate über mehr als 4 Zeilen bitte wie Absätze behandeln.

Aussparungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: [in eckigen Klammern].

4. Anmerkungen

Anmerkungen bitte als Endnoten in fortlaufender Zählung formatieren.

Endnotenziffern im Text hochgestellt, ohne Klammer oder Punkt. Endnoten

folgen auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie folgen

unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort beziehen.

Namen von Autoren/Herausgebern in den Anmerkungen bitte nicht hervorheben.

Zitierweise in den Anmerkungen:

Selbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor/Hrsg. (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel*. Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) Heft/[Nr.], S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate: Nachname, wie Anm. X, S. XX.

Zitate in direkter Folge: Ebd., S. XX.

Verweise: vgl.

5. Editionen

Beabsichtigen Sie die Edition von Briefen/Texten nach Handschriften oder

Drucken, so setzen Sie sich bitte mit den Herausgebern in Verbindung.

Edierte Texte/Briefe bitte im Titel resp. im Untertitel anzeigen.

6. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

FBG (Fontane Bibliographie) Wolfgang Rasch: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin

und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006.

FChronik (Fontane Chronik) Roland Berbig: *Theodor Fontane Chronik*. 5 Bde.

Berlin, New York: de Gruyter 2010.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Begründet und hrsg. von Gotthard Erler. Fortgeführt von Gabriele Radecke und Heinrich Detering. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register*. Hrsg. von Charlotte Jolles und Walter Müller-Seidel. München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung, Bd. evtl. Aufl. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: HFA I, 7. ²1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u.a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S. XX)

Bsp.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen von Charlotte Jolles. Berlin: Propyläen 1968–1971.

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

Bl. Blatt

eh. eigenhändig

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

Hs. Handschrift

hs. handschriftlich

m.U. mit Unterschrift

o.O. ohne Ort

o.D. ohne Datum

Ts. Typoskript

7. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: hochauflösende Scans (300 dpi), in Ausnahmefällen auch Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos.

Die Abb.-Folge bitte im Manuskript durch geklammerte Nummerierung: (Abb. 1) anzeigen.

Abb. mit folgenden Angaben auszeichnen: Maler/Fotograf: Titel, Jahr, Besitzende Institution/Person (Rechteinhaber), Signatur.

Bitte beachten Sie, dass Abbildungen nur gedruckt werden können, wenn eine Reproduktionsgenehmigung vorliegt. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.